Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

PT
1337
B5
1912
PT.4

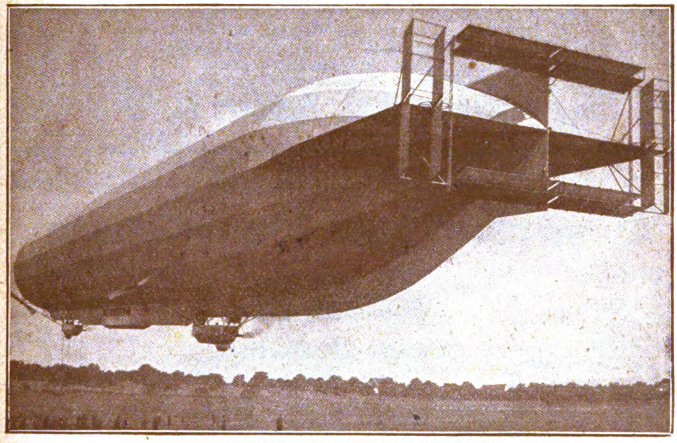
Bücher-Sammlung

von

Digitized by Google

Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin Leipzig.



Das Zeppelin-Luftschiff „Schwaben".

In Kürze erscheint:

Das Neue Universum. Band 32.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden, Abenteuer. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: „Häusliche Werkstatt". 474 Seiten Text mit 423 Abbildungen, 12 mehrfarbigen Kunstbeilagen und einem großen, mehrfarbigen Titelbild.

Elegant gebunden 6 Mark 75 Pf.

Man kann wohl sagen, daß dieses Buch von Jahr zu Jahr zu den Lieblingsbüchern der Jugend gehört, und zwar nun ein ganzes Menschenalter hindurch. Warum? Weil es wie wenige den Knaben zur Selbstbetätigung anregt und ihn mit einer unübertrefflichen Lebendigkeit für alle bedeutenden neuen Erfindungen auf dem weiten Gebiete der Industrie und des Verkehrswesens zu interessieren weiß, wozu auch die große Zahl wertvoller Abbildungen wesentlich beiträgt. Man muß staunen, wie viel des Interessanten nicht nur für die Jugend, sondern auch für die Erwachsenen hier geboten wird. Kaum ein zweites Buch eignet sich auch so zur gemeinsamen Familienlektüre und Betrachtung. Mit Lust und Liebe kann die Jugend aus diesem Buche ein Wissen schöpfen, das sie fürs Leben tüchtig macht.

Leipz. Illustr. Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* *Schultern zurück, Brust heraus!*

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Beschwerden. erweitert die Brust!
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vom Stift zum Handelsherrn.

Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen.

Ein deutsches
:: Kaufmannsbuch. ::
Von **F. W. Stern.**
9.—13. Auflage.
Elegant gebunden 5 Mark.

An Handelsschulen als Prämie und als Lese- und Lehrstoff eingeführt.

Ein Werk, wie es jungen Kaufleuten oder denjenigen, die sich dem Kaufmannsstande widmen wollen, noch nicht geboten wurde. Es enthält in **erzählender** und **unterhaltender Form** den gesamten Entwicklungsgang des Kaufmanns von der Schule aus bis zur höchsten Stufe, zum Handelsherrn. In dem Werke ist eine Unmenge praktischer Erfahrungen sowie allgemeinen und besonderen Wissens mit jahrelangem eisernen Fleiß zusammengetragen, es ist aus der Praxis hervorgegangen und führt in alle Einzelheiten des kaufmännischen Geschäfts — praktische Kontorarbeiten, Kalkulation, Spedition, Statistik und Auskunftei, Buchhaltung, Wechsellehre, Kassenwesen und Warenkunde 2c. — mit der Klarheit einer persönlichen Anleitung ein. Der Leiter einer höheren Handelsschule schrieb nach Durchsicht: „Ich bin von dem Werke entzückt, weil es einen Studiengang wiedergibt, wie ihn jeder ordentliche Kaufmann durchlaufen sollte.“

Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen. Von Oswald Bauer.

196 Seiten 8°. Broschiert 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Das Buch ist für den deutschen Kaufmannsstand geradezu eine befreiende Tat zu nennen, indem es diesen viel verkannten und unterschätzten Stand in das rechte Licht rückt. Es wird hier einmal gesagt, was der Kaufmann — wohlverstanden der rechte, der ehrbare Kaufmann — in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung leistet und bedeutet. Seit Gustav Freytags „Soll und Haben“ ist nichts geschrieben worden, was das Wesen und Sein des deutschen Kaufmanns so wahr darstellt und so fein abgestimmt beleuchtet, wie Bauers „Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen“. Kein Kaufmann, der etwas auf sich und die Achtung seines Standes hält, darf dieses Buch ungelesen lassen. **Beiblatt zum Kladderadatsch.**

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

Zu der Erzählung „Achtzig Pfund Gold“ von Richard v. Wurmb.
(S. 17)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

◆

Jahrgang 1912 ◆ Vierter Band

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Digitized by Google

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Achtzig Pfund Gold.
Erzählung aus Paraguay von Richard v. Wurmb. Mit Bildern von Max Vogel 5

Die Frau des Adjutanten.
Roman von Fr. Lehne (Fortsetzung) 19

Die Anfänge wichtiger Erfindungen.
Von Gerd Harmstorf. Mi 10 Bildern 82

Ein junger Held.
Geschichtliche Erzählung von Wilhelm Hille 95

Aus Casablancas Kriegstagen.
Von R. F. Hermann. Mit 9 Bildern 148

Das zweite Ich.
Aus den Erinnerungen eines Arztes. Von Fr. Holzer 162

Der moderne Zeitdienst.
Von Th. Seelmann. Mit 7 Bildern 170

Ein vergessenes Eiland in der Donau.
Von W. H. Geinborg. Mit 9 Bildern 182

Mannigfaltiges:
Gregors Stimmung 196
Unheimliche Spiele 200
Die Weiberrevolution von Delft 202
Mit Bild.
Ein diplomatischer Zwischenfall 204
Kleine Lebensretter 205
Spatzenköpfe 209

Digitized by Google

Seite

Punschglas mit Zitronenhalter 209
Mit Bild.
Ein schwieriger Buchtitel 210
Eine Pflanze als Enthaarungsmittel 214
Eine Prophezeiung 216
Täler des Todes 216
Der Sohn eines berühmten Vaters 220
Mit Bild.
Des Guten zuviel 222
Das Neueste von der Wünschelrute 223
Pariser Kunstsuppen 226
Vom Wesen der Träume 227
Ein giftfester Schlangenbeschwörer 229
Neue Kallasorten 230
Mit Bild.
Pensionsgesuch einer Spionin 232
Ein findiger Hausarzt 233
Erinnerungen an Konfutse 233
Mit 2 Bildern.
Befriedigte Neugierde 235
Eine gute Antwort 237
Scheintod und Röntgenstrahlen 238
Die älteste Münchhausiade 238
Der Küchenzettel eines Obersten aus dem Dreißigjährigen Kriege 239
Der vorsichtige Minister 240

Digitized by Google

Achtzig Pfund Gold.

Erzählung aus Paraguay von Richard v. Wurmb.

Mit Bildern
von Max Vogel.

(Nachdruck verboten.)

Es wurde Abend. Die Straßen belebten sich, ganz San Salvadore wollte nach der Arbeit und der Hitze des Tages frische Luft schöpfen. Die älteren Männer spazierten rauchend und schwatzend herum, die Frauen setzten sich unter die säulengetragenen Vordächer der Häuser und tranken Tee. Vor der Kirche versammelten sich die jungen Leute, debattierten laut über Politik, lärmten, sangen und lachten. In der Ferne ertönten Mandolinenklänge.

Alles war vergnügt, nur Grazia, die Tochter der Witwe Manuela Tudran, seufzte.

Pedro Serra saß ihr gegenüber; er war heute aus Asuncion zurückgekehrt, wo ihn sein Oheim Termata in die Geheimnisse des Tabakgeschäfts eingeweiht hatte. Ob er noch auf sie zählen könne? Ob sie ihn noch lieb habe? Das waren seine ersten Fragen gewesen, und dabei hatte er sie sorgenvoll angesehen.

Grazia waren sofort die Tränen in die Augen gekommen. Die Mutter, ach, die strenge Mutter wollte gar hoch mit ihr hinaus, der reichste Estanciero in ganz

Digitized by Google

Paraguay war ihr kaum gut genug zum Schwiegersohn. Was würde sie sagen, wenn Pedro mit seiner Werbung käme!

Nun, er wußte ganz gut, was sie sagen würde. Sie war weit und breit die reichste und geizigste Frau, er aber besaß so gut wie nichts. Nun hatte er einen Entschluß gefaßt. Es war nichts Besonderes dabei, jeder Paraguayer wäre in seiner Lage darauf verfallen. Er wollte nämlich Grazia entführen.

Er faßte also ihre Hand und sagte: „Was kümmert mich deine Mutter! Meine Lehrzeit ist vorüber, ich verdiene jetzt Geld und kann zur Not eine Frau ernähren. Als ich San Salvadore vor drei Jahren verließ, gabst du mir dein Wort auf deine Treue. Das ist so gut wie ein Eid! Und jetzt fürchtest du dich vor deiner Mutter? Gilt sie dir mehr als der Geliebte? Fliehen wir also! In Asuncion lassen wir uns trauen. Wenn deine Mutter vor einer solchen Tatsache steht, wird sie sich fügen."

„Mein Sinn hat sich nicht geändert," sagte Grazia sanft, „aber ich würde den Zorn des Himmels auf mich laden, wollte ich mein Glück auf diese Weise ertrotzen. Nein, ich war immer eine gehorsame Tochter und will es auch bleiben."

Pedro hatte ganz fest auf das Gelingen seines Planes gerechnet und sich seine Zukunft schon in den glänzendsten Farben ausgemalt. Mit dem Gelde der Schwiegermutter hatte er in Asuncion ein großes Geschäft gründen wollen — und nun machte ihm Grazia einen dicken Strich durch die Rechnung. Grazia war eben schwach, die Mutter hatte sie augenscheinlich völlig unterjocht. Es war klar: sie wäre ganz gern seine Frau geworden, aber die Angst vor der Mutter ließ sie zu keinem Entschluß kommen.

Digitized by Google

Plötzlich faßte er sie rauh am Arm, schüttelte sie und sagte: „Nein, ich verzichte unter keinen Umständen! Du gehörst mir, verstehst du? Du hast nicht mehr das Recht, dich mit einem anderen zu verloben — vergiß das nicht! Du bist meine Braut, Grazia! Und ich bin zum Äußersten entschlossen.“

Grazia schluchzte laut auf.

Da plötzlich öffnete sich langsam die Tür, und die Witwe Tudran sah herein. Mit honigsüßer Stimme sagte sie: „Warum weinst du, Kind? — Ei, ei, Señor Pedro Serra, ich glaube

gar, Sie sind daran schuld! Macht der Tausendsasa meinem Täubchen das Herz schwer! Da bin ich ja gerade zur rechten Zeit nach Haus gekommen!“

Digitized by Google

Pedro schwieg zuerst unschlüssig, dann aber faßte er sich ein Herz und sagte: „Ich liebe Grazia und begehre sie zur Frau."

Die Witwe setzte sich langsam, sah erst ihre Tochter, darauf den Besucher mit funkelnden Augen an, neigte den Kopf ein wenig zur Seite und stemmte die Arme in die Hüften: „Señor Pedro Serra, ich fühle mich sehr geehrt, wirklich sehr geehrt, aber ich habe Grundsätze, und diese Heirat würde dagegen verstoßen. Hören Sie mich an! Meine Tochter ist weder schön noch geistreich, sie ist nur überaus gutmütig, genau so gutmütig wie mein lieber Seliger war, der, trotzdem er fünfmal erbte, ganz sicher als Bettler gestorben wäre, hätte ich das Geld nicht hübsch zusammengehalten. Nun setzen wir einmal den Fall, ich hätte das nicht getan und Grazia sei keine Erbin, sondern arm wie Sie — würden Sie dann auch sagen: ich liebe Grazia und begehre sie zur Frau? — Nein, Sie würden Grazia kaum eines Blickes würdigen. Und weil ich das weiß, verweigere ich sie Ihnen, denn diese Heirat könnte meinem Kinde kein Glück bringen."

Triumphierend sah sie ihn an. Was würde der armselige Freier darauf erwidern können?

Eine Weile schwieg er verlegen. Wie sollte er den Schlag parieren, wie ihr beweisen, daß er kein gewöhnlicher Mitgiftjäger sei?

Endlich sagte er: „Ich liebe Grazia so, wie sie ist, denn anders kenne ich sie nicht; aber ich zweifle nicht, daß ich auch an einer armen Grazia Gefallen finden würde."

„Sehr schön gesagt!" rief die Witwe spöttisch.

Grazia schien mit seiner Erklärung zufrieden zu sein, denn sie lächelte und sagte: „Er liebt mich, und ich liebe ihn." Und da ihre Mutter nur die Achseln

Digitized by Google

zuckte, fuhr sie bittend fort: „Kann unsere Liebe dein Herz denn nicht rühren, Mutter? Warum zweifelst du an Pedros Aufrichtigkeit?“

„Weil ich meine Erfahrungen gemacht habe,“ antwortete die Witwe streng. „Als ihr Kinder waret, stahlst du mir Honig, Fleisch und Kuchen aus der Küche, um Pedro damit zu füttern, denn er hatte immer Appetit nach etwas Gutem, und bei seinen Eltern war Schmalhans Küchenmeister. Er befahl dir einfach, und du gehorchtest. Ja, ja, er war schon damals ein Schlaukopf und nützte deine Gutmütigkeit aus. Und jetzt will er dich gar noch selbst verspeisen — nur, um so zu meinem Gelde zu kommen.“

Grazia schüttelte eigensinnig den Kopf und sagte: „Und er liebt mich doch! Gewiß ist er jederzeit bereit, das zu beweisen.“

Pedro fügte sehr energisch hinzu: „Selbstverständlich bin ich dazu bereit.“

„Beweisen wollen Sie also? Sie wollen beweisen, daß Sie meine Tochter lieben? Selbstlos lieben?“

Da schlug er mit der Faust aufs Knie und rief: „Jawohl, beweisen will ich das! Sagen Sie mir, was ich tun soll, und ich werde es ausführen, und wenn es auch noch so schwer ist.“

Die Witwe schloß die Augen und überlegte. Und da sah er, wie sich ihr Mund zu einem Lächeln verzog, und dann sagte sie mit honigsüßer Stimme: „Meine Tochter steht hoch über den anderen Mädchen in San Salvadore, denn sie ist eine reiche Erbin, und deshalb gebe ich sie nur einem Manne, der ihr durch Reichtum oder hohen Rang ebenbürtig ist, keinenfalls aber einem gänzlich unbemittelten jungen Menschen, wie Sie jetzt einer sind, Don Pedro Serra. Und das ist auch ganz in der Ordnung, denn die Gatten sollen sich mög-

Digitized by Google

lichst gleich sein. Eine ungleiche Ehe schlägt selten glücklich aus. Wenn Sie also Grazia lieben, so beweisen Sie das dadurch, daß Sie ihr möglichst schnell ebenbürtig werden. Arbeiten Sie, strengen Sie Ihr Gehirn an, gründen Sie ein großes Geschäft, meinethalben eine Bank, machen Sie dann eine glückliche Pleite, oder wenn Ihnen auch das noch zu langsam geht, dann stehlen Sie und rauben Sie — bis Sie so viel Gold besitzen, um damit Grazia aufzuwiegen. Vielleicht kommen Sie in Alaska, Australien oder Südafrika schneller zum Ziel — aber wenn es auch zehn Jahre dauern sollte, das macht nichts; Grazia ist jetzt sechzehn Jahre alt, mit sechsundzwanzig wird sie Ihnen nicht weniger lieb als heute sein. Ich setze natürlich voraus, daß sie dann noch zu haben ist."

Pedro hatte zuerst den Kopf hängen lassen, als die Witwe aber mit ihrer hohnvollen Rede zu Ende war, fuhr er mit einem Ruck in die Höhe. Jetzt war ihm völlig klar, daß Grazia ein für allemal für ihn verloren sei, und da loderte plötzlich ein heißes Rachegefühl in seinem Herzen auf. Er nahm alle seine Fassung zusammen und fragte kalt: „Und Grazias Kleider, Schuhe, Haarnadeln und was sie sonst noch alles an sich hat — muß ich das auch mit Gold aufwiegen?"

Die Witwe ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Sie sah seine ohnmächtige Wut und antwortete vergnügt: „Wer wird um Kleinigkeiten mäkeln, wenn es sich darum handelt, seine Liebe zu beweisen! Wer liebt, der rechnet nicht."

Er verneigte sich sehr höflich und sagte: „Gut, der Handel soll gelten."

„Ah, Don Pedro Serra, das ist köstlich!"

„Sie glauben wohl gar, ich scherze? Nein, nein,

Digitized by Google

eines Tages werde ich Ihnen den Kaufpreis für Ihre Tochter bringen.“

Er sagte das so kalt und bestimmt, daß Grazia er-

Digitized by Google

staunt aufsah. Es schien sein vollster Ernst zu sein, er hielt es also für möglich, so viel Gold zu erwerben.

„Was willst du denn tun?“ fragte sie gespannt.

„Gold erwerben,“ antwortete er stolz.

„Aber Pedro!“ rief sie zweifelnd.

Die Witwe fiel vor Lachen beinahe vom Stuhle.

Pedro sah sie verächtlich an und sagte: „Ich gehe jetzt und werde Tag und Nacht arbeiten, und wenn das nicht genügt, Ihren guten Rat befolgen, Señora, und wuchern, stehlen und rauben. Ich werde nicht eher ruhen, bis ich den von Ihnen bestimmten Kaufpreis errungen habe.“

„Ausgezeichnet!“ schrie die Witwe, nahm Grazia an der Hand und führte sie dicht vor Pedro hin. „Wollen Sie denn nicht wissen, wieviel meine Tochter wiegt? Ich habe sie neulich auf die Wage des Kaufmanns Glasse gestellt, und sie wog genau achtzig Pfund. Sehr leicht für ihr Alter. Aber sie kann im Lauf der Jahre stärker werden. — Und nun Glück auf den Weg, mein zukünftiger Herr Millionär!“

Pedro ging, aber an der Tür wandte er sich noch einmal um. „Grazia,“ sagte er, „vergiß nie, daß du mir versprochen hast meine Frau zu werden! Du mußt auf mich warten, und wenn ich auch wirklich zehn Jahre ausbliebe.“

„Ich werde warten,“ sagte sie ängstlich.

„Dummheiten!“ schrie da die Witwe wütend. „Laß dir doch nichts einreden, Grazia! Er hat lange nicht Grütze genug im Kopfe, um Millionär zu werden, und wenn er wuchert, stiehlt und raubt, dann sperrt man ihn ins Gefängnis. Du bist völlig frei, nichts bindet dich an ihn, denn das Versprechen, das du ihm vor drei Jahren gabst, ist ungültig. Damals warst du noch ein dummes Kind.“

Digitized by Google

„Und wenn ich nicht Grütze genug im Kopfe habe, so hat doch die Liebe noch nicht aufgehört, Wunder zu wirken," sagte Pedro stolz. „Und ich fühle es, sie wird mir helfen."

Fort war er.

Grazia sah ihm starr nach. Ihr kleines Herz zog sich angstvoll zusammen. „Er ist fort!" schrie sie laut und gellend.

Ihre Mutter war ans Fenster getreten. Zwar erschien ihr Pedro als ein ausgemachter Narr, aber jetzt sah sie mit Schrecken, daß sein dramatischer Abgang das Übel fast noch schlimmer gemacht hatte. Grazia war außer sich und mehr denn je von Pedro eingenommen. Sie suchte ihr klarzumachen, daß er nie und nimmermehr achtzig Pfund Gold werde gewinnen können, aber Grazia schluchzte fort und fort und sank endlich jammernd in die Knie.

* * *

Am nächsten Tage hörte Mutter Manuela, daß Pedro San Salvadore bereits wieder verlassen hätte, vorher aber bei allen seinen Freunden, Vettern und Gevattern gewesen wäre, um ihnen die Geschichte seiner Werbung zu erzählen. Die Witwe lachte wieder triumphierend. Er hatte also das Feld geräumt und sich obendrein noch lächerlich gemacht.

Aber Grazia weinte wieder, und ganz San Salvadore nahm für sie Partei. Man bedauerte sie, und obgleich es niemand für möglich hielt, daß Pedro jemals die ungeheure Menge Gold zusammenbringen werde, wünschte man ihm doch einen baldigen Erfolg und nannte die Witwe eine Tigerin und eine Tyrannin.

Sie wußte recht wohl, daß man sie ihres Geizes

Digitized by Google

wegen nicht leiden konnte und sich freute, ihr etwas am Zeuge flicken zu können. So zuckte sie also nur geringschätzig die Achseln, wenn ihr die Nachbarinnen solchen Klatsch ins Haus trugen.

Nun kamen andere Freier, arme und reiche, alte und junge. Aber die armen wies die Witwe ab, die anderen Grazia. Zwar glaubte auch sie nicht recht, daß Pedro rasch wiederkommen werde, denn so klug war er doch wohl nicht, um im Handumdrehen Millionen gewinnen zu können, und ob die Liebe wirklich Wunder wirken werde, war mehr als zweifelhaft. Und zehn Jahre auf ihn warten, das war auch keine Kleinigkeit. Aber sie dachte: es eilt ja nicht mit der Heiraterei, ich bin jung und kann es noch eine Weile mit ansehen. Und wenn ihr die Mutter empfahl, den oder jenen zu nehmen, regte sich überdies noch ihr kindischer Trotz und Eigensinn. Sie setzte dann regelmäßig eine hochmütige Miene auf und fragte: „Wird mich der ebenso aufopfernd lieben wie Pedro? Denn der liebt mich, sonst würde er nicht um meinetwillen Unmögliches zu vollbringen suchen."

Dabei erschien er ihr in immer schönerem Lichte. Etwas von einem Märtyrer war an ihm und etwas von einem Helden.

Grazia war jedenfalls stolz auf ihn; kein Wunder also, wenn sie ihre Ansprüche immer höher schraubte und mit der Zeit eine immer höhere Meinung von sich bekam, denn ein Mädchen, um das ein Mann Tag und Nacht arbeitet und vielleicht das Äußerste wagt, muß doch einen großen Wert haben. Und dieser große Wert mußte in ihr selbst liegen, denn ihrer Mutter Geld konnte für Pedro mit jedem Geldstück, das er erwarb, nur an Reiz verlieren. Selbsterworbenes Geld ist ja viel wertvoller als ererbtes oder eheiratetes.

Digitized by Google

Ihre Freundinnen, Gevatterinnen und Nachbarinnen bestärkten sie in diesen Ideen, teils weil ihnen der ganze Liebeshandel über die Maßen romantisch vorkam, und teils weil sie die Witwe damit ärgern wollten.

Die geriet allemal außer sich, wenn von Pedro gesprochen wurde, und bereute es bereits bitter, sich diese Suppe eingebrockt zu haben. Hätte sie ihn doch einfach zum Hause hinausgeworfen! Aber sie hatte ihr Mütchen an ihm kühlen wollen, und das rächte sich nun.

Grazia dagegen war glücklich, wenn man Pedro lobte. Oh, dieser Arme! Wo war er jetzt? Wo arbeitete er, wo marterte er seinen Geist, um goldene Quellen zu finden? Vielleicht grub er im eisigen Alaska unter tausend Gefahren danach?

Käme er doch endlich, wie wollte sie ihn belohnen!

Nein, wie belohnte sie ihn jetzt schon! Ängstlich war sie besorgt, nur ja kein Pfündchen zuzunehmen. Der arme Pedro hätte ja nur um so länger arbeiten müssen!

Eines Tages erschien der Sohn eines reichen Estancieros und warb um sie. Er war der erste, der ihr so gut gefiel, daß sie einen Augenblick Pedro verschmerzen zu können meinte, aber im entscheidenden Moment kam ihr sein Gelübde ins Gedächtnis. Pedro hielt sie für treu, also wollte sie es auch sein.

Wenn sie nur nicht so sehr hätte hungern müssen!

Die Mutter überhäufte sie mit Vorwürfen und nannte sie eine Närrin, aber Grazias Trotz war größer als ihre Neigung für den reichen Freier.

So ging ein Jahr hin und noch eins. Da kam plötzlich eine Kunde von Pedro nach San Salvadore. Ein Kaufmann aus der Nachbarschaft war in Geschäften in Buenos Aires gewesen und erzählte, er sei ihm dort zufällig begegnet, und Pedro hätte sofort nach Grazia gefragt und dann gesagt, er sei auf dem besten

Digitized by Google

Wege, der reichste Mann Südamerikas zu werden. „Richtet es ihr nur aus," hatte er erklärt. „Ich bitte

Euch darum. Und auch der Señora Manuela lasse ich mich bestens empfehlen."

Die Witwe bekam einen Wutanfall, als sie das

Digitized by Google

hören mußte, und nannte Pedro einen unverschämten Aufschneider.

Aber Grazias Augen leuchteten. Also es war ihm doch geglückt! Und wenn die Leute in San Salvadore auch skeptisch lächelten, sie glaubte daran, weil sie daran glauben wollte. Sein Erfolg war ja gewissermaßen auch ihr Erfolg.

Aber die Zeit verging, und Grazia wurde nicht schöner. Die fortwährenden Aufregungen und die Kämpfe, die sie Pedros wegen mit ihrer Mutter auszufechten hatte, nahmen sie schrecklich mit. Sie wurde immer magerer und dünner, und die boshafte Nachbarschaft brauchte sie nicht mehr damit aufzuziehen, daß sie auf die Idee verfallen war, sich zu kasteien.

Als wieder ein Jahr vergangen war, behauptete man weiter, sie wöge nur noch sechzig Pfund, und wenn Pedro so weiter zunähme an Reichtum, und sie so weiter abnähme an Gewicht, dann müsse die Stunde ihrer Vereinigung wohl rasch herankommen.

Weitere Freier blieben aus; dem einen war sie jetzt zu häßlich, dem anderen zu alt, und der dritte hielt sie für verrückt.

So wurde Grazia also eine alte Jungfer. Man wunderte sich nicht darüber, denn alle Welt kannte ja den Grund. Und die Witwe wurde vor Zorn und Ärger noch viel magerer als ihre Tochter.

Und von Tag zu Tag wartete Grazia auf Pedro. Wenn ein Hund anschlug, wenn die Tür ging — konnte er da nicht plötzlich eintreten?

Wenn sie sich jetzt auf der Straße zeigte, blieben die Leute stehen und flüsterten einander zu: „Seht, dort kommt die Närrin der Treue!“*) Die Mütter zeigten

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

sie ihren Kindern und erzählten ihnen die seltsame Geschichte dieses reichen Mädchens, und die heiratsfähigen Jungfrauen erschauerten bei ihrem Anblick und flüsterten: „Da sieht man, welche Folgen die allzu große Treue hat!“

Grazia sah jetzt aus wie eine Vogelscheuche, und wenn ein junger Mann sein Mädchen auf unbestimmte Zeit vertrösten wollte, dann bekam er ganz sicher zur Antwort: „Denkst du, ich will eine zweite Grazia werden!“

* * *

Pedro Serra regte und rührte sich nicht. Nur noch einmal, nach langer Zeit, hörte man wieder etwas von ihm. Aber es war nichts Erfreuliches.

Als der Gastwirt Salone in Buenos Aires war, um dort Wein zu kaufen, traf er Pedro in einer Schenke.

Pedro war sehr stark geworden und hatte eine Glatze bekommen. Als Salone erzählte, daß Grazia noch immer auf ihn warte, brach er in ein schallendes Gelächter aus, schlug dann mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Caramba, ich bin gerächt!“

Übrigens war Pedro längst verheiratet und Vater von sechs Kindern. In seiner Laufbahn hatte er es bis zum Buchhalter gebracht.

Als die Witwe das erfuhr, nannte sie ihn einen Schuft, und alle ihre Nachbarinnen und Gevatterinnen pflichteten ihr bei.

Grazia fiel in Ohnmacht, dann faßte sie sich aber rasch. Sie blühte sogar beinahe wieder auf, denn sie ließ sich's jetzt prächtig schmecken, da sie nicht mehr auf Pedro zu warten brauchte, und ein halbes Jahr später heiratete sie einen alten reichen Pferdehändler von Esteban.

Digitized by Google

Die Frau des Adjutanten.

Roman von Fr. Lehne.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zwanzigstes Kapitel.

Weh', daß wir scheiden müssen,
Laß dich noch einmal küssen,
Fahr wohl, fahr wohl, mein teures Lieb —"

Heinrich v. Altorf sang es frohgemut, nahm lachend sein Weib in die Arme und küßte es. Der Morgensonnenschein flimmerte auf ihrem blonden Scheitel und umgab sie wie mit einer Glorie.

Der Bursche hielt auf der Straße das Pferd bereit, das ungeduldig mit den Hufen scharrte.

Als Altorf sich in den Sattel schwang und dem edlen Tier liebkosend den Hals klopfte, wandte es schnuppernd den Kopf zur Seite nach Jolantha, die den Gatten begleitete.

Lachend fuhr sie leicht mit der Hand über das weiche Pferdemaul. „Ich weiß schon, was du willst, Grane, mein Roß!" Sie griff in die Tasche ihres weißen Morgengewandes und hielt dem Tier auf der flachen Hand einige Zuckerstückchen hin.

„Verwöhne mir Grane nicht allzusehr, Jolantha, sonst werde ich noch eifersüchtig —"

Heinrich reichte ihr nochmals die Hand, sah ihr innig in die Augen und ritt dann in schlankem Trabe davon.

Digitized by Google

Jolantha stand vor der schmiedeisernen Gartenpforte, legte die Hand über die Augen, sah ihm nach und winkte ihm zu, als er sich umwandte und grüßend den Reitstock schwenkte.

Dann ging sie hinein in den Garten, vor sich hin summend:

„— ich denk' an dich mit Sehnen,
Gedenk an mich mit Tränen,
Wenn meine Augen brechen,
Will ich zuletzt noch sprechen:
Fahr wohl, fahr wohl, mein teures Lieb!"

Es war noch früh am Tage, kaum sechs Uhr. Bubi schlief noch. Die Morgensonne lag breit auf dem grünen Rasen in dem schattigen Garten und funkelte in allen Tautropfen, die noch an den Gräsern und Blumen hingen. Voll empfand Jolantha die ganze Schönheit, den Frieden dieses köstlichen Maimorgens, und ihr Herz war voller Glück und Freude und Dankbarkeit.

Sie schnitt ganze Zweige von dem üppig blühenden Flieder ab, pflückte die zarten Maiglöckchen, und mit ihrem Blumenschmuck beladen ging sie ins Haus, um Vasen und Gläser zu füllen. Dann nahm sie eine Handarbeit und setzte sich auf den sonnenbeschienenen Balkon. Blühende Blumenstöcke, Efeuwände und eine Rollschutzwand hatten ihr da ein lauschiges Plätzchen geschaffen, an dem sie am liebsten die frühen Morgenstunden verbrachte. Die Köchin kam dann und holte sich ihre Befehle. Jolantha war eine tüchtige Hausfrau, die nichts den Dienstboten überließ. Sie war eine Frühaufsteherin, und stets frühstückte sie mit ihrem Manne, so zeitig auch für ihn der Tag anfing.

Jetzt war es halb acht. Da brachte ihr das Stubenmädchen die Postsachen. Der Briefträger war soeben dagewesen.

Digitized by Google

Verwundert drehte sie einen großen, gelblichen, versiegelten Umschlag in den Händen. Sie erkannte Leonies große manierierte Schriftzüge. „Was will sie nur?“ dachte Jolantha. „Nachdem wir uns doch erst gestern gesehen?“ Doch vorerst legte sie den Brief beiseite und griff nach Tante Cölestines längst erwartetem Brief.

Es ginge ihr gut, schrieb diese. Pfingsten könne sie aber nicht schon wieder kommen. Sie sei ja erst Ostern dagewesen und habe sich vom guten Gedeihen ihres Patenkindes überzeugt. Pfingsten müsse sie nämlich bei einer guten Bekannten das Haus hüten, da bei der ältesten, in Bremen verheirateten Tochter der Storch einkehre. Zu Weihnachten würde sie aber gern und auf länger kommen.

„Gute Seele!“ dachte Jolantha gerührt. „Immer tätig für andere!“

Dann nahm sie Leonies Sendung zur Hand.

In diesem Augenblick zog eine dunkle Wolke über die Sonne, daß ihr Schein jäh verschwand. Die junge Frau fröstelte ein wenig.

Arme Jolantha, sagt es dir denn niemand, warnt dich niemand: lies den Brief nicht!

Dann war es wie zuvor. Der düstere Schatten schwand, der Sonnenschein lag wieder warm auf der prangenden Erde.

Aber für Jolantha schien die Sonne nicht mehr.

Wie entgeistert starrte sie auf den Inhalt des geöffneten Umschlags, auf das mit einem roten Seidenband umwickelte Päckchen Briefe, die sämtlich Altorfs Schriftzüge trugen, auf den Ring, den sie immer an Leonies Hand bemerkt, auf das Kärtchen mit den wenigen Zeilen — — und dann wieder auf den ersten Brief aus dem Häuflein, den sie soeben gelesen.

Digitized by Google

Verwirrt sah sie sich um. Träumte sie denn am hellen Tag? War sie im Fieberwahn?

Sie faßte sich an den Kopf, an die Hände. Aber nein — sie war wach, saß hier auf dem Balkon, und das, woran sie arbeitete, war das Kleidchen für Bubi — — und auf dem Tische vor ihr lag der große, gelbliche Umschlag und der Brief von Tante Cölestine — und da — da lagen auch die anderen.

Wieder las sie den einen Brief — und dann die übrigen. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, mühselig entzifferte sie die doch so klaren großen Schriftzüge Altorfs, und sie las seine Liebesbeteuerungen — an eine andere, las Vorwürfe, leidenschaftliche Ermahnungen, Klagen um das fehlende Kleingeld, Aufforderungen zum Stelldichein — und zuletzt griff sie wieder nach den Zeilen Leonies, mit denen sie „für sie wertlos gewordene Briefe" zurücksandte.

Heinrich und Leonie! War das denn möglich? Stürzte denn der Himmel nicht über sie ein? Schien die Sonne denn noch immer? War denn Liebe, Freundschaft, Treue nur ein leerer Wahn?

Ihr Mann und ihre Freundin! — Zweifeln konnte sie ja nicht. Es war seine Handschrift, sein Briefpapier, das er auch zu Mitteilungen an sie, seine Braut, damals benützt hatte.

Ein Stöhnen rang sich ihr aus tiefster Brust. Wie im Schwindel schloß sie die Augen. Das, was über sie gekommen, war zu jäh, zu plötzlich, als daß sie es gleich begreifen und in seiner ganzen Tragweite fassen konnte.

Waren Minuten, waren Stunden vergangen — sie wußte es nicht. Sie schreckte auf, als die Kinderfrau mit dem kleinen Christel auf dem Arm kam. Das Kind lallte und zappelte mit den dicken Händchen

Digitized by Google

nach ihr. Bildhübsch war der kleine Wicht mit den blonden Seidenhärchen, das sich in Ringeln lockte, mit den dunklen Augen und den roten Schlafbäckchen.

Aber zum ersten Male nahm Jolantha das Kind nicht auf ihre Arme. „Gehen Sie, Herteln, ich komme gleich nach ins Kinderzimmer," stammelten ihre blutleeren Lippen.

„Herr Jeses! Wie sehen gnädige Frau denn aus?" rief die Alte erschreckt. „Sind gnädige Frau denn krank?"

Jolantha schüttelte den Kopf. „Nur ein bißchen schwindlig und müde." Ein wehes Lächeln begleitete diese Worte. „Gehen Sie nur, und besorgen Sie das Kind inzwischen."

Als sie aufstehen wollte, fiel sie kraftlos in den Sessel zurück. Wie gelähmt war sie. Sie legte die Hand auf das rasend pochende Herz — niemand durfte merken, was Unbeschreibliches in ihr vorging, daß eine Welt in Trümmer gefallen war.

Sie sann und sann, und manches, was sie rätselhaft gefunden, erschien ihr jetzt in einem anderen Licht.

Gar oft hatte es sie schmerzlich berührt, daß Heinrich kein zärtlicher Bräutigam und Ehemann gewesen war, wenn er ihr das auch durch doppelte Aufmerksamkeit ersetzte. Ihre keusche Seele hatte sich mit dem begnügt, was er ihr gegeben — und erst in den letzten Monaten war es anders geworden, da hatte sie nichts mehr entbehrt, da hatte sie sich oft im Übermaß des Glückes gesagt: „Mit niemand tausche ich doch!"

Und hatte er da — trotzdem oder gerade deshalb — hinter ihrem Rücken ein frevelndes Spiel getrieben mit der Frau seines Vorgesetzten? Sie hatte es ja schriftlich. Solche zärtlichen, heißen Worte hatte er niemals für sie gehabt. Wie ein Bruder hatte er ihr geschrieben,

Digitized by Google

nicht anders. Und sie — sie hatte ihm ihre ganze Seele gegeben. Flammend schlug die Röte der Scham in ihr Gesicht. Sie kam sich entehrt, besudelt vor.

Das war das schlimmste. Sie hatte ihm Liebe gezeigt, Liebe gespendet aus übervollstem Herzen — und vielleicht hatte er darüber bei der anderen gespottet, für die er so heiße Liebesworte gefunden!

Ein niederschmetterndes Gefühl der Demütigung erfüllte sie. Das brannte wie Feuer, ihr stolzes Blut empörte sich. Sie — nur ein geduldetes Weib, eine lästige Zugabe ihres Geldes, denn als er um sie warb, da war er arm! Ganz deutlich besann sie sich jetzt auf Leonies seltsames Benehmen, als sie ihr ihre Verlobung mit Heinrich v. Altorf mitgeteilt hatte. Wie gezwungen deren Glückwunsch gewesen war! Ihre seltsame Frage: „Altorf liebt dich doch?“ Tausend Kleinigkeiten, auf die sie früher nicht geachtet, fielen ihr ein.

Tief den blonden Kopf neigend, saß sie da. Ein wildes Schluchzen würgte in ihrem Halse. Übermenschlich beherrschte sie sich, um nicht laut aufzuschreien. Sie nahm ihren ganzen Frauenstolz zu Hilfe, wenn ihr auch der Jammer das Herz fast abdrückte.

Alles tat ihr weh — die lebendige Schönheit des Maimorgens, der Sonnenschein, der Vöglein Jubilieren. Sie legte die Hand auf die Augen, schlich in das Schlafzimmer. Jeden Schritt mußte sie den willenlosen Gliedern abringen — wie eine Maschine, deren Mechanismus zerstört, war sie.

Sie schloß die Tür hinter sich, und mit einem ächzenden Wehelaut sank sie auf ihr Bett.

Sie zweifelte keinen Augenblick, daß Heinrich sie nicht geliebt hatte, als er sie zum Altar geführt. Und dennoch war sie Mutter seines Kindes geworden! Sie drückte die geballten Hände auf die Augen, daß es

Digitized by Google

sie schmerzte. Sie riß unbarmherzig an ihrem schönen Haar. Körperlichen Schmerz zu fühlen war Wollust gegen das Weh, das ihre Seele durchtobte.

In dieser Stunde begrub sie alles, was sie an Glück und Liebe in sich fühlte — wie ein großer Kirchhof war ihr Herz.

Eines wurde ihr klar. Hier konnte sie nicht mehr bleiben nach dem, was sie erfahren. Sie wollte gehen, und das Kind nahm sie mit. Es war ihr Kind, er hatte keinen Teil mehr an ihm.

Sie drückte ihr Gesicht in die Kissen, biß hinein, und ein wildes, tränenloses Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Wie konnte, konnte er nur! Er, der doch wußte, wie sehr sie die Lüge verabscheute! Und sein ganzes Leben war trotzdem eine fortgesetzte Kette von Unwahrheiten gewesen. Das also war ihr „Helde ohne Gleiche"! Sie ertrug es nicht. Ihre heilige, große Liebe war mißachtet, mit Füßen getreten!

Und Leonie! Wie gütig war sie gegen die gewesen. Und doch eine solche Falschheit!

Doch was war diese Erkenntnis gegen das Bewußtsein, daß Heinrich — —

Gott im Himmel, konnte es denn nur so viel Schlechtigkeit und Verstellung geben! Wenn man der Freundin und dem eigenen Mann nicht mehr trauen konnte — —

Es klopfte an der Tür. „Gnädige Frau, Bubi weint so sehr und ist nicht zu beruhigen. Die Herteln schickt mich."

Die Köchin war es, die rief.

Sie schleppte sich nach der Tür. „Ich komme gleich, Lina."

Mit kühlem Wasser badete sie die roten, brennenden Augen. Ihr Kind rief, sie durfte sich ihrem Schmerze

Digitized by Google

nicht länger hingeben, mußte sich in die Tatsache finden, daß sie ein belogenes, betrogenes Weib war.

Die Kinderfrau und die Köchin erschraken, als sie ihrer Herrin ansichtig wurden. Was war mit ihr geschehen? Kalkweiß sah sie aus, konnte sich kaum auf den Füßen halten, und die Hände zitterten, die das Kind besorgten, das sofort aufhörte zu weinen, als die Mutter kam.

Jolantha zwang sich zum Lächeln auf die besorgten Fragen. „Ich sagte es schon — es ist nichts! Nur schwindlig fühle ich mich, und arges Kopfweh hab' ich. Ich muß mich nachher legen."

Sie sah den verständnisinnigen Blick nicht, den die beiden miteinander austauschten, ahnte nicht, was sie dachten und wie sie sich nachher zuflüsterten, daß wohl die Post eine bitterböse Nachricht gebracht haben müßte.

Als das Kind gebadet war und wieder in seinem Bettchen lag, ging Jolantha hinüber ins Wohnzimmer. Sie zog die Leinenvorhänge fest zu, daß die Sonne nicht hineindringen konnte. Die tat ihr jetzt nur weh. Und dann saß sie wieder vor den Briefen, deren Weiß aufdringlich in ihre Augen stach. Die Schriftzüge ihres Mannes tanzten einen höhnischen Reigen. „Geliebte Leonie — süßes Mädchen" las sie wieder und wieder, und dann lachte sie, lachte, um in ein heißes, schmerzliches Weinen auszubrechen.

Pferdegetrappel vor dem Hause.

Kam Heinrich schon zurück? Sie rührte sich nicht. Ein wohlbekannter Pfiff ertönte — einige Takte des Siegfriedmotivs, die sie ihm scherzend beigebracht hatte. Sie hörte nicht darauf. Regungslos saß sie da. Das Herz schlug ihr mit wahnsinnig schnellen Schlägen in der Brust, es nahm ihr fast den Atem. Sie drückte die Hand darauf.

Digitized by Google

Jetzt hörte sie Heinrichs Schritte auf der Treppe, jetzt riß er die Tür auf und stürmte herein.

„Jolantha, hier bist du?“ rief er und wollte sie in seine Arme schließen.

Doch sie war aufgesprungen und streckte abwehrend die Hände gegen ihn aus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Verständnislos sah er sie an. Da bemerkte er die geisterhafte Blässe des lieblichen Gesichts. Fast grünlich schimmerte es in dem Sonnenlicht, das sich mühsam durch den an der Mauer üppig rankenden wilden Wein, durch die geschlossenen Leinenvorhänge drängte.

„Jolantha, was ist dir?“ rief er erschreckt. „Du bist krank!“ Und trotz ihres Widerstrebens legte er den Arm um ihre Schultern und bog unwiderstehlich ihren Kopf zu sich.

Mit aller Kraft befreite sie sich endlich von ihm. „Rühr mich nicht an!“ flüsterte sie mit bebender Stimme.

Er war aufs höchste bestürzt über ihr Verhalten. Was war denn mit ihr in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit geschehen? War es nicht, als sei sie ihrer klaren Sinne beraubt?

„Ich habe meinen Verstand vollständig beisammen, darum trage keine Sorge! Wenn ich auch geglaubt habe, ich müßte ihn verlieren, als ich das da las.“

Sie warf Leonies Sendung vor ihn auf den Tisch, daß die Briefe zerstreut herumflogen und der Ring klirrend zur Erde rollte.

Mit einem Blick erfaßte er alles. Er wurde blaß und taumelte, als habe man ihm einen Schlag versetzt. Eine solche Abscheulichkeit! Ein Glück, daß Leonie jetzt

Digitized by Google

nicht zu erreichen war, denn er fühlte, mit kaltem Blute hätte er sie erwürgen können.

Scheu blickte er auf Jolantha, die hochaufgerichtet dastand und ihn fest ansah.

„Jolantha, lasse dir erklären —"

„Gibt es angesichts dieser Beweise noch etwas zu erklären?" fragte sie kalt. „Hast du diese Briefe geschrieben?"

„Ja, Jolantha. Aber ehe ich dich kannte und —"

„Das ist nicht wahr! Hier, lies doch zum Beispiel diesen Brief und behaupte das noch einmal."

Ihre zitternden Finger wühlten in dem Häuflein und fanden bald den einen, den sie suchte.

Er wurde flammendrot. „Jolantha, damals hatte ich dich nur einige Male gesehen, und ich wußte nicht, wie —"

„Spare dir alle Worte! — Du liebst Leonie Reinach, und mich hast du erwählt, weil ich — reich war!"

Er zuckte unter diesen Worten zusammen. Doch frei und offen konnte er ihrem forschenden Blick begegnen. „Nein, Jolantha, darum nicht."

„Und warum hast du ein ungeliebtes Weib genommen?"

„Weil ich das unselige Verhältnis lösen wollte, das mich mit Leonie Reinach verband. Höre mich an, Jolantha, lasse dir erklären. Ich hatte mich mit ihr heimlich verlobt. Doch bei unserer beiderseitigen Mittellosigkeit konnten wir an eine baldige Heirat nicht denken. Nur die Hoffnung auf Onkel Christophs Hilfe hielt unser Verlöbnis aufrecht. Er aber stellte eine Probezeit unserer Liebe auf drei Jahre fest, verheiratete sich inzwischen — und da nahm Leonie sich ihre Freiheit wieder."

Stockend suchte er nach Worten. Er mußte daran

Digitized by Google

denken, mit welcher Überredungskunst er versucht hatte, Leonie zu halten. Jetzt konnte er das nicht mehr begreifen. Weltenfern lag es ihm.

„Und bei mir suchtest du dann Entschädigung!“

Er überhörte den ironischen Tonfall ihrer Worte. „Ja, Jolantha, und jeden Tag hab' ich die Stunde gepriesen, die dich mir gegeben, und die mich von der Frau befreit hat, durch die ich zum unglücklichsten Mann geworden wäre,“ entgegnete er lebhaft.

„Du sprichst von dem Mädchen, das du geliebt hast,“ sagte sie schwer.

„Ich war aber nicht blind gegen ihre Fehler, unter denen ich schon immer gelitten habe.“

„In diesen Briefen steht nichts davon. Die sprechen nur von ewiger, heißer Liebe.“

Er errötete und atmete schwer. „Jolantha, glaube es mir: tief und schmerzlich hab' ich bereut, was gewesen, daß ich einst den Gedanken hatte, Leonie Reinach meinen Namen zu geben, weil mich ihr Äußeres geblendet! Erst durch dich hab' ich kennen gelernt, was ein gutes, edles Weib wert ist —“

„Vielleicht, weil du dich auf meine Treue und Ehrlichkeit verlassen konntest. Die andere aber liebtest du trotzdem — — Nein, unterbrich mich nicht! Ich weiß es, daß du sie liebtest, daß ich dir nichts war, und während dich meine sehnsüchtige Frauenliebe suchte, dachtest du an eine andere — an sie! Ich habe das oft und schwer empfunden, hab' über den Grund deines kühlen Wesens gegrübelt, konnte aber das Richtige nicht finden. Bis mir jetzt die Augen geöffnet wurden! Ihr beide habt euch gut zu verstellen gewußt — euer heimlich Spiel hinter meinem Rücken —“

„Jolantha, beleidige mich nicht durch einen solchen schmählichen Verdacht!“ brauste er auf. „Ich hatte

Digitized by Google

dich so oft gebeten, die Reinach unserem Hause fernzuhalten —"

„Du hast mir aber nie den Grund gesagt, weshalb. Während du Abneigung heucheltest, war es vielleicht nur Furcht vor ihr. Denn sie ist skrupellos und gewissenlos. Ich habe sie jetzt kennen gelernt. Meine Menschenkenntnis war erbärmlich gering, fast muß ich über meine Naivität lachen."

Er versuchte ihre Hände zu fassen. Doch kalt und verächtlich sah sie ihn an, daß ihm der Mut sank.

In beschwörendem, bittendem Ton sagte er: „Ich habe dich als selten vernünftige, einsichtsvolle Frau kennen gelernt, Jolantha. So wirst du auch diesmal nachsichtig sein. Durch einen unglücklichen Zufall oder vielmehr durch eine Gemeinheit, wie sie größer nicht gedacht werden kann, hast du etwas erfahren, was dir ewig verborgen bleiben sollte. Ich habe schwer darunter gelitten, Jolantha, und ich will diese Stunde als Strafe, als Sühne betrachten. In jedes Mannes Leben ist etwas, das er um seines Weibes willen gern ungeschehen wissen möchte, aber —"

„Das weiß ich, und alles, was auch gewesen, kümmert mich nicht! Ich denke nicht daran, wen du vor mir geküßt — wenn nur mit dem Tage der Verlobung alles andere aufgehört hat! — Aber dieses eine hier — wer bürgt mir dafür, daß es ein Ende hatte?"

„Mein Wort!" entgegnete er ernst und fest.

Prüfend sah sie ihn an.

Glaubte sie ihm etwa nicht? Er wurde rot vor Erregung, indem er das erwog. Sie mußte ihm ja glauben!

Ihr Antlitz blieb ernst und verschlossen. „Und diese Briefe hier? Sie tragen zwar meistens kein Datum —"

„Sie sind alle geschrieben, bevor ich mich mit dir

Digitized by Google

verlobte. Ich hatte längst Schluß gemacht mit Leonie Reinach, und sie hat es mir sehr erleichtert."

„Daß du daran gedacht hattest, sie zu deiner Frau zu machen, daß du sie liebtest, begreife ich vollkommen. Sie hat ja auch verstanden, mich zu blenden, hat es verstanden, sich den Obersten einzufangen. Diese Liebe trage ich dir nicht nach, darüber würde ich weggekommen sein." Sie sah sein befreites Aufatmen und fuhr deshalb hastig fort: „Aber daß du mir nicht offen und ehrlich gesagt, so und so stand ich mit Baronesse Reinach, deshalb darfst du als meine Braut und Frau diesen Verkehr nicht mehr pflegen — das verzeihe ich dir nicht. Mein Stolz kann es nicht ertragen, zu denken, welch demütigende Rolle du mir in diesen zwei Jahren auferlegt hast — als geduldete, ungeliebte Frau, von der anderen heimlich verlacht und bemitleidet. Eine solche Feigheit und Lüge kann ich dir niemals vergeben. Und deshalb bin ich fertig mit dir, Heinrich. Ich gehe."

„Jolantha!" rief er außer sich. „Jolantha, so höre doch — ich schwöre dir bei allem, was mir heilig und teuer ist, daß ich dich liebe aus meines Herzens tiefstem Grunde! Und wenn du von mir gehst, bin ich der unglücklichste Mensch auf Erden! Jolantha, verzeihe mir doch!" Flehend, mit feuchten Augen sah er sie an.

Doch ihr Antlitz blieb herb und still. Sie machte eine abwehrende Handbewegung. „Spare dir jedes Wort, Heinrich. Du kannst mich nicht halten. Ich gehe von dir, und mein Kind nehme ich mit."

„Bist du von Sinnen, Jolantha? Darum —"

„Ja, darum! Und man kann mich nicht zwingen, gegen meinen Willen bei einem Manne zu bleiben, den ich nicht mehr liebe."

„Stirbt Liebe so schnell?" kam es schmerzlich von seinen Lippen.

Digitized by Google

„Das frage dich selbst, Heinrich — und denke dabei an Leonie Reinach!“

Er stöhnte tief auf. „Du bist grausam, Jolantha —“

„Wenn Wahrheit Grausamkeit ist — ja. Lieber tot sein, als ein Leben in Lüge führen. Und mein Leben an deiner Seite würde eine fortgesetzte Lüge und Qual für mich sein.“

Eine bange, ahnungsschwere Stille lag zwischen den beiden Menschen, ehe er antwortete.

„Gut, Jolantha! Ich kann dich nicht halten, wenn du gehen willst! — Was du mir in deinem Eigensinn, der dich ungerecht, grausam, blind macht, was du mir damit antust — darüber will ich schweigen! Doch Bubi bleibt bei mir!“

Da fuhr sie hastig auf. Die Starrheit ihrer Züge löste sich. „Das Kind gehört zur Mutter. Ich nehme es mit mir.“

„Nein.“

„Und ich nehme es doch mit mir.“

„Dann fordere ich mein Kind zurück durch die Macht des Gesetzes.“

„Es bedarf der Mutter noch.“

„Wenn die den Vater des Kindes in böswilliger Absicht ohne triftigen Grund verläßt, wird ihm die Pflege durch die Mutter ersetzt werden.“

„Ich habe triftige Gründe genug.“

„Welche? Nenne sie mir! Durch nichts habe ich dir Veranlassung gegeben, von mir zu gehen! Bubi bleibt deshalb hier bei mir.“

Sie rang die Hände in bitterer Qual. „Mein Kind kann ich nicht lassen — ich muß es haben! Ich werde darum kämpfen. Es gehört mir — mir!“

Er faßte sie am Arm und sah sie mit tränenschweren, kummervollen Augen an. „Ist dir das Leben an

Digitized by Google

meiner Seite mit einem Male so unerträglich geworden, Jolantha? Willst du bösen Menschen wirklich den Triumph gönnen, unser so heiß beneidetes Glück zerstört zu haben? Willst du es nicht von neuem mit mir versuchen — um unseres Kindes willen?" fragte er eindringlich.

Sie riß sich von ihm los, flüchtete weit ins Zimmer hinein und schlug die Hände vor das Gesicht. Schwer atmend stand sie da. „Nein — ich kann nicht!" rang es sich aus ihrem Munde. „Als Mutter meines Kindes muß ich ja bleiben, wenn du mir's nicht geben willst. Aber jede Gemeinschaft zwischen uns hört auf. — Tue du, was du willst — am liebsten will ich dich nicht mehr sehen!" schrie sie fast. „Aber mein armes Kind soll nicht ohne seine Mutter sein!"

Ihre schonungslosen Worte ließen ihn erbleichen. „Meine Vaterliebe hätte ihm die Mutterliebe schon ersetzt," sagte er.

„Das kannst du nicht!"

„Weißt du das so genau? Meine Liebe ist nicht so egoistisch wie die deine! — Was hab' ich dir so Schweres getan, daß du darum ein Familienglück in blindem Wahn zerstören willst?"

„Was du mir getan hast? Du hast meine Liebe, meinen Glauben, mein Leben zerstört. Und das kann nie wieder heil werden!" rief sie erregt, und ihre Augen flammten. „Nie — hörst du? — Um des Kindes willen allein will ich —"

„Du bist krank, Jolantha!"

Sie wandte ihm den Rücken.

Da ging er traurig hinaus. Die Erregung übermannte ihn.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wenn Altorf im stillen gehofft hatte, Jolantha würde doch noch anderen Sinnes werden, so hatte er sich getäuscht. Sie handelte nach ihren Worten. Sie trennte sich von ihm. Ihr geräumiges Ankleidezimmer richtete sie sich als Schlafzimmer ein. Mochten die Dienstboten denken, was sie wollten. Der Riß ließ sich doch nicht verbergen. Niemals mehr geleitete sie den Gatten oder erwartete ihn; nur das Nötigste sprach sie bei Tische mit ihm, und ihr Gesang war gänzlich verstummt.

Wie unter einem Druck gingen die Leute einher. Die Veränderung war zu auffallend, als daß sie nicht flüsternd untereinander ihre Vermutungen ausgetauscht hätten. Nur die Kinderfrau lächelte unter bedeutungsvollem Augenzwinkern. Das hätte seine Gründe und würde sich mit der Zeit schon wieder geben.

Heinrichs fragenden, traurigen Blicken begegnete Jolantha kalt und abweisend. Schwer wie ein Stein lag ihr das Herz in der Brust. Sie empfand keinen Schmerz mehr; eine dumpfe Trostlosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Die meiste Zeit brachte sie bei ihrem Kinde zu.

Zweimal hatte sie schon die Einladung der Prinzessin abgelehnt. Es war ihr unmöglich, unter Menschen zu gehen, und Heinrich mußte die Zurückgezogenheit seiner Frau mit Unpäßlichkeit entschuldigen.

Triumphierend kreuzte Leonie seinen Weg. Er hatte ja dienstlich jeden Tag beim Oberst zu tun, und sie wußte es jedesmal einzurichten, ihn zu treffen. Seinen gramdurchwühlten Zügen sah sie an, wie er litt. Sie wußte wohl in seinem Antlitz zu lesen. Ihre Rache hatte ihn bis auf den Tod verwundet.

„Wie geht es denn Ihrer lieben Frau, Altorf?“

Digitized by Google

fragte sie einmal voller Hohn. „Weshalb kommt sie denn gar nicht mehr? Grüßen Sie sie doch von mir!“

Unwillkürlich griff er fester in das Gefäß seines Säbels. „Ich bedaure, für meine Frau keine Grüße von Ihnen übernehmen zu können, und mit meiner Erlaubnis darf sie die Schwelle Ihres Hauses nicht wieder überschreiten. Der Atmosphäre von — Gemeinheit, die hier herrscht, soll sie sich nicht aussetzen,“ entgegnete er eiskalt.

Das war stark. Sie erblaßte. „Was erdreisten Sie sich? In welcher Sprache wagen Sie mit mir zu reden —“

„In der einzigen, in der man sich mit Ihnen verständigen kann.“

„Ich werde es dem Oberst sagen —“

Er lächelte ein unbestimmbares Lächeln. „Es steht Ihnen frei zu tun, was Ihnen beliebt. Der Zurechtweisung durch den Herrn Oberst sehe ich ruhig entgegen. Jetzt bitte ich, mich nicht länger aufzuhalten.“

Sein verächtlicher Ton machte sie beinahe rasend. „Ah, Sie müssen heim — heim zu Ihrer geliebten Gattin, der ja endlich die Augen geöffnet sind! — Glück auf, Herr v. Altorf!“

Hinter seinem Rücken ballte sie die Fäuste. „Daß ich dich noch mehr treffen könnte!“ murmelte sie.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Stubenmädchen stürzte aufgeregt zu Jolantha. „Gnädige Frau, Ihre Hoheit sind selbst am Telephon.“

Jolantha beeilte sich, die Prinzessin nicht warten zu lassen, und es ging nicht anders, sie mußte die Einladung zum Tee für diesen Nachmittag annehmen.

Die Prinzessin war erschrocken, als sie Jolantha sah. Doch sie unterdrückte die Bemerkung über das verstörte Aussehen der jungen Frau, da sie sich sagte,

Digitized by Google

daß unmöglich ein körperliches Leiden die Ursache zu dem traurigen Blick der großen Augen, zu dem schmerzerfüllten Ausdruck des blassen Gesichts sein konnte.

Vorsichtig sondierte sie. „Ach, liebste Frau Jolantha, ich wollte Ihnen schon in voriger Woche sagen, daß ich mir eigentlich recht egoistisch vorkomme. Ich habe wohl gemerkt, wie gern Altorf Ihr Porträt, an dem er ja auch das meiste Anrecht hat, sein Eigentum nennen würde. Er konnte sich neulich gar nicht davon trennen. Und nun drückt mich doch das Bewußtsein, es ihm vorzuenthalten. Ich mache Ihnen also den Vorschlag, es heute abend mitzunehmen und Ihren Mann damit zu überraschen. Im Geiste sehe ich schon sein erfreutes Gesicht."

Die Prinzessin trank ihren Tee und knabberte Gebäck dazu. Aber scharf beobachtete sie ihren Gast, der abwechselnd rot und blaß wurde.

„Hoheit sind sehr gütig; doch ich möchte ergebenst bitten, das Porträt zu behalten. Prinz Adrian hat es einmal für Hoheit bestimmt."

„Ah, ganz einfach — dann malt er Sie noch einmal."

„Ich fühle mich jetzt außerstande zu erneuten Sitzungen."

„Das vorhandene Porträt ist ja leicht zu kopieren."

„Hoheit sollen sich nicht bemühen," widersprach Jolantha fast heftig. Wie konnte auch Güte manchmal peinigen!

Die Prinzessin ging leicht darüber hinweg. Sie hatte jetzt erfahren, was sie wissen wollte. Noch vor wenigen Tagen hätte Jolantha das Porträt mit tausend Freuden für den Gatten angenommen — und heute wünschte sie es nicht in seinem Besitz zu wissen! Was mochte da vorgegangen sein?

Digitized by Google

Die beiden Damen saßen im Park, in einer natürlichen Laube, aus Taxus gebildet. Die immer fleißigen Hände der Prinzessin waren mit einer Handarbeit beschäftigt, und Jolantha bat, sich nützlich machen zu dürfen.

„Gern, Kindchen — hier suchen Sie aus!“ Die Prinzessin öffnete den neben ihr stehenden Arbeitskorb, und Jolantha nahm ein Kinderröckchen heraus, das sie mit Languetten zu versehen hatte.

„Sie haben mir wirklich in den acht Tagen gefehlt, Liebste.“

„Bubi hatte mit den Zähnen zu tun, Hoheit.“

„Sie dürfen nicht so ängstlich sein, kleine Frau! Hoffentlich sehe ich Sie jetzt wieder öfter, ehe wir verreisen. Wir werden wahrscheinlich wieder nach Berchtesgaden gehen.“

„Solange ich nicht lästig werde, stehe ich Hoheit jeden Tag zur Verfügung!“

„Ah, das höre ich gern, Kindchen! Am liebsten behielte ich Sie ganz da, wenn Mann und Kind nicht dagegen protestieren würden. Meine gute Ruge ist oft leidend — heut wieder. Ihre Migräne plagte sie so, daß sie sich unbedingt legen mußte. Ich gönne ihr ein Ausruhen.“

„Ach, Hoheit, hier sein zu dürfen, ist ein köstliches Ausruhen für den, der niemand hat!“ Mit verlorenem Blick sah Jolantha in die blühende Wildnis des Parkes. Hier hätte sie eine Heimat, würde mit Liebe aufgenommen werden, wenn es zu Hause unerträglich für sie sein würde.

„Also — dann bleibt es dabei. Wenn wir gegenseitig nichts anderes von uns hören, kommen Sie jeden Nachmittag, vorausgesetzt natürlich, daß Altorf damit einverstanden ist. Neulich ist mir auch mal wieder Frau v. d. Heyden begegnet. Sie machte einen wenig

Digitized by Google

guten Eindruck auf mich — so herausfordernd. Sie hat auch an Schönheit verloren, da sie zu stark wird. — Ich kann mir nicht helfen, Liebste, und wenn es Ihre Freundin ist —"

„Frau v. d. Heyden ist meine Freundin nicht mehr," bemerkte Jolantha leise.

Überrascht blickte die Prinzessin auf. „Nicht, Kindchen? Warum nicht mehr?"

„Hoheit haben sie richtig beurteilt. Sie ist unaufrichtig. Deshalb mag ich nichts mehr mit ihr zu tun haben. Ich habe berechtigten Grund, mich von ihr zurückzuziehen. Wenn Leute lügen, so existieren sie nicht mehr für mich."

„Sie sind noch sehr jung, Frau Jolantha, und deshalb entschuldigt das eine so harte Ansicht. Doch glauben Sie mir, wenn Sie so streng richten und sichten, würden Sie bald ganz allein dastehen in der Welt."

„Das tue ich ja schon!" hätte sie beinahe aufgeschrieen; doch sie preßte die Lippen fest zusammen, daß ihnen ja kein verräterisches Wort entschlüpfe. Ihr Jammer ging nur sie allein an. „Das dann lieber, Hoheit, als in Lüge leben!" antwortete sie.

„Man darf nicht so hartherzig und unnachgiebig sein! Man muß Kompromisse schließen, Kind. Das Leben besteht nur aus solchen."

„Hoheit reden jetzt für Frau v. d. Heyden?"

„Das wundert Sie, weil Sie mein Urteil über diese Dame kennen? Das bleibt trotzdem bestehen. Wir sind alle schwache Menschen, sind alle Sünder! — Ich weiß ja nicht, wie groß das Unrecht ist, das Ihnen Frau v. d. Heyden zugefügt hat — vielleicht sind Sie überempfindlich?"

Die Prinzessin wußte, warum sie so sprach. Sie wollte Jolantha milder, versöhnlicher gegen den Gatten

Digitized by Google

stimmen. Sie durfte ja nicht fragen, ehe die junge Frau nicht freiwillig ihr Herz öffnete. Sie war begierig auf Jolanthas Antwort, die sie aber enttäuschte. Sie erfuhr nichts.

„Nein, Hoheit, ich bin nicht überempfindlich. Aber ich werde Frau v. d. Heyden nicht mehr beachten — wo es auch ist!“

Ernst sah die Prinzessin auf die junge blonde Frau. „Haben Sie auch überlegt, Frau Jolantha, daß Sie dadurch Ihrem Mann seine Stellung als Adjutant sehr erschweren und ihm überhaupt manche Unbequemlichkeit bereiten können? — Man kann nicht mit dem Kopf durch die Wand!“

„Das ist mir gleich!“ entgegnete Jolantha hart. „Ich kann mit einer Frau, die ich verachte, nicht freundlich sein.“

„Auf solche Weise werden Sie Ihrem Mann seinen Beruf unmöglich machen. Es ist überall etwas, was einem nicht gefällt. — — Ich hätte nicht gedacht, Frau Jolantha, daß Sie so hartköpfig sind. — Doch einen Fehler muß König Renés Tochter ja haben,“ lächelte sie freundlich.

Impulsiv küßte Jolantha die Hand der gütigen Frau. „Hoheit überschätzen mich!“ stammelte sie.

„Nein, ich kenne Sie, liebes Kind! — Sie sollen nicht alles so tragisch und schwer nehmen, sonst gibt's schließlich keinen Weg mehr zurück.“

„Ich sehe niemals zurück, Hoheit. Mein Weg liegt gerade vor mir.“

„Wohl Ihnen, wenn Sie so sprechen können.“

— — — — — — — — — — — — — —

Fortan verlebte Jolantha die meiste Zeit auf Luisenruh. Oft brachte sie den Kleinen auf Wunsch der Prinzessin mit, der jetzt seine ersten Gehversuche machte.

Digitized by Google

Und abends, wenn sie Bubi zur Ruhe gebracht hatte, fuhr sie nochmals nach dem Schlößchen. Es war, als ob Heinrich gar nicht mehr für sie da sei. Sein kummervolles Gesicht rührte sie nicht. Mit tiefem Schmerz fühlte er, daß sie ihm immer mehr entglitt, daß sie ihm verloren war. Und eine heiße Eifersucht erfüllte ihn — auf den Prinzen!

Schließlich machte er ihr Vorhaltungen.

Kalt sah sie ihn an. „Hast du etwas vermißt an deiner Ordnung und Bequemlichkeit? Kommt Bubi zu kurz? Habe ich in irgend etwas meine Hausfrauenpflichten versäumt?“

„Nein, Jolantha, das nicht, aber —“

„Bitte, das genügt mir. Im übrigen tue ich, was mir beliebt.“

„Man spricht über deinen Verkehr in Luisenruh.“

Sie zuckte die Achseln. „Mag man es tun.“

„Du hast Rücksichten auf mich zu nehmen.“

„Ich denke, es ist ein Vorzug, daß ich so oft nach Luisenruh befohlen werde, ein Vorzug, um den man mich beneidet. Ich verstehe nicht, wie du da von ‚Rücksichten nehmen‘ sprechen kannst.“

„Ja, wenn die Prinzessin allein auf Luisenruh wäre! Aber da Prinz Adrian —“

Sie lachte kurz auf. „Was tut das?“

„Er verehrt dich — das gibt Anlaß zum Gerede!“

„Nimmt er dir dadurch etwas?“

„Jolantha, auch meine Geduld hat eine Grenze!“ rief er drohend.

„Ich habe dir nie Veranlassung gegeben, mich daran zu erinnern.“

„Ich will aber nicht, daß mein Name in der Leute Mund kommt!“ grollte er. „Ich verbiete dir den täglichen Verkehr dort!“

Digitized by Google

Sie fühlte seine brennende Eifersucht, und ein neues Gefühl erwachte in ihr — das, ihn zu quälen. „Du hast mir nichts zu verbieten, wenn ich meine Pflichten als Hausfrau nicht vernachlässige. Auf den Verkehr in Luisenruh verzichte ich nicht!“

„Du machst meine Stellung im Regiment unhaltbar, dein sonderbares Benehmen ist schon aufgefallen. Ich werde nach dem Manöver um meine Versetzung einkommen — — und du kommst dann mit mir.“

„Selbstverständlich sehe ich ein, daß ich mit meinem Kinde nicht allein hier bleiben kann,“ entgegnete sie gelassen.

„Jolantha—!“ Er schrie es fast. „Du bist herzlos!“

„Hast du nach meinem Herzen gefragt? Du selbst hast es zertreten. Ich weise jeden Vorwurf zurück. Du hättest mich ja gehen lassen können, als ich dich darum bat — dann wäre dir und mir all das Unerquickliche, Peinliche erspart.“

„Niemals lasse ich dich von mir gehen! Lieber will ich alle Qualen erdulden!“

Sie spürte seine heiße Liebe aus seinen Worten, doch sie blieb ungerührt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der August war herangekommen. Es war still in der Stadt geworden. Alles war verreist. Leonie v. d. Heyden war nach Nauheim zu ihrer Mutter gefahren, dann nach dem Genfer See, wo sie sich mit ihrer Freundin Ada v. Baumann traf.

Trotzdem es Jolantha fortdrängte, zog sie doch vor, zu Hause zu bleiben. Das Kind erschien ihr noch zu klein, als daß ein Luft- und Milchwechsel ihm dienlich sein konnte.

Digitized by Google

Sie fühlte sich sehr einsam. Die Besuche auf Luisenruh hatten für einige Wochen ein Ende, da Prinzessin Chlodwig und ihr Sohn mit der herzoglichen Familie in Berchtesgaden weilten.

Der Oberst, als Strohwitwer, hatte sich verschiedentlich im Hause seines Adjutanten zum Essen angesagt — wie früher. Er beobachtete die beiden scharf. An gegenseitiger korrekter Haltung war es fast zu viel. Jolanthas ernstes Gesicht wurde selten von einem Lächeln überstrahlt. Er hatte längst gemerkt, daß es in der Ehe seines Adjutanten nicht mehr stimmte. Jolanthas Fernbleiben von seinem Hause war ihm ebenfalls aufgefallen.

Auf einem Morgenritte fragte er Altorf danach. „Um alles in der Welt, Altorf, was ist nur in Sie gefahren? Ein Gesicht machen Sie wie der Lohgerber, dem die Felle davongeschwommen sind! Und Ihre kleine Frau sieht man gar nicht mehr. Verübeln Sie mir die Frage nicht: Was hat's zwischen euch gegeben? Ich vermisse die Gastlichkeit Frau Jolanthas, und meine Frau, deren Freundin sie doch ist —"

Altorf hatte unwillkürlich eine heftige Bewegung mit dem Zügel gemacht, so daß seine Fuchsstute erschreckt zusammenzuckte und sich bäumte. Begütigend klopfte er das glänzende Fell. „Zu Befehl, Herr Oberst! Ein Mißverständnis, an dem sowohl meine Frau als auch ich unschuldig sind," entgegnete er mit gepreßter Stimme. „Von dritter Seite —"

„Ah, und kennen Sie diese dritte Seite?"

Altorf zögerte momentan mit der Antwort. Dann sagte er kurz: „Jawohl, Herr Oberst!"

„Weshalb stellen Sie diese dritte Seite nicht zur Rede?"

„Es hätte keinen Zweck mehr, ist aus gewissen Gründen auch nicht gut möglich."

Digitized by Google

Der Oberst sah ihn von der Seite an. Er sah den herben, verschlossenen Zug im Gesicht seines Begleiters, der die Lippen fest aufeinandergelegt hatte, als wolle er nicht mehr sagen, und aus einem unbestimmten Gefühl heraus fragte der Oberst auch nicht weiter. Er ahnte, daß jener dritte vielleicht Leonie oder ihr Bruder sein könnte, denn sonst hätte Jolantha doch sein Haus nicht so absichtlich gemieden. Es wurmte ihn aber doch beinahe, daß diese stolze Frau so ohne jede Rücksicht ihren Weg für sich ging.

Sie hatte eben den starken Rückhalt an Luisenruh.

„Ohne mich in Ihre Angelegenheiten drängen zu wollen, lieber Altorf," begann der Oberst wieder, „wäre es von Ihrer kleinen Frau nicht doch klüger gehandelt, sich nicht so von allen zurückzuziehen? Die Einladung der Baumann zu einem großen Damenkaffee hatte sie kürzlich wieder rundweg abgelehnt."

„Die Frau Prinzessin hatte sie für diesen Tag zu einer Autotour nach Birkenstein eingeladen."

„Ja, ja, ich glaube es ja gern, aber Frau v. Baumann war doch sehr pikiert darüber, wie meine Frau mir sagte. Schließlich haben Sie auch darunter zu leiden. — Ich meine es gut, Altorf, ich spreche nicht dienstlich mit Ihnen."

„Ich bin dem Herrn Oberst sehr zu Dank verpflichtet, habe selbst schon über alles nachgedacht und es für das beste gehalten, um meine Versetzung einzukommen — oder auch nach Großlabau zu gehen und selbst meine Scholle zu bebauen, so schwer es mir würde, den Rock meines Königs auszuziehen," sagte er leise.

„Um Weiberlaunen, Altorf? Das wäre das letzte!" rief der Oberst erregt. „Nein, daran dürfen Sie nicht denken! Ich lasse Sie nicht fort! Es wird sich schon wieder einrichten."

Digitized by Google

Er redete weiter auf seinen Begleiter ein, der mit gesenktem Kopf, blind für die strahlende Pracht des Frühlingsmorgens, neben ihm her ritt.

— — — — — — — — — — — — —

Angstvoll blickte Jolantha auf ihr Kind, das seit einigen Tagen unpäßlich war. Der Arzt konnte nichts Bestimmtes sagen, als sie ihn gerufen hatte. Doch als er am nächsten Tage wiederkam, wußte man es: Bubi war am Scharlach erkrankt. Sie verging fast in Angst und Sorgen. Dieses zarte, kleine Kind, das kaum das erste Lebensjahr überschritten hatte! Sie rang sich die Hände wund im Gebet.

Und in seinem Zimmer ging Altorf auf und ab, von Angst und Unruhe gefoltert. Er wagte nicht, sich seiner Frau zu nähern, nachdem sie ihn zurückgewiesen hatte.

So trug jedes für sich seinen Schmerz — und das, was andere Eltern sonst wieder zusammenführte, die gemeinsame Sorge um ein schwerkrankes Kind, das führte die beiden immer weiter auseinander.

Altorf mußte ins Manöver. Am Morgen trat er, fertig gerüstet mit Helm und Schärpe, leise in das Krankenzimmer. Jolantha kniete vor dem Bett des Kindes, das Gesicht auf die gefalteten Hände gedrückt. Sie hatte wohl seinen Eintritt überhört, denn sie rührte sich nicht. Das Wasser schoß ihm bei diesem Anblick in die Augen. Er mußte mehrere Male schlucken, ehe er ein Wort herausbrachte. „Jolantha!“ sagte er leise und rührte an ihre Schulter. Sie sprang auf. „Ich muß fort! Lebe wohl!“ Er streckte ihr die Hand entgegen. Schwer und kalt, ohne Druck, lag ihre Hand in der seinen.

„Lebe wohl!“ Dann wandte sie sich wieder dem Kinde zu.

Digitized by Google

Angesichts ihrer Haltung fehlte ihm der Mut, sie an seine Brust zu drücken, seine Lippen auf die ihrigen zu pressen, nach denen ihn so verlangte. Solch ein Abschied — solch ein Abschied!

Er dachte an das vergangene Jahr, als sie unter Tränen an seinem Halse gehangen, ihn geküßt und immer wieder geküßt, bis er es war, der ein Ende machte.

Seinen fragenden, bittenden Blick verstand sie nicht. Stumm stand sie neben ihm, als er sich über das weiße Bettchen neigte, in dem das Kind sich unruhig herumwarf. Ganz schmal war das runde Gesichtchen geworden, daß es ihn erschreckte. Der Anblick griff ihm ans Herz. So apathisch lag Bubi da, und sonst hatte der kleine Kerl immer jubelnd nach den blanken Knöpfen seiner Uniform gegriffen. Jetzt hatte er keinen Blick für ihn.

Ein unbestimmtes Erschrecken schnürte ihm die Kehle zusammen. Der Atem setzte ihm aus. War das noch sein herziges, lebensfrisches Kind?

Scheu sah er auf Jolantha, die ihn angstvoll beobachtete, um in seinen Mienen seine Gedanken zu lesen. Durfte er ihr das Herz noch schwerer machen und ihr sagen, was ihn bedrückte — ihr, die es an größter Sorgfalt nicht fehlen ließ, die nur noch in dem Kinde lebte?

Unbeschreibliches ging in ihm vor. Endlich zwang er sich, zu sagen: „Ich finde, Bubi sieht seit gestern besser aus.“

„Meinst du?“ Ihre Miene hellte sich etwas auf. „Doktor Maurer hat auch die besten Hoffnungen, ihn durchzubringen.“

„Du gibst mir jeden Tag Nachricht, Jolantha?“

„Ja.“

Es wurde höchste Zeit für ihn zu gehen. Er reichte

Digitized by Google

ihr nochmals die Hand. Ihr Blick glitt an ihm vorbei, als sein Abschiedsgruß flehend an ihr Ohr schlug.

Auch sie dachte an das Scheiden im verflossenen Jahr. Und die Röte der Scham flutete über ihre Wangen. War es ihm vielleicht lästig gewesen, die Küsse der ungeliebten, geduldeten Frau zu fühlen, ihre ganze, zärtliche Hingebung? Der Gedanke machte sie rasend. Sie wandte sich kurz ab, und ohne ein gutes Wort ließ sie ihn ziehen — wie einen Bettler, der vergebens eine Wohltat erfleht hat.

— — — — — — — — — — — — —

Die Tage vergingen — einer wie der andere. Täglich schrieb sie ihm, gab ihm ausführliche Nachricht über den Verlauf der Krankheit — sonst nichts, keine Mitteilung von sich, keine Frage nach ihm.

Ungeduldiger Zorn erstickte ihn fast. Gab es denn keine Macht, diese Frau wieder zu sich zu zwingen? Sie hatte kein Herz, grollte er, sonst würde sie nicht so nachtragend sein.

Kein Herz? Ach, damit konnte er sich nicht betrügen — er hatte es ja an sich selbst erfahren, wie groß und gütig und liebevoll ihr Herz war — damals, als er es noch nicht zu schätzen wußte!

Er hatte es auch gelesen im vorigen Jahr, als er ihre Briefe, die so zärtliche, sehnsüchtige Worte bargen, täglich im Manöver empfing, aber noch ohne Herzklopfen, ohne freudige Erregung öffnete. Was hätte er darum gegeben, wenn sie diesmal den gleichen Inhalt hätten!

Jetzt schrieb sie ja auch täglich, manchmal sogar zweimal, doch die wenigen Zeilen ließen ihn immer ernster werden, bis er eines Tages mit zitternden Händen ein Telegramm aufriß. „Kannst Du kommen? Das Schlimmste zu erwarten. Jolantha."

Digitized by Google

Er eilte an das Krankenbett seines Kindes, von Angst und Sorge gefoltert. Doch er kam zu spät. Als er am Abend sein Haus betrat, empfing ihn banges Schweigen.

Er fand sein Weib im Kinderzimmer sitzend, den kleinen Körper ihres toten Kindes auf dem Schoß haltend. Schwer hing das Köpfchen nach einer Seite. Sie beugte sich über das Kind, flüsterte süße Kosenamen — doch vergebens. Der Mutter Stimme weckte es nicht wieder. Es blieb stumm — es schlief den ewigen Schlaf, aus dem es kein Erwachen mehr gibt!

Ihre tränenlosen Augen brannten dem Manne entgegen, der, erschüttert von dem Anblick, auf der Schwelle des Zimmers stehen geblieben war und an der Tür einen Halt suchte.

„Wann, Jolantha?" stammelte er.

„Um drei!" entgegnete sie mit tonloser Stimme. Sie preßte dabei das Körperchen an ihre Brust, um ihm von ihrer Lebenswärme abzugeben.

Da trat er zu ihr, rührte sie sanft an. Sie merkte es nicht. Er wollte ihr das Kind aus den Armen nehmen. Da schrie sie auf: „Nein, nein, mein Kind — laßt mir mein Kind!" Und sie drückte ihre Lippen an das kalte Gesichtchen.

Tränen verdunkelten seinen Blick. „Jolantha, du trägst ja nicht allein den Schmerz —"

Sie sah ihn bei diesen Worten mit einem unbeschreiblichen Blick an. „Was weißt du, was mir mein Kind war!" Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie vor sich hin. Sie war wie abwesend. Ein krampfartiges Zittern durchlief ihre Gestalt.

Die Kinderfrau öffnete leise die Tür. Bei dem schwachen Geräusch schreckte er zusammen. Sie kam aus Jolanthas Schlafzimmer.

Digitized by Google

„Wenn die gnädige Frau doch weinen könnte!“ flüsterte die alte Frau und fuhr sich mit dem Schürzenzipfel über die Augen. „So sitzt sie schon den ganzen Nachmittag!“

Da nahm er ihr das Kind mit sanfter Gewalt aus dem Arm und legte es auf das Bett. Willenlos ließ sie es ihm jetzt. Immer mit dem gleichen stieren, fast irren Ausdruck sah sie vor sich hin. Das Übermaß des Schmerzes erdrückte sie fast.

Ein Stöhnen rang sich aus seiner Brust. Er legte die Hand über die Augen, um den rinnenden Tränenstrom zu verbergen.

Sein armes Weib! Was lastete auf ihr! Oh, diese letzten Tage, diese letzten Stunden der Qual, in denen sie sah, daß das Lebenslichtlein ihres abgöttisch geliebten Kindes am Erlöschen war! Und niemand zur Seite, der ihr das Schwere tragen half! Tausend Schwerter waren durch ihre Seele gegangen!

Der Arzt kam nochmals. Er war beruhigt, als er Altorf sah. Die Sorge um die Frau hatte ihn hergetrieben. Stumm, mitfühlend drückte er ihm die Hand.

Er sprach zu Jolantha leise, zuredend.

Sie schüttelte nur immer den Kopf. „Mein Kind, gebt mir mein Kind wieder!“ wimmerte sie.

Da faßte Doktor Maurer sie fest am Arm, hob sie empor und trug sie mit Hilfe der Kinderfrau hinüber in ihr Schlafzimmer und legte sie dort aufs Bett.

Altorf blieb zurück. Er hatte das Gefühl, daß seine Nähe, seine Berührung ihr erhöhte Qual bereiten würde. Denn sonst hätte sie im ersten großen Schmerz Trost bei ihm gesucht.

Sie wollte allein bleiben — ohne ihn. Und so würde es jetzt immer sein!

In unbeschreiblicher Erschütterung starrte er auf

Digitized by Google

das Kind — sein Stolz, seine Hoffnung, sein Glück. Und friedlich schlummernd lag es da.

Etwas zwang ihn vor der kleinen Leiche in die Knie. Er strich über das kalte Gesichtchen, die kalten Händchen. „Wenn du wüßtest, was du mit dir genommen, du wärest bei mir geblieben — mein einziger Trost!“ flüsterte er, und Tränen liefen über seine Wangen.

Sein Haus war leer geworden.

Was mochte nun werden? Grau, düster lag sein Leben vor ihm — der einzige Sonnenstrahl, der ihm noch geschienen, war erloschen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Schwere Wolken schoben sich am Himmel zusammen. Trüb und verhangen war die Luft. Es begann zu schneien.

Jolantha kniete vor dem Grabe ihres Kindes, nahm welke Blumen und Kränze herunter, die sie durch frische ersetzte, und gar seltsam leuchteten die roten und lila, gelben und weißen Dahlien in ihrer Farbenpracht in den trüben, traurigen Tag hinein, einen verstärkten Gegensatz dazu schaffend.

Der lange schwarze Schleier, der von ihrem Hut herabwallte und ihre Gestalt fast einhüllte, war schon über und über mit Schneeflocken bedeckt. Sie achtete dessen nicht. Sie setzte sich auf die Bank neben dem kleinen Grab, faltete die Hände, und ihre Lippen bewegten sich leise, während ihre Tränen flossen.

Die frühe Dämmerung des Novembertages brach herein, und noch immer saß sie da.

In ihr trübes Sinnen verloren, hatte sie die hohe Männergestalt nicht bemerkt, die in einiger Entfernung von ihr stand und sie beobachtete.

Digitized by Google

Er kam jetzt näher. Unter seinen Schritten raschelten einige dürre Blätter.

Sie fuhr erschrocken zusammen, und ihre Augen trafen gerade in die ihres Gatten. Da senkte sie wieder den Blick.

Leise sagte er: „Jolantha, du bei dem Wetter hier? Ich dachte es wohl, als ich dich nicht zu Hause fand, aber —“

Sie machte eine müde, abwehrende Bewegung.

„Komm, Jolantha, komm heim!“ Er redete sanft, wie man mit einem kranken Kinde redet. „Es ist Zeit. Man will das Tor schließen, du bist der einzige Mensch, der noch hier weilt.“

„Gehe voraus — ich komme nach.“

Er schüttelte den Kopf. „Nur in meiner Begleitung, Jolantha! Ich kann es nicht mehr dulden, wenn du um diese Zeit noch allein hier bist.“

„Bei meinem Kinde ist mein Platz.“

Schmerzlich zuckte es bei diesen Worten über das Gesicht des Mannes. Bei ihrem Kinde, das ihr nichts mehr sein konnte! Und ihm, dem Lebenden, nahm sie damit alles! „Und ich? Jolantha, soll denn alles zerstört bleiben? Willst du nicht wieder aufbauen, was wir einst an Glück und Hoffnung hatten?“

Seine Stimme klang eindringlich, bittend. Doch ihr Gesicht blieb unverändert. Blaß und schmal mit starren Zügen leuchtete es aus dem schwarzen Krepp heraus.

„Glück? Hoffnung? — Mein Glück und meine Hoffnung liegen da!“ Sie deutete auf den kleinen, blumengeschmückten Hügel zu ihren Füßen.

„Und das Leben, Jolantha? Dein junges Leben? Es hat auch noch Ansprüche, noch Forderungen!“

„An mich nicht. Ich habe alles erfüllt, und mir ist alles genommen. Den traurigen Rest schleppe ich mit

Digitized by Google

mir herum, bis ich neben meinem Kinde ruhen kann. Danach sehne ich mich allein! Mir kann das Leben nichts mehr geben!"

Er faßte ihre Hand. „Jolantha, soll ich denn ganz ausgeschaltet bleiben? Willst du denn nicht sehen, wie ich mich unglücklich fühle, wie — —"

„Lasse das doch, Heinrich! Ich kann dir nichts mehr geben. Mein Herz ist leer. Sprechen wir nicht darüber. Es hat keinen Zweck."

Sie erhob sich. Mit der weißen Hand strich sie liebkosend über den Grabstein, über die Blumen, über den ganzen kleinen Hügel. „Gute Nacht, mein Liebling! Schlafe süß! Morgen bin ich wieder bei dir, damit wir beide nicht so allein sind!" flüsterte sie.

Tränen schossen dem Manne unaufhaltsam in die Augen. Leidenschaftliche Worte der Erbitterung, des Zornes, der Liebe wollten sich über seine Lippen drängen. Aber er verschloß alles in sich beim Anblick des blassen, regungslosen Frauengesichts. Ach, wie oft hatte es ihn gepackt, sie in seine Arme zu nehmen und ihr zu sagen: „Weine dich bei mir aus! Keiner versteht wie ich deinen Schmerz, der ja auch der meine ist! Lasse uns gemeinsam tragen — einer helfe dem anderen! Genau wie du empfinde ich! Lasse uns ein neues Leben beginnen — noch ist es Zeit!" Aber er schwieg. Der Mut sank ihm, wenn er in die leeren, toten Augen seines Weibes blickte. —

Jolantha zog ihre Handschuhe an, und an Heinrichs Seite schritt sie aus der Stätte der ewigen Ruhe. Sie sprach kein Wort. Ein Frösteln ging durch seine Gestalt, als sein Weib so schweigend neben ihm her ging, durch eine Welt von ihm getrennt.

Er winkte eine vorüberfahrende Droschke herbei.

„Ich fahre nicht, Heinrich! Wenn du aber willst —"

Digitized by Google

„Dann verzichte ich selbstverständlich ebenfalls.“ Er winkte dem Droschkenkutscher wieder ab.

Es wäre ihr nicht möglich gewesen, mit ihm da drinnen in dem engen Raum zu sitzen, in dem eine Berührung unvermeidlich war. Und wenn das Schneien noch ärger würde! Ach, das wirkte so wohltuend, so befreiend, immer weiter durch diesen weißen Frieden in ein unbekanntes, seliges Land — — —!

Sie bogen jetzt in die stille Parkstraße ein. Als sie in die Nähe der Heydenschen Villa kamen, begegneten ihnen der Oberst und Leonie. Ein Ausweichen war nicht möglich.

Altorf verfärbte sich. Es war seit Monaten die erste Begegnung der Damen. Er sah Jolantha von der Seite an. Ihr Gesicht war undurchdringlich, unbewegt wie immer.

Der Oberst blieb stehen, und während er mit Jolantha sprach, sie begrüßte, ruhten Leonies Augen auf der leidvollen Gestalt der jungen Frau. Himmel, wie sah die aus! Förmlich verstört, die reine Trauerweide — verschwunden die so viel gepriesene Schönheit, und unwillkürlich reckte sie ihre volle Figur, die von einem eleganten Samtkostüm mit Persianerbesatz umschlossen war.

Dem Oberst entging es nicht, daß Jolantha die Hand übersah, die ihr seine Frau reichen wollte, daß sie auf deren Frage keine Antwort gab und daß sie sich sofort ihm wieder zuwandte. Und er kannte doch die bezaubernde Liebenswürdigkeit der Jolantha Altorf! Er kürzte die Begegnung ab, da er sah, wie peinlich sie seinem Adjutanten war.

In drückendem Schweigen gingen Altorfs weiter, ohne dieses Zusammentreffen mit einem Worte zu erwähnen. Ihn hatte es sehr aufgeregt. Jolantha war anscheinend gar nicht davon berührt.

Digitized by Google

Der Oberst dagegen sprach davon. „Ich möchte jetzt wirklich genau wissen, was zwischen dir und Altorfs Frau vorgegangen ist, Leonie! Es ist auffallend, wie sie dich schneidet! Unmöglich darf man dir, als meiner Frau, so entgegentreten."

„Ich weiß es nicht. Frage sie selbst, was sie hat, diese überempfindliche, dumme Pute."

„Leonie, diese starken Ausdrücke —"

„Na ja, 's ist ja gut! Sag du deinem Adjutanten ein paar ernste Worte, daß er seiner Frau mal gehörig den Kopf wäscht! Die beiden sitzen auf einem so hohen Pferde, daß ihnen ein bißchen kalt Wasser nicht schaden kann."

„Du beantwortest mir meine Frage nicht."

„Weil ich es tatsächlich nicht kann, wie ich dir schon sagte. Der Sonnenschein der fürstlichen Huld hat ihr den Kopf verwirrt. Vielleicht ist sie auch eifersüchtig auf meinen Verkehr mit der Baumann. Lasse sie laufen!"

Geschickt entwand sie sich ihm. Er konnte sie nicht fassen und fühlte doch, daß diese Entfremdung der ehedem so zärtlichen Freundinnen einen ernsten Grund hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Mit ihren klugen dunklen Augen sah die Prinzessin Altorf durchdringend an, der in ehrerbietiger Haltung vor ihr stand.

„Sie haben mir die Wahrheit gesagt, Altorf?"

„Die rückhaltlose Wahrheit, Hoheit. Denn durch Ihre Güte hoffe ich mein Weib wieder zu erringen. Hoheit sind meine einzige Zuflucht und Hilfe."

„Schon lange hab' ich Ihnen helfen wollen, doch Frau Jolantha hat es mir bisher noch unmöglich gemacht. Lassen Sie mich einmal nachdenken. — Daß

Digitized by Google

Sie Beziehungen zu der jetzigen Frau Oberst v. d. Heyden hatten, wußt' ich längst."

„Hoheit!" Erschrocken sah er sie an. Sein bis jetzt ängstlich gehütetes Geheimnis war also nicht mehr unbekannt? Hatte vielleicht Jolantha doch darüber gesprochen?

Sie las ihm den Gedanken von der Stirn ab. „Ihre Frau hat sich mir leider nicht anvertraut. Woher ich es weiß, ist ja schließlich gleich — ich weiß ja auch, daß Sie das ehrliche Bestreben hatten, mit der Vergangenheit zu brechen. — Und daß die Heyden so gewöhnlich ist, sich an Ihnen durch Zurücksendung Ihrer Briefe an Ihre ahnungslose Frau zu rächen — das empört mich aufs tiefste. — Also das ist der Grund zu Frau Jolanthas verändertem Wesen? Nun, ich werde mein möglichstes tun, unauffällig zum Guten zu reden. Ich hätte nicht gedacht, daß Frau Jolantha so hartköpfig ist."

Mit leichterem Herzen schied Altorf aus Luisenruh. Er vertraute dem Einfluß der Prinzessin und hoffte inbrünstig auf eine Wendung zum Guten.

Denn so wie jetzt konnte es nicht weitergehen. Er war am Ende seiner Kraft. Jolantha blieb unversöhnlich, schweigsam, nur der Trauer um ihr Kind lebend — und er saß in seinem leeren, kalten Hause, während die Sehnsucht nach seinem Weibe ihn fast verzehrte.

Der Oberst hatte ihn nicht gehen lassen. Schließlich sprach auch sein Stolz gegen diese Flucht. Denn eine Flucht wäre es zu nennen gewesen — — und er hatte mit der Frau, die ihm sein Leben, sein Glück zerstört, noch abzurechnen.

Und schonen wollte er sie nicht! —

Leonie war verreist. Da sie Weihnachten bei ihrem Mann sein mußte, hatte sie ihrer Mutter die letzte

Digitized by Google

Novemberwoche gewidmet. Und ausgerechnet in der Zeit ihrer Abwesenheit, was wohl bemerkt wurde, lud die Prinzessin zu einem großen Souper ein. Peinlich empfand das der Oberst, trotzdem ihn die fürstliche Gastgeberin mit besonderer Liebenswürdigkeit auszeichnete. Er fühlte mit schmerzlicher Gewißheit, daß die Prinzessin von seiner Frau nichts wissen wollte.

Leonie war außer sich, als sie zurückkam und davon erfuhr. „Niemand anders als die Altorf trägt daran die Schuld. Sie hat mich verklatscht. Im übrigen kann es ja auch ein bloßer Zufall sein. Du hättest telegraphieren sollen. Ich wäre sofort zurückgekommen."

„Ich hätte es getan, wenn es Zufall gewesen wäre. Es war aber bestimmte Absicht! — Wäre es dir vielleicht angenehmer gewesen, die geringe Sympathie, die die Prinzessin anscheinend für dich hat, vor allen Gästen zu spüren? — Dem konnte ich mich nicht aussetzen."

Sie wurde rot vor Zorn. „Ich wiederhole, die Altorf ist schuld! Laß ihn in ein anderes Regiment versetzen, dann ist alles gut."

„Aus persönlicher Sympathie oder Antipathie tue ich das nicht. Sonst wäre dein Bruder Benno längst nicht mehr hier. Man soll mir Parteinahme niemals nachsagen können!"

Sie warf unmutig die Lippen auf und betrachtete ihren Mann. Er saß mit aufgeknöpftem Rock da und rauchte seine kurze Pfeife. Sie sah die vielen Falten, die sein Gesicht kreuz und quer durchzogen. Der eisgraue Schnurrbart hing über seinen Mund. Einen sehr ungepflegten Eindruck machte er. Und das Bild des anderen in seiner natürlichen Eleganz, in seiner männlichen Schönheit tauchte vor ihr auf. Sie legte die Hand

Digitized by Google

vor die Augen — es wurde ihr zu heiß und eng. Sie sprang auf, daß der Stuhl hinter ihr umfiel.

Er blickte von seiner Zeitung auf und bemerkte tadelnd: „Wie oft hab' ich dir gesagt, Leonie, daß ich dein lautes, hastiges Wesen nicht liebe!"

„Wenn ich erst mal so alt bin wie du, werde ich auch ruhiger geworden sein. Für mein Temperament kann ich nichts!" versetzte sie boshaft und schnippisch.

„Temperament läßt sich gar wohl mit Würde vereinen."

Sie antwortete ungezogen und beschwor damit wieder eine jener Szenen herauf, die ihm so verhaßt waren und ihm das Leben so ungemütlich machten.

— — — — — — — — — — — — — —

So viele Mühe sich auch die Prinzessin gab, Jolanthas Schweigen zu brechen, der Mund der jungen Frau blieb fest geschlossen. Stumm und stolz trug sie ihr Leid. Täglich war sie in Luisenruh. Es gab viel zu tun, um die Näharbeiten bis Weihnachten fertig zu schaffen. Rührend fleißig war sie. Doch an Kindersachen griff sie nicht. Alles das, was sie im vorigen Jahr mit so vieler Freude und Liebe gearbeitet, ließ sie liegen. Das trieb ihr nur bittere Tränen ins Auge.

Mehr als sonst lud die Prinzessin auch Altorf ein, wenn Jolantha bei ihr war. Sie war der jungen Frau fast böse, als sie bemerkte, wie sie sich eigensinnig dem stillen Werben ihres Mannes verschloß.

Wie wund und weh und zerrissen es in Jolantha aussah, das wußte sie eben nicht. Die widerstreitendsten Empfindungen quälten sie. Sie liebte Heinrich ja noch immer — doch ihr Stolz gab das nicht zu. Sie konnte ihm nicht verzeihen, und deshalb war es am besten, fort von ihm zu gehen. Um des Kindes willen war sie

Digitized by Google

ja nur geblieben — und das war nicht mehr da. Sollte sie das nicht als Fügung betrachten?

Immer festere Gestalt nahm dieser Gedanke an.

Vielleicht würde sie anderswo von der schweren Krankheit ihres Herzens genesen. — —

Als Heinrich v. Altorf am Abend des 22. Dezember vom Dienst nach Hause kam, war Jolantha abgereist. Der Brief, den er auf seinem Schreibtisch fand, gab ihm davon Kunde.

Er wankte, als er die wenigen Zeilen las. Und ihre Hand hatte nicht gezittert! Fest und klar standen die Schriftzüge auf dem Papier: „Ich gehe, Heinrich, weil ich eingesehen habe, daß es so am besten ist für uns beide. Deinen Bestimmungen füge ich mich — ausgenommen der, zu Dir zurückzukehren. Ich kann gegen meine Natur nicht an. Bei Tante Cölestine werde ich Zuflucht finden. Der Prinzessin habe ich gleichfalls geschrieben. Sie wird mir verzeihen."

Bitter lachte der Mann auf. Das war das Ende! Das war sein Weihnachten!

Schwer fiel sein Haupt auf die verschränkten Arme. Der Schmerz erdrückte ihn beinahe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Im Morgensonnenglanz lachte der See, dessen Wellen ein frischer Windhauch kräuselte. Kühl und herb wehte es herüber von den Bergen, die in bläulichem Dunst standen. Zwischen ernstem, düsterem Tannengrün leuchtete das junge, lichte Grün der Birken und Buchen. Die Obstbäume standen im Blütenschnee. Wie ein Traum des Frühlings lag die lachende Landschaft da.

Auf der Terrasse eines Landhauses im Schweizer

Digitized by Google

Stil stand eine schlanke Frauengestalt. Sie hielt die Hand vor die Augen, weil sie das unruhige Glitzern auf der Wasserfläche blendete. Ihr Blick schweifte über die Uferhöhen und ruhte sinnend auf den Bergen, die, noch schneebedeckt, den Abschluß des Sees bildeten. Ein tiefblauer Himmel spiegelte sich im Wasser.

Langsam schritt die Dame über die Stufen der Terrasse und ging durch den parkähnlich angelegten Garten bis hart an das Ufer des Sees. Leise gluckend schlug das smaragdgrüne Wasser an die Pfosten des schmalen Stegs, der nach der Badehütte führte.

Sie hörte ein lautes Geräusch, Plätschern und Pusten. Unwillkürlich lächelte sie. Die Prinzessin nahm heute ihr erstes Bad im See. Das Wasser war noch sehr frisch.

Sie lehnte sich an das Geländer des Stegs und wartete. Ihre schwarze Kleidung stach seltsam in die lebendige Pracht dieses Morgens. Der leichte Wind spielte mit ihrem blonden Haar und umschmeichelte kosend die blassen Wangen, bis rosa Rosen darauf blühten.

Endlich öffnete sich die Tür der Badehütte, und in ihren Bademantel gehüllt, trat Prinzessin Chlodwig heraus.

„Ah, Frau Jolantha, Sie haben mir einen schönen Streich gespielt!“ rief sie lachend und schüttelte sich in komischem Entsetzen. „Das Wasser hat ja noch mehr als Maikühle!“

„Ich bedaure sehr, Hoheit! Doch beim Schwimmen kann man die Temperatur des Wassers nicht so beurteilen. Mir hat es gut getan, und ich sehne mich wieder danach.“

„Nun ja, Sie abgehärtete Wasserratte! Mir soll es recht sein, wenn Sie sich in die Fluten stürzen wollen. Jetzt aber möchte ich noch ein wenig in der Sonne

Digitized by Google

herumlaufen, um warm zu werden. Wo nur die Färber bleibt? Sie meint wohl gar, ich will ewig als Undine im kühlen Grunde sitzen bleiben! Die Wassermänner möchten sich für den alten, dicken Karpfen bedanken wie ich einer bin. Ein schlankes Goldfischlein wie Sie wäre ihnen schon lieber! Ah, da kommt ja die dicke Färber angewackelt — wie eilig sie es hat!"

Die Hoheit war sehr guter Laune. Sie lachte und scherzte, ließ sich von der Sonne bescheinen und machte gymnastische Übungen, während nun die junge Frau auf ihr Geheiß in der Badehütte verschwand. Bald darauf trat sie heraus in ihrem weiß und blau gestreiften Badeanzug. Bewundernd blickte die Prinzessin auf sie. Solchen vollendeten Wuchs hatte sie selten gesehen. Das Badegewand schmiegte sich eng an die schlanken Glieder und ließ die schönen Formen plastisch heraustreten. Ein Bildhauer wäre über diesen edlen Körper in helle Begeisterung geraten.

Die Arme von sich gestreckt, sprang Jolantha in weitem, elegantem Bogen in das Wasser, das über ihr zusammenrauschte. Sie arbeitete sich wieder heraus, schwamm auf dem Rücken, lachte vergnügt und stieß einen hellen Jodler aus.

So ungewohnt waren diese Töne, daß die Prinzessin freudig erschreckt aufhorchte. Zum ersten Male hatte Jolantha in den vier Monaten gelacht, währenddem sie bei ihr war. Und sie hatte doch alles versucht, die junge Frau abzulenken, zu zerstreuen. Nur ein müdes, höfliches Lächeln war über das verhärmte Gesichtchen geflogen, um gleich darauf wieder dem starren Ernst zu weichen.

„Undine — Nixe!" rief die Prinzessin scherzend.

Jolantha plätscherte und richtete sich auf. „Ihre Majestät Königin Amphitrite befehlen?" fragte sie schalkhaft.

Digitized by Google

„Es ist jetzt genug! Nicht übertreiben! Ich gehe inzwischen, mich anzukleiden.“

Jolantha kletterte auf den Steg. „Ich fang' ja jetzt erst an!“ rief sie fröhlich und winkte der Davongehenden nach, die in dem kleinen Borkenhäuschen, das mitten auf einem sonnenbeschienenen Rasenfleck stand, schon von der Kammerfrau erwartet wurde.

Sie stand wieder auf dem Laufsteg. Ihre Augen schweiften umher, das schöne Landschaftsbild in sich aufzunehmen. Da — der Herzschlag stockte ihr beinahe, eine brennende Röte stieg in ihr Gesicht — sie hatte auf dem Balkon der Villa den Prinzen Adrian entdeckt, der sie durch seinen Krimstecher beobachtete. Schnell sprang sie ins Wasser und schwamm weit hinaus. Ein peinliches Gefühl war es ihr, sich von ihm beobachtet zu wissen, von ihm, dessen brennende Blicke jetzt so deutlich zu ihr sprachen, die sie aber nicht verstehen durfte und wollte.

Die Prinzessin saß auf einem Tuch, das auf den Rasen gebreitet war, und wartete auf Jolantha, die jetzt wieder angekleidet aus der Badehütte kam.

„Herrlich wohl fühle ich mich, nun ich die Wasserscheu überwunden habe!“ rief sie der jungen Frau entgegen. „Jetzt werde ich mich jeden Morgen den kühlen Fluten anvertrauen. Und einen Hunger hab' ich bekommen — köstlich! Setzen Sie sich noch ein Weilchen zu mir! — Gelt, das war eine feine Idee von mir, daß wir hier unsere Zelte aufschlugen, hier in dieser köstlichen Umgebung muß man ja gesund werden — körperlich und seelisch! Auf meinen Sohn haben die zehn Tage, die er jetzt bei mir ist, schon außerordentlich günstig gewirkt. Südtirol ist nichts für seine Nerven, das erschlafft, aber diese herbe, kräftige Luft hier regt an.“ Sie seufzte ein wenig. „Ja, man hat

Digitized by Google

so seine Sorgen!“ Auf Jolanthas verwunderten Blick fuhr sie fort: „Glauben Sie vielleicht, daß Sie allein zu tragen haben? — Wenn ich Ihnen von meinen durchweinten Nächten erzählen wollte! Adrian ist das einzige von vier Kindern, das mir geblieben. Er hat das Leiden seines Vaters geerbt, ein Nervenübel. Deshalb bin ich so besorgt um ihn, erfülle ihm möglichst jeden Wunsch. Schweres hab' ich schon mit ihm erlebt — alles tue ich für ihn, auf alles verzichte ich um ihn. Seinetwegen hab' ich auch nicht wieder geheiratet, trotzdem — — nun, das gehört ja nicht hierher.“

„Das wußt' ich alles nicht, Hoheit,“ flüsterte Jolantha und drückte leise die Lippen auf die Hand der Prinzessin.

„Ich weiß selbst nicht, weshalb ich Ihnen das sage. Vielleicht, weil ich eine Bitte habe. Legen Sie das schwarze Kleid ab, Jolantha, Sie haben es lange genug getragen. Meinen Sohn macht die schwarze Farbe nervös! — Wenn jemand sein Kind aufrichtig betrauert, dann sind Sie es. Aber alles muß ein Ende haben — und auch für Ihre Stimmung ist es besser. Sagen Sie selbst — die Farbe der Trauer paßt gar nicht hierher, wo alles nach Leben ruft.“

Jolantha berührte dieses Verlangen schmerzlich. Sie hatte gemeint, sich niemals mehr anders zu kleiden; der Sinn stand ihr nicht danach. Doch sie sagte: „Ich werde mich dem Wunsche selbstverständlich fügen.“ —

Am Frühstückstisch erschien Jolantha in einem schlichten weißen Leinenkleide. Befriedigt nickte ihr die hohe Frau zu.

Der Prinz schlug eine Kahnfahrt vor, doch die Prinzessin wollte lieber ein Stündchen ruhen.

So schlenderten die beiden allein langsam durch

Digitized by Google

den Garten, bis sie am Seeufer angelangt waren. Er löste das Boot, das leise schaukelnd auf dem Wasser lag, von der Kette, reichte Jolantha die Hand beim Einsteigen und griff dann nach dem Ruder.

Sie trieben langsam in der Nähe des Ufers entlang unter den schattigen, überhängenden Bäumen. In unregelmäßigen Abständen fielen seine Ruderschläge auf das Wasser. Er war kein guter Ruderer. Die geringste Bewegung strengte ihn schon an. Mancher Blick fiel aus den vorüberfahrenden Booten nach dem eleganten Paar. Die Bewohner der Villa „Seefrieden" waren wohlbekannt und flößten viel Interesse ein.

„Wissen Sie, daß Sie mir sehr gefehlt haben, Frau Jolantha?" fragte er in verhaltenem Ton und neigte sich hinüber zu ihr. „Ich bin erst ruhig, seit ich Sie wieder habe. — Sie sind mir unentbehrlich!"

„Zu lange schon nahm ich die Gastfreundschaft hier in Anspruch. Ich muß bald an Weiterwandern denken." In leichter Abwehr sprach sie, denn sie durfte ihn ja nicht hören.

„Mit meinem Willen niemals. Sie gehören zu mir, Jolantha. — Nicht dieses Abwenden, dieses Stirnrunzeln!" Er nahm ihre Hand und hielt sie trotz ihres Sträubens fest. „Betet der Gläubige nicht auch zu seiner Madonna, beglückt sie ihn nicht mit ihrer Huld und Güte? Läßt sie einen, der zu ihr gefleht, ungetröstet von dannen ziehen? — Sie, Jolantha, sind meine Madonna! Neigen Sie sich mir gütig zu — weiter will ich ja nichts!"

Doch seine heißen Augen führten eine andere Sprache; die nahmen von ihr Besitz, die tranken ihr süßes Bild, daß sie verwirrt zu Boden blickte.

Und was sie vorhin halb aus Abwehr gesprochen,

Digitized by Google

nahm jetzt festere Gestalt an. Sie konnte hier nicht bleiben, wenn er nicht schwieg, wenn er weiter von seiner Liebe sprach.

Daß die so kluge, welterfahrene Prinzessin in dieser Hinsicht so blind war, daß sie des Sohnes Leidenschaft für die schöne junge Hausgenossin nicht ahnte!

— — — — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag brachte die Post einen Brief für Jolantha, mit den Schriftzügen Altorfs.

Sie saß in ihrem Zimmer. Die Balkontür stand weit offen, der Sonne ungehinderten Einlaß gewährend. Ein Dampfer durchschnitt die grünen Fluten des Sees, eine weiße, schäumende Spur zurücklassend. Viele kleine und große Boote trieben dahin in lustigem Gleiten. Von Süden her grüßten die blau verschleierten Berge.

Sie wog den Brief in der Hand. Schwer war er — schwer vielleicht durch Heinrichs Kummer! Wie kam ihr nur der Gedanke? Was ging es sie noch an, wie er fühlte? Längst hatte sie sich ja von ihm losgesagt.

Mit scharfem Schnitt trennte sie den Briefumschlag. Mehrere eng beschriebene Bogen fielen ihr entgegen.

„Jolantha, Deinen Wunsch will ich Dir jetzt erfüllen. Ich gebe Dich frei! Ich habe eingesehen, daß es zwecklos ist, ein Bleiben zu erzwingen, das doch nur widerwillig ist.

Es ist das letzte Mal, daß ich mit Dir spreche.

Was Du mir mit Deinem Fortgehen getan, kann mir nur der nachfühlen, der wahrhaft liebt.

Du hast die wahre Liebe nicht gehabt, Jolantha, denn die wahre Liebe glaubt alles, hofft alles, duldet alles! Du aber hast Dich in Hochmut und Unglauben von mir gewendet. Meinem ehrlichen Manneswort hast Du nicht geglaubt — einem Phantom hast Du

Digitized by Google

das Glück zweier Menschen geopfert — Dein Glück und mein Glück! Denn Dein Besitz hat mich unaussprechlich glücklich gemacht. Ich habe Dich geliebt, Jolantha, wie nur ein Mann ein Weib lieben kann.

Doch ich muß auch darüber hinwegkommen, und ich werde es. Ich spreche mich nicht frei von Schuld, aber die größere liegt auf Deiner Seite, und eine, wenn auch nur schwache Genugtuung ist es mir, daß Tante Cölestine zu mir hält und Deinen Starrsinn verurteilt. Sie weiß, daß ich Dich nicht aus materiellen Gründen erwählt habe — nein, ich wollte ganz freikommen von Leonie Reinach — ich wollte den Frieden, den nur Du mir geben konntest!

Als ich Onkel Christophs Erbe wurde, lag da der Gedanke nicht nahe, Dir ehrlich zu gestehen, was ich für Leonie Reinach fühlte, und Dich zu bitten, mir mein Wort zurückzugeben?

Ich tat es nicht. In ehrlichem Kampf überwand ich meine Leidenschaft für sie — — und nichts war zurückgeblieben — nichts!

Und unsere Ehe hab' ich heilig gehalten, trotzdem Du mir — wenn auch unwissentlich — durch Deine Freundschaft mit der Baronesse Reinach manche schwere Stunde bereitet hast. Aber im Vergleich mit ihr lernte ich Dich ganz in Deinem Wert kennen — bis Du mir das wurdest, was Du mir heute noch bist: das Weib meiner heißen Sehnsucht und meiner innigen Liebe!

Kannst Du nicht begreifen, daß mir immer etwas den Mund verschloß, wenn ich Dir gestehen wollte, was einst zwischen der Reinach und mir war? Wie oft war ich nahe daran gewesen — und dann fehlte mir doch der Mut!

Das ist mein Unrecht gegen Dich, und eine Strafe

Digitized by Google

dafür konnte ich tragen. Aber Du bist grausam in Deiner Wahrheitsliebe. Für Dich ist das Wort nicht geprägt: Alles verstehen, heißt Alles verzeihen!

Frage die hohe, gütige Frau, wem von uns beiden sie recht gibt, und ich zweifle nicht, daß sie — trotz aller Freundschaft und Liebe für Dich — in ihrem Gerechtigkeitssinn auf meine Seite tritt.

Doch, die Würfel sind gefallen. Mein Los ist es, ein einsamer Mann zu bleiben. Ich trage tiefen Groll gegen Dich, Jolantha. Und ich habe Dich für größer gehalten, als Du bist.

Möge Dir werden, was Du Dir ersehnst!"

Sie ließ das Briefblatt sinken und starrte mit erloschenen Augen vor sich hin. Jetzt hatte sie erreicht, was sie wollte — sie war frei! Er gab sie frei!

Empfand sie Freude darüber, Jubel?

Sie preßte die Hand aufs Herz, durch das es wie ein feiner Stich gegangen war.

Sein tief beleidigter Mannesstolz sprach deutlich genug aus diesen Zeilen. Trotzig warf sie den Kopf zurück. Sie hatte einmal gesagt: „Für mich gibt es keinen Weg zurück" — und danach mußte sie handeln!

Aber etwas in ihr bohrte und nagte. „Ich habe dich für größer gehalten, als du bist," schrieb er. Ah, er hatte also gemeint, sie solle reuig zu ihm zurückkehren, als Tante Cölestine sie damals nach Weihnachten nicht länger behalten wollte und sie mit strengen Worten an ihre Pflicht verwies.

Die Prinzessin hatte dann an Heinrich Altorf geschrieben, daß sie seine Frau als liebe Hausgenossin bei sich habe. Er solle aber daraus nicht entnehmen, daß sie Jolantha in ihrem Eigensinn unterstütze, vielmehr kenne die junge Frau ganz genau ihre Ansicht, daß ihr Platz an der Seite ihres Mannes sei. Aber

Digitized by Google

ihm sei es jedenfalls lieber, sie bei der mütterlichen Freundin zu wissen als draußen allein in der Welt. —

Die Prinzessin vermochte aber nicht, Jolantha anderen Sinnes zu machen; vielmehr forderte diese ihre Freiheit zurück und, müde der Kämpfe, gab er sie endlich frei.

— — — — — — — — — — — — —

Die Strahlen der Sonne fielen immer schräger in das Zimmer. Rotgolden leuchtete es an den Wänden, im Spiegel, über den Bildern auf. Der blendende Widerschein des Lichtes tat Jolanthas Augen weh. Wie aus einem schweren Traum erwachend, hob sie den Kopf und blickte um sich. Sie strich mit der Hand über die Stirn. Es mußte schon spät sein.

Es klopfte. Mit müder Stimme rief sie „herein", um dann erschrocken aufzuspringen. Die Prinzessin selbst stand auf der Schwelle.

„Vergebung, Hoheit!" stammelte Jolantha. „Mir war das Gefühl für die Zeit abhanden gekommen."

Die hohe Frau wehrte ab. „Das führt mich nicht her. — Sie haben eine wichtige Nachricht bekommen?"

„Ja, Hoheit!" Eigentümlich trocken klang ihre Stimme. „Wollen Hoheit lesen? — Hoheit haben ein Recht darauf."

Die Prinzessin überflog den Brief. Ernst und durchdringend sah sie auf Jolantha, die mit schmerzlich verzogenem Gesicht dastand. „Also nun ist es entschieden, Jolantha! Altorf tut mir leid!" Sie bemerkte das jähe Zusammenzucken der jungen Frau. „Er hat recht mit jedem Wort, das er schreibt!"

„Hoheit!" fast wie ein Schluchzen kam es von Jolanthas Lippen.

„Ja, er hat recht! Ist Ihnen meine Ansicht so neu?" fragte sie ernst. „Wie oft hab' ich Ihnen gesagt: Ver-

Digitized by Google

zeihen Sie, vergessen Sie! — Doch meine Meinungen dränge ich niemand auf. Ich stehe auf dem Standpunkt: Jeder mag nach seiner Fasson selig werden! — Wie man sich bettet, so schläft man!"

„Hoheit verurteilen mich!" rief Jolantha schmerzlich.

„Nein, Kind, dazu hab' ich Sie zu lieb! Wenn ich es auch bedaure, daß es meinen Bemühungen nicht gelungen ist, Sie auf den rechten Weg zu bringen, wenn ich es auch nie habe billigen können, wie Sie Ihren Mann gequält haben! Oft genug hab' ich Ihnen das gesagt! Und Sie meinten einmal, es gibt für Sie kein Zurück — aber noch ist es Zeit. Nur ein Wort von Ihnen, Jolantha —"

In schwerem Kampfe stand die junge Frau da. Sie schloß einen Augenblick die Augen und atmete schwer. „Nein, Hoheit, ich kann nicht! Es ist nach meinem Willen, und ich würde immer wieder nur so handeln. Ich bin froh, daß ich endlich Klarheit habe!"

„Wirklich — sind Sie froh?" fragte die Prinzessin, mit eindringlichen Blicken das junge, blasse Gesicht vor sich messend. „Wirklich, Jolantha? Tut Ihnen der arme Mann nicht leid? Ist tatsächlich jedes wärmere Gefühl in Ihnen erstorben?"

Da sank die junge Frau vor der älteren nieder und barg ihr Gesicht in deren Kleiderfalten. „Ich kann doch nicht!" murmelte sie mit zuckenden Lippen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Oberst hatte Altorf zum Abendessen eingeladen. Er sah seinen Adjutanten jetzt abends öfter bei sich. Die Herren spielten Schach. Der Oberst war ein großer Freund davon, und Altorf hatte ebenfalls Interesse für das geistreiche, alle Gedanken und Sinne

Digitized by Google

in Anspruch nehmende Spiel, mit dessen Feinheiten ihn der Großvater Jolanthas vertraut gemacht hatte. Jetzt half es ihm über manchen leeren Abend, manche trübe Stunde hin, und auch der Oberst war froh, in seinem Adjutanten einen verständnisvollen und ihm mindestens ebenbürtigen, wenn nicht gar überlegenen Partner gefunden zu haben.

Zehn Minuten vor sieben Uhr betrat Altorf das Haus des Obersten. Leonie hatte am Fenster gestanden und nach ihm gespäht. Mit Herzklopfen sah sie seine schlanke Gestalt den Vorgarten durchschreiten. Doch anscheinend kühl und gelassen trat sie ihm im Empfangsraum entgegen. Sie trug ein sehr elegantes Libertykleid von harter grüner Farbe mit echten Spitzen um den kleinen Halsausschnitt und um die halblangen Ärmel. Durch die Lockenfrisur schlang sich ein Band von gleicher Farbe.

Sie begrüßte ihn. Die Hand gab sie ihm aber nicht. Sie deutete auf einen Sessel.

„Der Oberst ist noch nicht da," sagte sie. Sie sah ihm an, daß ihm das nicht angenehm war; am liebsten wäre er ihm entgegengegangen.

Spöttisch zuckte es um ihren Mund.

„Es hilft nichts, Altorf! Noch genau sechs Minuten" — sie sah nach ihrer kleinen brillantenbesetzten Uhr — „müssen Sie sich schon mit meiner Gesellschaft begnügen! — Wenn es Ihnen aber lieber ist, kann ich auch so lange hinausgehen!"

Listig verschwieg sie ihm, daß ihr Mann ihr vor wenigen Minuten telephoniert hatte, er würde schwerlich vor acht Uhr kommen. Sie möge Altorf, der telephonisch nicht mehr zu erreichen war, das sagen.

Aber sie tat es nicht. Sie freute sich über diese Stunde. Die wollte sie auskosten.

Digitized by Google

Unverwandt fixierte sie ihn, lächelnd, überlegen. „Nun, haben Sie gute Nachrichten von Jolantha? — — Es geht ihr sicher gut! Frau v. Baumanns Mutter hat sie in München mehrere Male in Gesellschaft des Prinzen Adrian gesehen. Mittag haben die Herrschaften in den ‚Vier Jahreszeiten' gespeist. Abends sind sie in der Oper gewesen und haben dann im Palasthotel zu Abend gegessen. Frau v. Altorf sei sehr heiter gewesen, habe angeregt geplaudert und habe in ihrer weißen Spitzentoilette bildschön ausgesehen. Das elegante Paar sei allen aufgefallen. Man habe es allgemein für ein junges Ehepaar gehalten. Der Prinz sei überaus ritterlich und zuvorkommend gewesen. Gegen zwölf Uhr haben die Herrschaften dann ihr Auto bestiegen. Wohin sie gefahren sind, konnte man natürlich nicht wissen."

Daß die Prinzessin mit dabei gewesen war — diese Mitteilung verschwieg Leonie wohlweislich.

„Es ist höchst bedauerlich, daß die Neugierde der Dame zum Schluß so wenig befriedigt wurde," sagte Altorf. Seine Stimme bebte ein wenig, und nur schlecht gelang ihm der ironische Ton. „Ich könnte der Dame dienen —"

„Ah, Sie wissen — —"

„Meine Frau ist Gast der Frau Prinzessin Chlodwig. Nach ihrem Aufenthalt am Gardasee und in Südtirol sind sie Mitte April nach Starnberg übergesiedelt, wo die Prinzessin wahrscheinlich den ganzen Sommer bleiben wird."

„Jolantha auch?"

„Darüber sind noch keine Bestimmungen getroffen," entgegnete er kurz. Leonies Worte wirkten wie Nadelspitzen, die sich empfindlich und schmerzhaft in sein Herz bohrten.

Digitized by Google

Sie sah, wie ihn ihre Mitteilung erregte, trotzdem er sich zu einer gelassenen, ruhigen Miene zwang. „Ja, König Renés Tochter entwickelt sich! Es gefällt ihr anscheinend so gut bei den Hoheiten, daß sie ganz das Wiederkommen vergißt! Kein Wunder! Hier diese langweilige Garnison, eingeengt durch tausend Rücksichten, und dort das glänzende, brausende Leben. Ich beneide sie. In der kleinen, bescheidenen Jolantha Teschendorf hatte ich alle diese Möglichkeiten gar nicht gesucht. Sie macht Karriere. Erst die Frau des interessantesten Offiziers der Stadt, dann die Freundin —“

Er sprang auf. „Halt!“ rief er zornig. „Ich verbiete Ihnen nochmals, meine Frau zu erwähnen! Aus Ihrem Munde ist das eine Beleidigung.“

„Ach ja, ich bin ja nicht wert, ihr die Schuhriemen zu lösen! So sagten Sie doch einmal — nicht wahr?“

„Jawohl! Und ich wiederhole es Ihnen nochmals, und morgen wieder vor dem Herrn Oberst, vor der ganzen Stadt, wenn Sie es wünschen!“ sagte er eiskalt.

„Sie werden meinem Mann dafür Rechenschaft geben!“ zischte sie.

„Wenn der Herr Oberst es wünscht — jederzeit! Und vorher wird er noch erfahren, was ich ihm bisher trotz seines Drängens verschwiegen habe: daß seine Frau es war, die durch eine ganz perfide Handlung meine Ehe zerstört, mein Glück vernichtet hat!“

„Den Oberst fürchte ich nicht. Mit ihm werde ich fertig! — Ihr Bekenntnis aber, daß Ihr Glück vernichtet ist, gibt mir Genugtuung für alle Unbill, die ich durch Sie erfahren!“ rief sie. „Das wollte ich — jetzt haben Sie es selbst zugegeben! Was nützt da noch alle Verschleierung! Jolantha hat Sie verlassen, und niemals kommt sie wieder — niemals! Ich weiß

Digitized by Google

es!“ Ihre Augen blitzten triumphierend. „Wenn ihr Stolz in Frage kommt, ist sie unversöhnlich! — Du bist unglücklich, Heinrich Altorf — durch den Starrsinn deines Weibes! Wenn Jolantha dich liebte, wirklich liebte — dann wäre sie auch bei dir geblieben! So war ihr das nur ein willkommener Vorwand, von dir zu gehen! Der Prinz hat ihr den Kopf verdreht. Ihre Eitelkeit ist größer als ihre Liebe, sonst hätte sie auch nicht so schnell ihr Kind vergessen, über dessen Verlust sie anfangs so untröstlich schien! — Und jetzt? Sie fährt in der Welt herum und amüsiert sich — —“

Er war wie betäubt durch ihre Worte. Wie konnte sie so in seiner Seele lesen? Das hatte er sich ja selbst so oft in heißem, ungeduldigem Zorn gesagt, und immer wieder packte ihn brennende Eifersucht auf den anderen.

Sie deutete sich sein Schweigen falsch. Sie stand auf und stellte sich dicht neben ihn. „Heinrich, und ich — ich liebe dich mehr als je! Unglücklich bin ich wie du — meine Ehe hat mich schwer enttäuscht. Vor den Zärtlichkeiten meines Mannes graut mir, und ich ertrage sie nur in dem Gedanken, daß du es seist. Ich fühle Ekel, Abscheu! — — Heinz, hab' doch Erbarmen!“ flehte sie. „Gibt es wohl etwas, was Liebe nicht verzeihen kann?“

Sie legte die Hände auf seine Schultern und sah ihn mit ihren dunklen, schwimmenden Augen an. Sie war hinreißend, unwiderstehlich in diesem Moment.

„Heinrich, sieh mich doch an! Ich bin doch die Leonie Reinach, die du so heiß geliebt —“

„Nein,“ stieß er hervor, „die nicht, die war nicht so —“

„Doch! Ich bin dieselbe geblieben, aber du, Heinz, bist anders geworden! — Vergiß alles! Denke an das, was ich dir einst war!“ Sie drängte sich an ihn. „Heinz,

Digitized by Google

weil ich dich so heiß liebte, deshalb tat ich das, was ich selbst verabscheue. Nur meine übergroße Liebe — — Heinrich, höre mich doch!" Ihre Lippen suchten seinen Mund, preßten sich in heißem Kusse darauf.

Da schleuderte er sie von sich, daß sie taumelnd an einen Sessel stieß und in die Knie fiel.

Dann nahm er sein Taschentuch und fuhr damit über sein Gesicht und über die Uniform. Mit unsäglicher Verachtung sagte er: „Ich fürchte, der Rock ist beschmutzt."

Mit vor Wut verzerrten Zügen starrte ihn Leonie an. „Das sollst du mir büßen, Heinrich Altorf — mit deinem Leben diesmal!" rief sie außer sich.

Er zuckte nur leicht die Achseln und suchte den Ausgang. Er hatte schon den Türgriff in der Hand, als ihn von dem Raum nebenan eine Stimme gebieterisch anrief.

Es war der Oberst.

Altorf war tief erblaßt. Doch frei und offen begegnete sein Blick dem des anderen.

Das Gesicht des Obersten war undurchdringlich. Man konnte nicht ahnen, was und wieviel er gehört. Er sah von Altorf zu seiner Frau hinüber, deren Hand sich fest in die Seide des Sessels krallte.

„Was ging hier vor?" fragte er streng.

Beide schwiegen

„Altorf?"

„Ich bitte gehorsamst, mir die Antwort zu erlassen."

„Nein."

Der junge Offizier zuckte die Achseln. „Herr Oberst — —"

„Wenn Sie nicht reden wollen, Altorf, so werde ich Sie zwingen."

Digitized by Google

„Herr Oberst haben dazu kein Recht.“

Fast atemlos hatte Leonie die kurze Rede und Gegenrede verfolgt. In ihren Augen blitzte es auf — da war ein Weg, sie zu retten.

„Dann rede du, Leonie! — Wird's bald!“ herrschte er sie an.

„Herr v. Altorf ist mir zu nahe getreten!“ sagte sie. „Doch vergib und vergiß es wie ich!“ fügte sie weich und leise hinzu.

Drohend blitzte es unter den buschigen Brauen des Obersten hervor. „Altorf —“

„Ich habe der Erklärung der Frau Oberst nichts hinzuzufügen!“ entgegnete er kalt, während ein unaussprechlich nichtachtender Blick über das bebende Weib glitt. „Gestatten der Herr Oberst, daß ich mich entferne?“

„Nein, Altorf! Sie vergessen, daß Sie mir auf dem Schachbrett noch Revanche schuldig sind.“

Groß und schreckhaft weiteten sich Leonies Augen. Erstaunt, nicht begreifend blickte der Adjutant auf den Obersten. So sprach der Mann zu ihm, dessen Frau er, nach deren eigener Angabe, schwer gekränkt?

Oder hatte er alles gehört, war Zeuge gewesen von dem, was vorgegangen?

Scheu blickte Leonie nach ihm. Doch nichts verriet in seinem undurchdringlichen Gesicht das, was in ihm vorging.

„Kommen Sie, Altorf!“

Er verließ mit dem jungen Offizier das Zimmer, ohne sich um seine Frau zu kümmern.

Wie gehetzt lief Leonie ins Eckzimmer, den sogenannten Gartensalon, weil es vom Garten aus zu betreten war. Die Tür stand im Sommer meistens offen. Sie sah sich um, als ob die Wände und Möbel reden könnten. Auf dem Tischchen neben der Tür

Digitized by Google

war die Decke verschoben, auch das Fell, das dicht am Eingang lag. Das hatte wohl die Schritte gedämpft. Wie lange war der Oberst schon hier gewesen? Was hatte er gehört?

Sie stöhnte auf.

— — — — — — — — — — — — — —

„Sie haben jedenfalls Hunger, Altorf? Ich habe mich verspätet durch die Begegnung mit einem früheren Regimentskameraden. Meine — man hat es Ihnen doch gesagt?“

Altorf machte eine Bewegung, die man ebensogut als Zustimmung wie als Verneinung auffassen konnte. Und jetzt wußte er: der Oberst war früher heimgekommen und hatte alles gehört. Durch sein Verhalten zeigte er das.

Sie setzten sich im Eßzimmer an den Tisch. Altorf würgte jeder Bissen. Doch er sah, mit welchem Gleichmut der Oberst aß, da durfte er auch nichts von seiner Erregung verraten.

Der Oberst befahl dem aufwartenden Diener, die Zofe der gnädigen Frau herbeizuholen.

„Helfen Sie der Frau Oberst beim Packen. Sie ist gezwungen, noch heute abend abzureisen. Vorerst besorgen Sie dieses Telegramm.“

Er schrieb einige Worte auf.

Das niedliche, adrett gekleidete Ding knickste und verschwand.

Wenige Minuten darauf trat Leonie in höchster Erregung herein. „Was soll das heißen? Ich verstehe nicht —“

„Dein Zug nach Nauheim fährt in drei Stunden. Bis dahin wirst du bequem fertig sein. Du nimmst das Nötigste mit — das andere schicke ich dir morgen nach. — Also beeile dich, deine Mutter wartet!“

Digitized by Google

Trotzdem ihm die Frau so Schweres zugefügt, empfand Altorf doch tiefes Mitleid, als ihr jetzt vor dem zwingenden, erbarmungslosen Ausdruck auf dem Gesicht des Mannes die Sprache versagte. Sie senkte den Kopf und wankte hinaus.

„Herr Oberst!“ In heißer Bitte wandte sich Altorf an seinen Vorgesetzten.

„Sie wünschen, Altorf?“ fragte der scharf. — „Ah, ich sehe, woran es fehlt! Nehmen Sie hier von dem kalten Huhn — es ist zu empfehlen. Und die Radieschen und der Salat sind selbstgeerntet; Sie wissen, was der Garten mir für Vergnügen macht.“

Der Oberst kam Altorf wie ein alter Spartaner vor, der ohne ein Wort der Klage schweigend und lächelnd das Schwerste ertrug und sich dabei innerlich verblutete.

Ohne Sammlung saß Altorf dann mit ihm vor dem Schachbrett. Er mußte auf das Hasten, auf die Unruhe draußen im Hause lauschen. Man lief treppauf, treppab.

Wie aus Stein gemeißelt, saß ihm der Oberst gegenüber; seine Hand, die die Figuren hin und her schob, zitterte nicht. „Sie sind ein unaufmerksamer Spieler heute, Altorf!“

Der Adjutant bemerkte den leisen Tadel in der Stimme. „Verzeihung, Herr Oberst. Es ist so manches heute — — mein Kind würde heute zwei Jahre alt — und seine Mutter kommt nicht wieder. Sie hat durch fremde Hände das Grab schmücken lassen — jeden Versöhnungsversuch hat sie abgelehnt.“

„War der Grund, der Ihre Frau von Ihnen trieb, wirklich so schwerwiegend?“

„Nein, Herr Oberst. Sogar die Frau Prinzessin Chlodwig gibt ihr unrecht. Meine Frau ist trotz aller

Digitized by Google

Weichheit und Güte sehr eigensinnig. Alles Bitten war umsonst —"

Nervös trommelte der Oberst auf der Platte des Spieltisches; er schob die Figuren auf dem Schachbrett durcheinander und baute sie wieder auf.

„Ich fürchte, daß ich den Herrn Oberst heute durch meine Zerstreutheit ermüde. Wollen der Herr Oberst mich deshalb beurlauben —"

„Na ja, zum Schachspiel gehört Sammlung. Gehen Sie also heute, und morgen früh um fünf Uhr wollen wir nach Bellevue reiten. Meiner ‚Wildkatze' behagt das Stehen im Stall nicht."

Altorf wußte, nicht eine Stunde würde der Oberst in dieser Nacht schlafen. Mit einem festen Händedruck verabschiedete er den jungen Offizier. Er sah lange in dessen blasses Gesicht, in das schwerer Kummer scharfe Linien gezeichnet und das Haar an den Schläfen vorzeitig grau gefärbt hatte.

Und seine eigene Frau war es gewesen, die das verursacht, seine Frau, die „nicht wert war, der anderen die Schuhriemen zu lösen" —

Mit eigenen Ohren hatte er das gehört, hatte gehört, wie er, der eigene Gatte, ihr Abscheu und Ekel einflößte, er hatte gesehen, wie sein Weib sich einem anderen an den Hals warf, der sie von sich stieß, weil ihre Berührung seinen Rock beschmutze — — —

Das hatte er hören, sehen müssen. Und er konnte den Mann, der das gesagt, nicht strafen, mußte ihm sogar Genugtuung geben, weil sein Weib ihn einer ehrlosen Handlung beschuldigte, die nicht er, sondern sie begangen.

Er knirschte mit den Zähnen, ballte die Fäuste. Das — das mußte er in seinem eigenen Hause ertragen — eine solche Schmach!

Digitized by Google

Aus dem Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer nahm er einige Geldscheine und ging dann in das erste Stockwerk hinauf.

Leonie war im Toilettenzimmer, das sich in wüster Unordnung befand. Die Schränke waren weit geöffnet. Ihr Inhalt lag teils am Boden, teils wurde er in den großen Rohrplattenkoffer geworfen, der mitten im Zimmer stand. Mit heißen Wangen, rot von der Aufregung, gab Leonie der Jungfer überstürzte, sich widersprechende Weisungen.

Das Mädchen war ganz außer Atem, wußte nicht, was zuerst tun. Die Juchtenlederreisetasche stand offen auf einem Stuhl; das wertvolle Necessaire hatte Leonie hineingeworfen und suchte nun zwischen ihren Kleidern und Blusen.

Der Oberst runzelte die Stirn. „Das hat alles Zeit. Erna mag dir das morgen packen. Deine Mutter erwartet dich sonst vergeblich. Die Zeit drängt."

Mit einem bösen Blick sah sie zu ihm hinüber. „Überlasse das, bitte, nur mir. Ich weiß besser, was ich brauche."

Unter irgend einem Vorwand schickte er die Jungfer hinaus. Er legte ihr das Geld auf den Tisch. „Für die Reise und deine ersten Bedürfnisse reicht das vorläufig. Später werde ich dir monatlich eine Summe anweisen, mit der du dich einzurichten hast."

„Ah, du rechnest auf längere Abwesenheit, scheint mir. Doch daran denke ich nicht! — Ich komme bald wieder."

„Bin ich noch nicht deutlich genug gewesen? Muß ich es dir mit dürren Worten sagen, daß in meinem Hause für dich kein Platz mehr ist?"

„Du zeigst mir die Tür? Das lasse ich mir nicht bieten! Warum?"

Digitized by Google

„Das fragst du noch? Ich weiß alles.“

„Dann hat mich Altorf verleumdet!“

„Er hat dich gar nicht erwähnt. Er hat auch deine sinnlose, gemeine Beschuldigung auf sich sitzen lassen. — Doch zum Glück weiß ich es besser. Ich habe alles gehört — und gesehen.“

„Der Herr Oberst als Lauscher hinter der Tür!“ Sie lachte laut auf.

„Wenn er dadurch zur Kenntnis gewisser Dinge, die ihn sehr nahe angehen, gelangt ist, ist das zu erklären. Nun weiß ich Bescheid.“

„Dann ist's ja gut! Dann weißt du, daß ich, deine Frau, die Braut deines Adjutanten war, daß er mich aber im Stich ließ, weil er nach Geld gefreit hat — ein sauberer Herr!“ Sie trat dicht vor ihn hin, und böse, gehässig funkelten ihn ihre Augen an. „Dann weißt du auch, daß ich dich hasse, verabscheue, und nur, weil ich mich an Altorf und seiner Frau rächen wollte, hab' ich dich geheiratet!“ zischte sie ihm entgegen. Ihre Brust wogte in stürmischen Atemzügen. Ein Schütteln durchlief ihre Gestalt. Vor Wut und Zorn wußte sie nicht, was sie ihm alles antun sollte, der bei ihren Worten nicht mit der Wimper zuckte. „So, nun weißt du auch das! Ich bin froh, hier herauszukommen, dich nicht mehr zu sehen —“

„Unsere Wege trennen sich von heute an. Du magst deinen Mädchennamen wieder annehmen, sobald unsere Scheidung ausgesprochen ist. Ich kann keine Frau haben, die sich meinen Offizieren an den Hals wirft! Ich werde dir genügend Mittel geben, daß du anständig leben kannst — das ist dir ja die Hauptsache! — Aber das eine gebe ich dir zu bedenken,“ fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „sobald du ein Leben führst, das den Anschauungen unseres Standes entgegen-

Digitized by Google

läuft, werde ich dir jedes Mittel zur Existenz entziehen. Danach richte dich!“

„Oh, hab' keine Angst! Ich werde schon nicht untergehen!“ Ein unbeschreibliches Lächeln zerrte ihre Lippen von den großen Zähnen.

Er zuckte die Achseln. „Wie es dir beliebt! Dann kann ich aber deinen Bruder Benno nicht halten! Sage ihm diese deine Ansicht selbst. Ich habe ihm telephoniert, damit er dich nach der Bahn begleitet. Weiter habe ich dir nichts mehr zu sagen.“

Er wandte sich und ging mit schweren Schritten hinaus.

Sie wollte ihm nachlaufen, blieb aber wie angewurzelt stehen. Mit einer leidenschaftlichen Gebärde warf sie die Arme in die Höhe. Ihre blassen Lippen murmelten wilde Verwünschungen. Sie wußte, sie hätte eher einen Stein erweichen können als den Mann, der so ruhig vor ihr gestanden, von dem jeder Blick, jedes Wort ein vernichtender Urteilsspruch für sie war.

Benno kam, nachdem ihn der Oberst empfangen und kurze Zeit in seinem Arbeitszimmer mit ihm gesprochen hatte.

Er war sehr blaß und verstört und wollte mit heftigen Worten auf die Schwester losfahren.

Sie unterbrach ihn mit einer nervösen, zitternden Gebärde. „Lasse mich in Frieden, Benno, sage kein Wort, wenn ich nicht verrückt werden soll!“

„Das ist ja eine schöne Suppe, die du mir da eingebrockt hast!“ Er warf sich in einen Stuhl, streckte die Beine von sich und starrte mißmutig vor sich hin.

„Dir? Du denkst eben immer nur an dich!“ höhnte sie.

„Allerdings — wie du es machst! — Was eigentlich vorgefallen ist, weiß ich nicht. Der Alte hat sich nicht

Digitized by Google

ganz klar ausgedrückt. Wie er mir sagte, fährst du auf längere Zeit zu Mama — und da das 'n bißchen sehr plötzlich kommt, übersetze ich mir das — auf immer! Der Betrieb hört hier auf, und ich kann mir den Mund wischen — muß allein hier bleiben."

„Deines Bleibens ist auch nicht mehr lange. Gib acht, nach dem Manöver —"

Er sprang auf und fuhr sich durch die Haare. „Es ist nicht auszudenken! Wie konntest du den Alten nur so reizen! Du saßest hier so schön warm in deinem Nestchen —"

„Altorf ist schuld an allem!" warf sie mit schwerer Stimme hin.

„Altorf? Wieso?" Verblüfft sah er sie an. Er schien keinen Zusammenhang zu finden.

„Das ist ja gleich. Genug — er trägt die Schuld, und deshalb, Benno, sollst du mich an ihm rächen — hörst du?" Sie faßte ihn an den Schultern und schüttelte ihn. „Verstehst du? Schieße ihn nieder! Eher werde ich nicht ruhig —"

„Na, erlaube mal, Leonie — wie denkst du dir das eigentlich?"

„Ein Wort wird gesprochen, ein anderes erwidert. Sei doch nicht so naiv!" sagte sie ungeduldig. „Wie leicht ist eine Meinungsverschiedenheit vom Zaune gebrochen!"

„Und bei der Gelegenheit, meinst du, kann ich ihn niederknallen? Nun, Altorf ist ein guter Schütze und —"

„Ah, du bist feige!" höhnte sie.

„Leonie!" brauste er auf. „Auch du darfst mir das nicht ungestraft sagen! — Doch ich halte es deiner Aufregung zugute!"

Das Gebaren der Schwester war ihm unheimlich.

Digitized by Google

Wie sie mit den funkelnden Augen in dem blassen, verzerrten Gesicht vor ihm stand, lebhaft gestikulierend, machte sie beinahe den Eindruck einer Geisteskranken.

Er sah nach der Uhr. „Es ist schon zehn Uhr. Du mußt dich wohl noch umkleiden? Oder willst du so —“

Sie stöhnte bei seiner Mahnung auf, ballte die Hände zu Fäusten. „Warte!“ sagte sie mit erstickter Stimme und ging hinüber in ihr Ankleidezimmer.

„Nein, Erna, diesmal kann ich Sie nicht mitnehmen,“ erwiderte sie auf die Frage der Zofe. „Mama ist plötzlich schwer erkrankt. Wann ich zurückkomme, ist noch nicht bestimmt.“

Bald stand sie reisefertig da — in einem englischen knappen Kostüm, den Panamahut mit Chiffonschleier auf dem Kopf.

Sie griff nach zwei seidenen Blusen und einem eleganten Tuchkleid. „Hier, Erna, nehmen Sie! Ich glaube schwerlich, daß ich es noch tragen kann, wenn Mama —“

Erna schluchzte auf und küßte ihr dankbar die Hand. „Hoffentlich können gnädige Frau bald wiederkommen!“

Leonie blickte sich mit starren Augen um. Sie wußte, sie kam nicht wieder.

Wie dumm, wie blödsinnig dumm das alles doch war!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Anfänge wichtiger Erfindungen.

Von Gerd Harmstorf.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

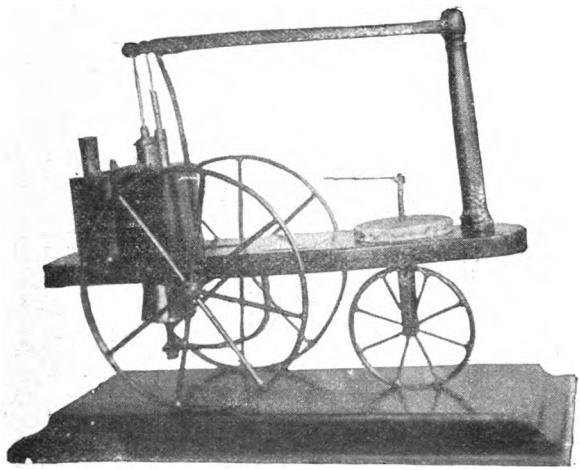
Wer die Sammlungen des Deutschen Museums in München durchwandert, der wird sicherlich oftmals mit einem aus Erstaunen und Rührung gemischten Gefühl halt machen vor irgend einem unscheinbaren, vielleicht mit den primitivsten Mitteln hergestellten Apparat oder Maschinchen, in dem er ohne die erklärende Aufschrift viel eher ein unbeholfenes Kinderspielzeug vermutet haben würde als die erste Ausdrucksform einer gewaltigen, weltbewegenden Errungenschaft des erfinderischen Menschengeistes. Groß ist der Anteil deutschen Erfinder- und Forschergeistes gerade an den wichtigsten und bedeutsamsten Kulturfortschritten der letzten Jahrhunderte gewesen.

Daß auch die Verdienste anderer Nationen darum nicht geringgeschätzt zu werden brauchen, mögen die in den beistehenden Abbildungen wiedergegebenen interessanten Stücke aus den Sammlungen des englischen South-Kensington-Museums erweisen, Stücke, die ihren halb oder ganz vergessenen Erzeugern nicht geringere Ehre machen als den genialen Köpfen, die jene unfertigen Ideen bis zu staunenswerter Vollendung weiterzuentwickeln vermochten.

Mit welcher Bewunderung für die unermüdliche und erfolgreiche Arbeit des Menschengeistes muß nicht

Digitized by Google

jeden Beschauer der Anblick des in unserem ersten Bilde dargestellten kleinen Modells erfüllen, darin er nichts anderes zu sehen hat als die erste von einem Engländer konstruierte Lokomotive. Welcher Weg von diesem Spielzeug bis zu jenen Riesenmaschinen, die heute mit Blitzgeschwindigkeit auf den erdeumspannen-



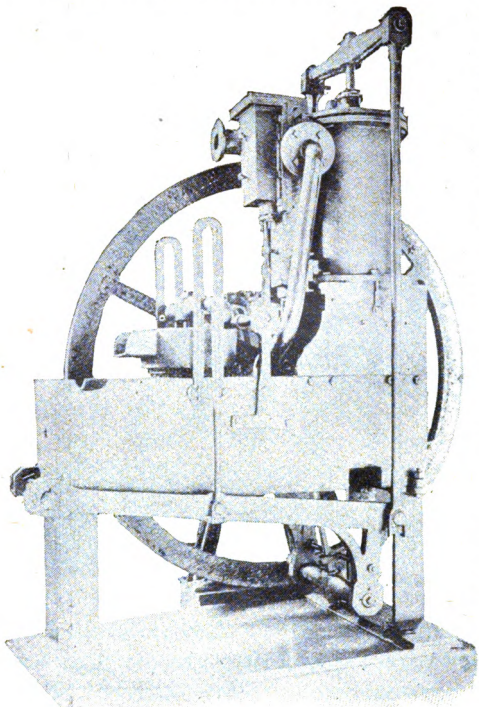
Williams Murdocks Lokomotive.

den Stahlschienen dahinsausen! Welche Fülle von Scharfsinn, die in jeder Einzelheit dieses komplizierten modernen Mechanismus zum Ausdruck kommt! Und doch — gebührt nicht das reichere Maß von Anerkennung dem erfinderischen Grübler, der als der erste eine kühne Idee durch den praktischen Versuch als richtig und brauchbar erwies, mochte es auch immerhin mit den primitivsten und unzulänglichsten Mitteln geschehen sein?

Der Verfertiger unseres Modells war ein gewisser William Murdock, dessen Lebensgeschichte eines von

Digitized by Google

den zahllosen Beispielen für die Richtigkeit des alten Erfahrungssatzes ist, daß es gerade den geistreichsten und beharrlichsten Erfindern nur selten vergönnt ist, den Triumph ihrer Ideen zu erleben. Er war ein armer Teufel, und man erzählt von der Art, wie er nach vielen harten Kämpfen zu einer Lebensstellung gelangte, die folgende niedliche Anekdote. Murdock bewarb sich um das Jahr 1779 bei Mister Boulton, einem Mitinhaber der Londoner Pumpenbaufirma Boulton & Watt, um irgendwelche Beschäftigung als Techniker. Da er aber weder Zeugnisse aufweisen noch sich auf bisherige erfolgreiche Tätigkeit berufen konnte, wurde er mit abweisender Kälte behandelt, und seine Verwirrung über den entmutigen-



Die Maschine des ersten englischen Passagierdampfbootes.

Digitized by Google

den Empfang war so groß, daß er wiederholt den zwischen den zitternden Händen gedrehten Hut zu Boden fallen ließ. Das sonderbare Geräusch, das dadurch jedesmal verursacht wurde, bewog Mister Boulton endlich zu der Frage, aus welchem Material der

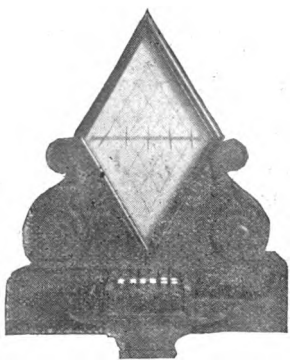
Eine Station für optische Telegraphie.
(Anfang des 19. Jahrhunderts.)

Hut des Bewerbers denn eigentlich hergestellt sei, und er wurde aufmerksam, als Murdock errötend gestand, er habe sich aus Geldmangel auf einer von ihm selbst — wenn auch zu anderen Zwecken — konstruierten Drehbank einen Hut aus Holz herstellen müssen, der sich auf den ersten Blick kaum von einer Kopfbedeckung aus dem gewohnten Material unterscheiden ließ.

Digitized by Google

Einen Mann von solcher Geschicklichkeit wollte Mister Boulton sich nun doch nicht entgehen lassen, und er hatte seinen Entschluß nicht zu bereuen, denn Murdock war bald einer der tüchtigsten Mitarbeiter der Firma geworden.

Hie und da aber erregte er während seiner vieljährigen Tätigkeit doch die Unzufriedenheit seiner Prinzipale, und es muß uns heute wohl wie bitterste Ironie anmuten, wenn wir erfahren, daß es gerade seine auf die Erfindung einer Dampflokomotive gerichteten Bemühungen waren, die ihm wiederholt ernsten Tadel und empfindliche Zurechtweisungen eintrugen. Ein vom 12. September 1786 datierter Brief des Mister Watt an seinen Partner Boulton lautet wörtlich: „Ich bin äußerst verdrießlich, daß Murdock sich noch immer mit seinem Dampfwagen beschäftigt. Ich wünsche dringend, daß er tut, was wir tun, nämlich, daß er sich um sein Geschäft kümmert und es anderen überläßt, ihre Zeit und ihr Geld mit der Jagd nach einem Schatten zu vergeuden."

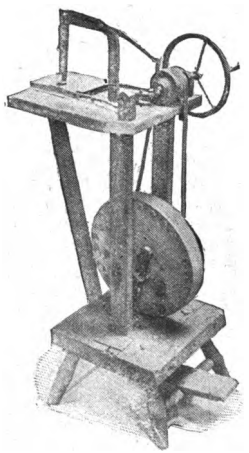


Der erste in England zur Verwendung gelangte elektrische Telegraph.

Derartige nachdrückliche Hinweise auf das Pflichtwidrige und Zwecklose seiner Versuche scheinen den armen Murdock denn auch schließlich bestimmt zu haben, von dem weiteren Ausbau seiner Idee abzustehen und die „Jagd nach dem Schatten" anderen zu überlassen, die glücklicher sein sollten als er.

Digitized by Google

Ungleich vollkommener als Murdocks Lokomotivmodell, aber nach unseren heutigen Begriffen freilich noch immer naiv genug ist die im South-Kensington-Museum aufbewahrte Maschine des „Komet", des ersten für die Beförderung von Passagieren und Gütern erbauten Dampfbootes in Europa. Ihr Urheber war der im Jahre 1767 zu Torphichen Mill bei Linlithgow geborene Ingenieur Henry Bell, der schon 1800 praktische Versuche mit einer kleinen Schiffsdampfmaschine unternommen hatte. Seine wiederholten Bemühungen, die englische Admiralität für seine Ideen zu interessieren, blieben ohne Erfolg, obwohl kein Geringerer als Lord Nelson selbst seinen Fürsprecher gemacht haben soll. Wenn er es auch zuletzt dahin brachte, mit seinem Boote „Komet" eine Art von regelmäßigem Passagierverkehr auf der Themse zu betreiben, so entsprachen doch weder der materielle Gewinn noch der Ruhm, den er damit erntete, dem Wert der von ihm gemachten Erfindung.



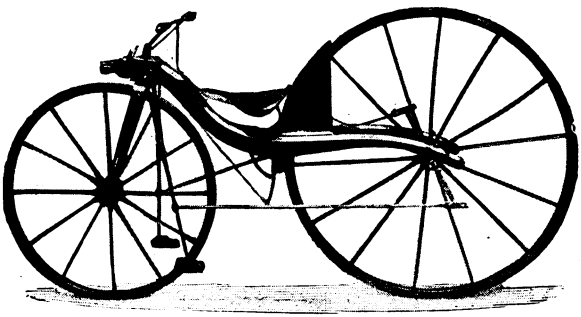
Die älteste Nähmaschine.

Eine andere gewaltige Errungenschaft, ohne die wir uns das moderne Verkehrsleben überhaupt kaum noch vorzustellen vermöchten, ist der Telegraph, und mit einem mitleidigen Lächeln blicken wir auf die kümmerlichen Notbehelfe, deren unsere Urgroßeltern sich für die Übermittlung von Nachrichten „auf dem schnellsten Wege" bedienten. Wenn auch unter den jetzt Lebenden nur wenige sein mögen, die noch mit

Digitized by Google

eigenen Augen einen ganz nach der Art unserer heutigen Eisenbahnsemaphore eingerichteten optischen Telegraphen gesehen, so wissen wir doch aus Bildern und Beschreibungen zur Genüge, wie diese zur Zeichenübermittlung bestimmten Signalapparate beschaffen waren, und ihre Einfachheit läßt es uns darum fast unbegreiflich erscheinen, daß man erst in der neuesten Zeit darauf gekommen war, dies naheliegende Verständigungsmittel systematisch nutzbar zu machen.

In England wurde zum Beispiel erst im Jahre 1795

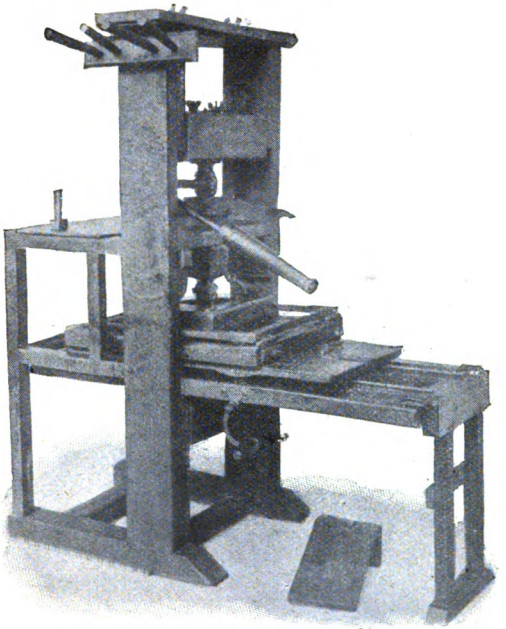


Das erste Zweirad.

durch Lord George Murray ein brauchbares System optischer Telegraphie eingeführt, das bis zur Erfindung des elektrischen Telegraphen namentlich der Admiralität manchen sehr wichtigen Dienst geleistet hat. Unsere nach einem zeitgenössischen Aquarell reproduzierte Abbildung gibt in schematischer Darstellung das Innere einer solchen Telegraphenstation wieder, wie sie in angemessenen Zwischenräumen auf hochgelegenen Punkten zwischen der Hauptstadt und den wichtigeren Seehäfen aufgestellt waren. Zu ihrer Bedienung waren immer vier Mann notwendig, von denen zwei die zunächst gelegenen Stationen im Auge zu behalten

Digitized by Google

und die beiden anderen die Weitergabe der aufgenommenen Nachrichten mit Hilfe der sechs beweglichen Signalarme zu bewirken hatten. Es ließen sich durch die verschiedene Stellung dieser sechs Arme im ganzen



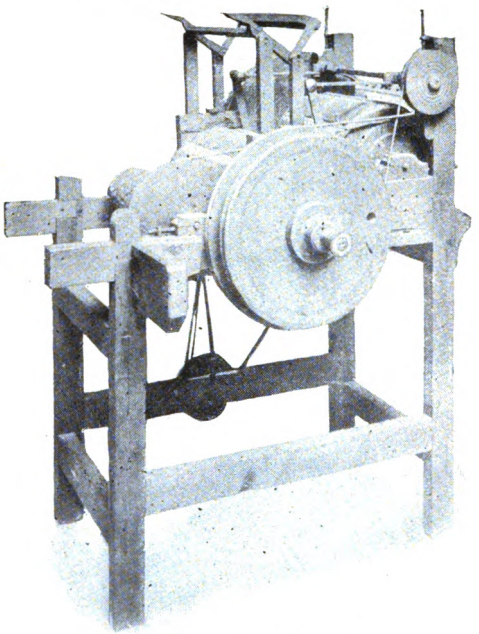
Benjamin Franklins Buchdruckpresse.

dreiundsechzig verabredete Signalzeichen telegraphieren, und unter günstigen Umständen, das heißt, wenn die Aussicht nicht durch Nebel oder Regen behindert war, konnte eine nicht zu umfangreiche Depesche von London nach Dover oder in umgekehrter Richtung in etwas weniger als vier Minuten übermittelt werden.

Das System der optischen Telegraphen blieb in England bis zum Jahre 1845 im Gebrauch, wo diese

Digitized by Google

durch den elektrischen abgelöst wurden. Der erste Apparat dieser Art, den unsere Abbildung nach dem im South-Kensington-Museum aufbewahrten Exemplar wiedergibt, ist von Cooke und Wheatstone kon-



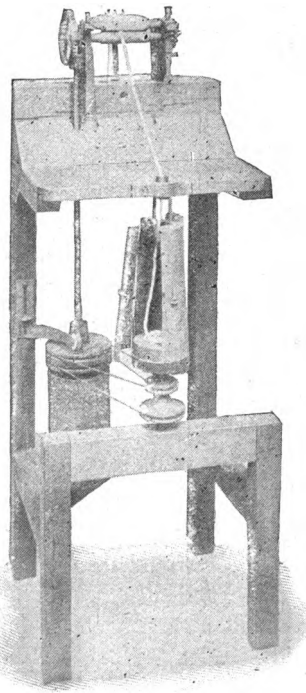
Arkwrights erste Krempelmaschine.

struiert worden und vermittelte den telegraphischen Verkehr zwischen den Stationen Paddington und Slough der Great-Western-Eisenbahn.

Weniger aufsehenerregend, aber immerhin noch bedeutsam genug erscheinen die auf den folgenden Bildern wiedergegebenen Anfänge von technischen Erfindungen, die sich in vervollkommneter Gestalt heute

Digitized by Google

die Welt erobert haben. Da ist zunächst die angeblich älteste Nähmaschine, die bei aller Einfachheit und Roheit der Ausführung doch schon auf demselben Grundgedanken aufgebaut ist wie die sinnreichen und verwickelten Apparate, die man heute mit diesem Namen bezeichnet. Ihr Verfertiger, der auch den Ruhm für sich in Anspruch nahm, der Erfinder der Idee zu sein, war ein gewisser Charles Kyte aus Snowshill bei Evesham, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte.



Eine andere von Arkwright erfundene Maschine.

Er ist mit seiner Nähmaschine indessen ebensowenig ein reicher und berühmter Mann geworden wie der brave Kirkpatrick Macmillan, ein Grobschmied aus Courthill in Dumfriesshire, mit seinem im Jahre 1839 konstruierten ersten Zweirade, das dem heutigen Fahrrade entschieden um vieles näher kommt als die sonst immer für seinen unmittelbaren Vorläufer gehaltene Draisine. Macmillan war allem Anschein nach wirklich der erste, der erkannt hatte, daß zwei in einer Ebene liegende Räder sich bei rascher Fortbewegung im vertikalen Gleichgewicht erhalten, und daß

Digitized by Google

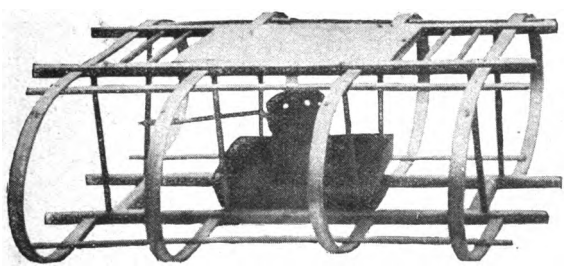
man sich ihrer durch ein mit der Achse des Hinterrades verbundenes System von Pedalen und Kurbeln als Transportmittel bedienen könne. Obwohl er nicht daran dachte, seine Erfindung geheimzuhalten, sondern im Gegenteil nach Kräften bemüht war, sie populär zu machen und zur Nachahmung aufzufordern, gelang es ihm doch nicht, dem neuartigen Beförderungsmittel Anhänger zu werben, und er würde wahrscheinlich längst vergessen sein, wenn nicht sein im Museum aufbewahrtes, gar nicht übel erdachtes Zweirad das Gedächtnis seines Namens und Verdienstes lebendig erhielte.

Die Buchdruckpresse auf Seite 89 ist nicht gerade eines der ältesten vorhandenen Exemplare, denn sie stammt erst ungefähr aus dem Jahre 1730, während schon im Jahre 1476 William Caxton in England angeblich mit beweglichen Typen gedruckt haben soll. Aber sie darf als historisch interessant gelten, weil es der große Benjamin Franklin war, der mit dieser Presse arbeitete. Sie ist aus hartem Holz konstruiert, die Druckform ist auf einem beweglichen Schlitten angebracht, und die Vorrichtung zum Auftragen der Druckfarbe kann als recht sinnreich bezeichnet werden.

Die beiden anscheinend sehr einfachen hölzernen Maschinen auf Seite 90 und 91 sind für die Entwicklung der heute auf sehr hoher Stufe stehenden englischen Textilindustrie von größter Bedeutung gewesen, weil sie die ersten erfolgreichen Versuche darstellen, zeitraubende und kostspielige Handarbeit durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Sie sind in ihrer kunstlosen, unzulänglichen und wenig stabilen Gestaltung natürlich längst durch technische Erzeugnisse von tausendfach größerer Leistungsfähigkeit überholt; aber das Verdienst des Erfinders ist sicherlich darum kein geringeres,

Digitized by Google

weil seine Ideen einer so erstaunlichen Vervollkommnung fähig waren. Er hieß Arkwright und hatte am 23. Dezember 1732 zu Preston das Licht der Welt erblickt. Von bescheidenster Herkunft und seines Zeichens ursprünglich ein Barbier, brachte er es durch Scharfsinn, Fleiß und angeborene technische Geschicklichkeit schon mit weniger als fünfzig Jahren zu einem der ersten Großindustriellen des Landes, der in seinen Betrieben nicht weniger als fünftausend Personen beschäftigte. Es war nichts als eine angemessene und wohlverdiente



Der älteste Bettwärmer.

Auszeichnung, als Arkwright im Jahre 1786 von Georg III. in den Ritterstand erhoben wurde.

Nicht um ihrer weltbewegenden Bedeutung willen, sondern lediglich der Kuriosität halber sei schließlich noch einer der Nachwelt aufbewahrten Erfindung gedacht, die uns durch die Umständlichkeit, mit der sie ihren Zweck zu erreichen sucht, wohl ein Lächeln abgewinnen mag. Es handelt sich um den oben abgebildeten Bettwärmer in Gestalt eines hölzernen Reifengestells von nicht weniger als 106 Zentimeter Länge und 35 Zentimeter Höhe. Der Wärmeerzeuger, dessen unmittelbare Berührung mit den Bettstücken durch dies umfängliche Gerüst verhindert

Digitized by Google

werden soll, besteht in einem eisernen Gefäß, das für den Gebrauch mit glühenden Kohlen gefüllt wurde. Zur besseren Ausnützung der ausstrahlenden Hitze ist oberhalb des Gefäßes in dem Rahmenwerk noch eine dünne Eisenplatte angebracht, die denn auch aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Zweck aufs beste erfüllt hat.

Digitized by Google

Ein junger Held.

Geschichtliche Erzählung von Wilhelm Hille.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Mai des Jahres 1476, als sich vor den Mauern des Schlosses von Carlat, einem kleinen Städtchen in der Nähe des heutigen Nemours, der letzte Akt eines Verzweiflungskampfes abspielte, der seit mehreren Wochen getobt hatte. Das Schloß von Carlat gehörte damals den Herzögen von Armagnac, und Frankreich wurde, wie jeder in der Weltgeschichte etwas Bewanderte weiß, von Ludwig XI. regiert, von dem Monarchen, der den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, an Grausamkeit nur von Nero, an Falschheit und Niederträchtigkeit von niemand übertroffen worden zu sein.

Jacques d'Armagnac, Herzog von Nemours und Connetable von Frankreich, hatte, als die arglistigen Pläne Ludwigs, die auf die Vernichtung der Macht seiner großen Vasallen abzielten, anfingen, durchsichtig zu werden, mit den Herzögen von Burgund und von Bretagne einen Bund geschlossen, die sogenannte Liga der öffentlichen Wohlfahrt, worin diese drei mächtigsten Männer Frankreichs sich gegenseitig Schutz und Hilfe gegen die Übergriffe des Königs versprachen. Aber Ludwig, durch seine Späher von allem unterrichtet, wußte der ihm drohenden Gefahr zu begegnen. Den gefährlichsten seiner Gegner, den Herzog Karl

Digitized by Google

von Burgund, köderte er durch Versprechungen und Vorspiegelungen dermaßen, daß er treulos seine Bundesgenossen im Stich ließ und auf die Seite des Königs übertrat.

Der Herzog von Bretagne unterwarf sich daraufhin freiwillig dem Könige und rettete so Krone und Leben. Jacques d'Armagnac aber, der erbittertste von den dreien, der in Ludwig nicht nur den Monarchen, sondern auch den Menschen haßte, hatte die Unvorsichtigkeit begangen, die Feindseligkeiten gegen die königlichen Truppen zu eröffnen, ehe der Zeitpunkt des verabredeten gemeinsamen Handelns gekommen war. Als er von der Abschwenkung Karls von Burgund erfuhr, war er bereits so weit vorgegangen, daß er nicht mehr hoffen konnte, von dem bösen Handel wieder loszukommen. Er bot zwar seine Unterwerfung an, wenn ihm Amnestie versprochen wurde, aber Ludwig, der nicht gesonnen war, das edle Wild, das ihm ins Garn gegangen war, wieder entkommen zu lassen, antwortete auf sein Angebot dadurch, daß er mit einem Heer von zwanzigtausend Mann gegen ihn anrückte, das kleine Häuflein des Herzogs in Carlat einschloß und eine regelrechte Belagerung gegen ihn eröffnete.

Die Stadt vermochte keinen ernstlichen Widerstand zu leisten. Sie kapitulierte nach wenigen Tagen bis auf das sehr feste Schloß, in dem der Herzog mit einigen hundert treu Ergebenen sich verzweifelt verteidigte.

Seit vierundzwanzig Stunden donnerten die königlichen Kanonen und rissen große Löcher in das alte Mauerwerk der Türme des Schlosses. Ihr grauenvolles Getöse erfüllte die Luft und drang bis hinunter in die stille Ruhestätte der Toten.

Die Ahnengruft der herzoglichen Familie lag am westlichsten Ende des weitläufigen Gebäudes, mehrere

Digitized by Google

Meter unter dem Erdboden, und bot einen ausgezeichneten Schutz vor den Geschossen des Feindes. Zwischen zwei großen steinernen Särgen, deren Fugen vor Alter aufgeplatzt waren und die traurigen Überreste menschlicher Glorie den Blicken preisgaben, war ein Lager aufgeschlagen. Auf dem Lager ruhte, bleich wie die Kissen, die sie umgaben, eine Frauengestalt, die der Todesengel bereits auf die Lippen geküßt zu haben schien. Zu Füßen des Lagers kauerten zwei Knaben von zwölf und zehn Jahren, die von Tränen überströmten jugendlichen Gesichter angstvoll auf die Sterbende gerichtet. Zwei an die beiden Steinsärge gelehnte Fackeln hauchten ihr rötliches Licht über das Lager und die im Hintergrunde harrende kleine Schar von weiblichen Bediensteten, die leise miteinander murmelten.

„Ich glaube, die Mutter ist schon tot," sagte der jüngere Knabe.

„Still doch, Hektor!" flüsterte der ältere. „Siehst du nicht, wie sie die Lippen bewegt? Sie will gewiß etwas sagen."

In der Tat kam eben Bewegung in die bleiche Gestalt der Dulderin. Ihre Augenlider begannen sich langsam zu heben, und die mageren feinen Hände glitten wie suchend an dem Linnen entlang.

Eine ältere Frau trat neben das Lager. „Frau Herzogin wünschen zu trinken?" sagte sie mit gedämpfter Stimme. Auf ein bejahendes Zeichen winkte sie einer von den Frauen im Hintergrunde, die ein Glas Limonade brachte. Dann schob sie vorsichtig eine Hand unter das Haupt der Kranken und flößte ihr mit der anderen einige Löffel des Getränkes ein.

„Jsouard! Hektor!" flüsterte die Herzogin und streckte ihre Arme aus.

Digitized by Google

Die beiden Knaben knieten vor ihr hin, und sie legte die Hände auf ihre Köpfe.

„König Ludwig ist euer Feind," sagte die Herzogin, nur mit Anstrengung sprechend. „In der Bibel aber steht geschrieben: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, so euch beleidigen und verfolgen. — Jsouard, du bist der Ältere. Du wirst bald Herzog von Nemours sein. Versprich mir, daß du dem Könige ein treuer Vasall sein wirst."

„Ich verspreche es dir," sagte der Knabe mit vor Schluchzen fast vergehender Stimme.

„Ich werde sterben," fuhr die Herzogin fort, „und euer Vater wird auch bald sterben. Ihr seid dann Waisen, und wenn es euch schlecht geht, so denkt daran, daß eure Mutter im Himmel für euch betet."

Wie ein Hauch nur kamen die letzten Worte über ihre Lippen. Ein von der Brust aufsteigender Krampf, der ihre ganze Gestalt zusammenschauern machte, verhinderte sie, weiterzusprechen.

Mit vor Schrecken weit aufgerissenen Augen betrachteten die Kinder das ihnen noch fremde grausige Schauspiel des beginnenden Todeskampfes. Dann, als auf die Zuckungen die bleierne Unbeweglichkeit folgte, als die mütterlichen Augen starr und gebrochen nach oben standen, begriffen sie, daß alles aus war, und warfen sich laut jammernd über die Leiche.

In diesem Augenblicke wurde hastig die eiserne Tür des Grabgewölbes aufgerissen und herein stürzte ein stattlicher Mann in der Rüstung der damaligen Zeit, dessen stolze Züge durch Staub und Blut bis zur Unkenntlichkeit entstellt waren.

„Es ist aus, Jsabella!" schrie er. „Alles ist aus! Die Hunde haben die weiße Fahne ausgesteckt!"

„Die Mutter ist tot! Unsere Mutter ist tot!" riefen

Digitized by Google

die Knaben schluchzend und zeigten auf die unbewegliche Gestalt vor ihnen.

Erschreckt trat der Herzog an das Lager. „Auch das noch!“ stöhnte er und sank, wie gebrochen unter der Last dieses neuen Unglücks, vor dem Sterbelager nieder. „Gott, du strafst mich schwer! Aber vielleicht — vielleicht,“ murmelte er leiser, „ist es so das beste!“

Lange verharrte er, das Gesicht mit den Händen bedeckt, regungslos an den sterblichen Überresten seines über alles geliebten Weibes. Nur ein schmerzliches Zucken, das ab und zu durch seinen Körper ging, verriet, was er litt. In seinem dumpfen Hinbrüten bemerkte er nicht, wie die Gruft sich allmählich leerte, bis er mit den beiden Knaben die einzige Gesellschaft der friedlichen Schläferin bildete. Er hörte nicht, wie der Donner der Kanonen schwach und schwächer wurde und schließlich überging in das leise Gewimmer eines Glöckleins, das in der Kapelle über dem Grabgewölbe hing und das Hinscheiden der Herzogin den Bewohnern des Schlosses meldete. Und noch immer saß er unbeweglich da, bis die Tür des Gewölbes sich geräuschvoll auftat und unter Vorantritt zahlreicher, mit Fackeln versehener Diener ein Häuflein Bewaffneter eintrat, die alsbald stumm, aber respektvoll die herzogliche Familie umringten.

Ein Mann in mittlerem Alter, ohne Rüstung und wie ein einfacher Landedelmann gekleidet, mit scharfgeschnittenen gelblichen Gesichtszügen und kalten klugen Augen trat auf die Gruppe zu.

„Nun, Herr Vetter?“ sagte er mit furchtbarem Spott, indem er dem Herzog die Hand zum Gruße darbot. „Wir haben uns heute ohne Beachtung des vorgeschriebenen Zeremoniells bei Euch zu Gaste geladen. — Ah, Frau Isabella hat sich empfohlen? Ich

Digitized by Google

finde das ein wenig unhöflich von ihr — in einem Augenblick, wo sie so hohen Besuch zu erwarten hatte."

„Sire," antwortete der unglückliche Fürst, indem er sich vor dem Sieger auf ein Knie niederfallen ließ, „verfahrt mit mir, wie Euch gut dünkt, aber schont meine unschuldigen Kinder."

„Seid unbesorgt, Vetter," lächelte der König. „Es wird weder Euch noch Euren Sprößlingen etwas widerfahren, das nicht recht und billig wäre. Aber darüber hat der Gerichtshof in Paris zu bestimmen. Für jetzt kommt hinauf in die Wohnstätte der Lebenden. Wahrhaftig, ich habe Hunger! Hier ist nicht gut zu Mittag speisen. Fort aus der Gruft der Toten! Wer weiß, wie bald es dem einen oder anderen von uns bestimmt ist, seine Schritte wieder hierher lenken zu müssen."

Nach diesen Worten, deren unheilvolle Vorbedeutung weniger der Herzog, als die in ehrfurchtsvollem Schweigen verharrende Umgebung empfand, winkte Ludwig zwei Edelleute herbei und trug ihnen auf, den Herzog in seine Gemächer zu geleiten. Dann, immer auf strenge Erfüllung der Formen bedacht, kniete er neben der Leiche der Herzogin nieder, bekreuzigte sich und sprach, die Augen andachtsvoll auf das kleine Muttergottesbild geheftet, das er an einer goldenen Schnur am Halse trug, zwei Gebete, eines für den König von Frankreich und eines für die Seele der verblichenen Herzogin von Nemours.

Einen Monat später wurde Jacques d'Armagnac, Herzog von Nemours, vom Parlamentsgerichte in Paris des Hochverrates schuldig befunden und zum Tode durchs Schwert verurteilt. Es war eine jener

Digitized by Google

traurigen Gerichtskomödien gewesen, deren die Weltgeschichte mehr als eine aufweist, wo das Urteil bereits gesprochen ist, ehe der Prozeß anfängt. Die Beisitzer des Tribunals waren vom Könige sorgfältig ausgewählt worden und wußten, was der Wille ihres erlauchten Auftraggebers war. Sie entledigten sich ihrer unrühmlichen Aufgabe, im Namen der Gerechtigkeit ein falsches Urteil zu fällen, mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß der Angeklagte auf jedes Wort der Verteidigung von vornherein verzichtete und sich in würdiges Schweigen hüllte.

Die Hinrichtung fand statt am 11. August 1476. Das von einer großen Menschenmenge umlagerte Schafott war auf dem Platze vor dem Louvre aufgeschlagen worden. Auf dem Balkon des Schlosses, kaum zwanzig Meter vom Blutgerüste entfernt, hatte der König Platz genommen, um die Ausführung des Urteils persönlich zu überwachen. Rechts neben ihm saß sein Sohn, der junge Herzog Karl von Berry, mit seiner Gemahlin, an seiner Linken seine Tochter Anna. Hinter dem Sessel des Königs drängten sich die Höflinge, unter denen man mehrere der bekanntesten Persönlichkeiten der damaligen Zeit bemerkte. Da war der gefürchtete Generalprofos Tristam, Anführer der sogenannten „Strickreiter", einer Art berittener Polizeitruppe, die, mit einem Strick ausgerüstet, weit und breit im Lande herumzogen und jeden eines Verbrechens Verdächtigen sofort am nächsten Baume aufknüpften. Da sah man den verschmitzt lächelnden Olivier, Barbier und zugleich erster Günstling des Königs, dem das Volk seiner Bosheit wegen den Beinamen „der Teufel" gegeben hatte. Durch die Eleganz seiner Kleidung fiel unter den anderen Höflingen der Astrolog Galeotti auf, der, halb Scharlatan,

Digitized by Google

halb Gelehrter, durch kluge Spekulation auf den Aberglauben des Königs sich eine der einflußreichsten Positionen bei Hofe gegründet hatte. Dicht hinter dem Könige stand ein kleiner, unansehnlicher Mann mit ernsten, sympathischen Zügen, der Leibarzt Cottier. Dieser hielt zwei Knaben an der Hand, deren bleiche Gesichter mit unbeschreiblichem Entsetzen dem furchtbaren Gerüste zugewandt waren, dessen Bedeutung sie trotz ihrer Jugend nur zu wohl begriffen.

Einer häßlichen Regung seiner unedlen Natur folgend, hatte der König angeordnet, daß die Söhne des Herzogs von Nemours der Vollstreckung des Todesurteils an ihrem Vater beizuwohnen hätten.

Als eine Bewegung unter der Menschenmenge und das Geläute des Armesünderglöckleins die Annäherung des Verurteilten verkündigte, winkte der König Cottier zu, mit den Kindern näher heranzutreten. Er zog den an allen Gliedern bebenden Hektor auf seine Knie.

„Pasques Dieu, das ist ja ein niedlicher Bursche!“ sagte er lächelnd und streichelte ihm die blassen Wangen. „Ich muß ihn küssen!“

„Gnade, Sire!“ hauchte der Knabe, unter den königlichen Küssen zusammenschauernd. „Gnade, Sire, für meinen armen Vater!“

„Gnade? Ei, geh doch, du sagst immer dasselbe, und das ist langweilig,“ antwortete der König, seine Zärtlichkeiten verdoppelnd. — „Was meint Ihr, Cottier, soll ich ihn zu meinem Leibpagen machen? Ich habe schöne Knaben gern um mich. — Doch seht, da ist ja mein edler Vetter schon!“

Und er schob den Knaben beiseite, um besser sehen zu können.

In der Tat hatte soeben Jacques d'Armagnac das Schafott bestiegen. Er war nur mit einem grauen,

Digitized by Google

hemdartigen Gewande bekleidet, das bis auf die nackten Füße niederfiel und über den Hüften durch einen breiten schwarzen Gürtel zusammengehalten wurde. Die kraftvolle edle Gestalt war ungebrochen, aber das braune üppige Haupthaar war gebleicht unter der Trübsal der letzten Monate. Er hielt die Augen unverwandt auf das silberne Kruzifix gerichtet, das ein nebenstehender Kapuzinermönch ihm entgegenhielt.

„Vater! Lieber Vater!“ riefen die unglücklichen Kinder in herzzerreißenden Tönen.

Der Herzog zuckte zusammen, als die ihm vertrauten Laute an sein Ohr schlugen. Seine Augen glitten suchend umher. Dann, als er seine Söhne erkannt hatte, breitete er wie segnend die Arme aus und rief ihnen zärtliche Worte hinüber, die in dem verworrenen Getöse der Menschenmenge verloren gingen.

„Gnade, Sire, Gnade!“ jammerten die Knaben, stürzten sich mit einer gewaltsamen Bewegung nach vorn und umfaßten die Knie des Königs.

„Wie drollig diese Kinder sind!“ sagte der König, sich vor Lachen schüttelnd und sich von den ihn umschlingenden Händen befreiend. „Aber machen wir ein Ende!“

Und er gab ein vorher verabredetes Zeichen. Als Jsouard und Hektor, das Vergebliche ihrer Bemühungen begreifend, sich wieder dem Schafott zuwandten, um einen letzten Blick von ihrem sterbenden Vater zu erhaschen, hob eben ein Mann in rotem Mantel, der bis dahin unbeweglich gestanden hatte, einen abgehauenen Kopf an den Haaren empor und zeigte ihn dem Könige.

Von dem, was sich in den nächsten vierundzwanzig Stunden zutrug, hatten die beiden Kinder nur eine

Digitized by Google

unbestimmte Erinnerung. Wie im Traume dünkte es ihnen, daß man sie in eine Kutsche brachte und daß sie weit, sehr weit fuhren, bis in der abendlichen Dämmerung die Umrisse eines großen, von hohen Wällen und breiten Gräben umgebenen Schlosses auftauchten. Eine Zugbrücke wurde herabgelassen, ein Mann in der Tracht der Intendanten des Königs trat an den Wagenschlag und hieß sie aussteigen. Dann geleitete ein anderer Mann mit rohen Zügen sie durch lange Gänge und finstere Treppen, schloß eine Art Zelle auf und stieß sie in die Finsternis hinein. Da schien der Boden ihnen unter den Füßen zu entschwinden, und sie verloren aufs neue die Besinnung.

Ein klägliches Wimmern, das an sein Ohr drang, weckte Jsouard aus seiner Betäubung auf. Stöhnend versuchte er sich aufzurichten. Es kam ihm vor, als sei er zwischen zwei eisernen Gittern eingeklemmt und schwebe in der Luft. Das Gewimmer neben ihm verstärkte sich.

„Bist du es, Hektor?“ murmelte Jsouard, seinen schmerzenden Rücken reibend.

„Ich bin es,“ schluchzte Hektor. „Oh, Jsouard, mir tun alle Glieder meines Leibes weh. Ich sitze wie in einem Loche und kann mich nicht rühren.“

„Ich auch nicht. Dies ist ein schlimmes Gefängnis, Hektor!“

„Mein Fuß ist ganz verbogen, und die eisernen Stäbe drücken mich, daß ich es kaum aushalten kann. — Oh, Mutter, Mutter, weshalb bin ich nicht tot und bei dir im Himmel!“ schrie Hektor, unfähig, sich länger zu beherrschen.

„Still doch!“ beschwichtigte Jsouard. „Der Vater sagte immer, daß man lernen müsse, Schmerzen zu ertragen. Es wird bald Tag werden, und dann wird

Digitized by Google

man uns sicherlich ein besseres Gefängnis anweisen. Komm, versuch, dich ein wenig zu drehen, und reiche mir die Hand durch das Gitter. Sieh, es ist doch schön, daß wir nicht voneinander getrennt worden sind. So können wir uns unterhalten und uns gegenseitig unser Leid klagen."

Unter Stöhnen und Ächzen kam Hektor der Aufforderung des Bruders nach und streckte seine wie in Fieberhitze glühende Hand durch das Gitter.

Jsouard ergriff sie, drückte sie zärtlich und sagte: „Wir wollen versuchen, wieder einzuschlafen. Stemme dein rechtes Bein gegen das Gitter, so wie ich. Dann wird es gehen."

„Wie kannst du nur von Schlafen reden, Jsouard! Ja, wenn ich wenigstens ein Kissen oder eine Decke hätte, um damit das abscheuliche Loch unter mir zu verstopfen!"

Jsouard dachte eine Weile nach. Dann sagte er: „Weißt du was? Ich werde meine Jacke ausziehen und sie dir durch das Gitter reichen. Damit kannst du das Loch verstopfen."

Und er begann sich mühsam die Jacke auszuziehen, indem er sich mit beiden Füßen gegen die eisernen Stäbe des Gitters stemmte.

„Aber du, Jsouard?" versetzte Hektor zögernd. „Du wirst noch mehr Schmerzen haben, wenn du ohne Jacke bist."

„Kümmere dich nicht darum! Ich kann schon ein gut Teil mehr vertragen als du, weil ich älter bin."

Mit diesen Worten zwängte er die Jacke durch das Gitter. Begierig griff Hektor danach, und bald hatte Jsouard die Genugtuung, zu bemerken, daß sein Opfer nicht vergebens gebracht worden war. Die Schmerzenslaute Hektors gingen allmählich in ein sanfteres Atmen

Digitized by Google

über, das ihm zeigte, daß der barmherzige Gott des Schlafes den Kleinen in seine weichen Arme genommen hatte.

Jsouard selbst freilich wälzte sich ruhelos in seinem schrecklichen Käfig hin und her. Aber er hielt sich tapfer. Keine Klage kam mehr über seine Lippen. Mit offenen Augen starrte er nach der Decke empor, der Ankunft des Tages entgegenharrend, und mitten unter den Qualen des Körpers kostete seine junge Seele zum ersten Male die Seligkeit, die der Lohn der Selbstüberwindung ist, jene Seligkeit, über die der Böse spottet und die dem Guten als das Höchste der irdischen Güter gilt.

Endlich drang der erste Schein des wiederkehrenden Tages durch das vergitterte Fenster, das hoch über seinem Kopfe an der Decke angebracht war, und in dem spärlichen Lichtschein glaubte der Knabe zu erkennen, wo er sich befand. Sein Vater hatte oft unter Ausdrücken des Abscheus von gewissen Käfigen, die das Volk „Reusen" nannte, gesprochen, die der König unter den Grundmauern seines Schlosses Plessis les Tours hatte anlegen lassen und in denen er Personen schmachten ließ, auf die er einen persönlichen Haß hatte. Seine Zelle und die benachbarte seines Bruders bestanden aus starken Eisenstangen, die nach unten zu sich trichterförmig verengten und in ein kleines spitzes Loch ausliefen, so daß sie wirklich die Gestalt einer Fischreuse hatten. Der in diesem Käfige Eingeschlossene konnte also nur stehen, wenn er mit den Füßen in das Loch trat, was schon nach einigen Minuten die schmerzhafteste Verstauchung zur Folge hatte. Wollte er liegen, so mußte er, um das Gleichgewicht zu erhalten, sich zugleich mit dem Kopfe und mit den Füßen fest gegen die eisernen Stäbe drücken, die, um das Peinvolle des Auf-

Digitized by Google

enthaltes zu erhöhen, mit scharfen Kanten versehen waren. An der einen Seite der Käfige waren schmale hölzerne Stufen angebracht, die nach oben zu einer Tür führten. Neben derselben befand sich ein muldenartig ausgehöhltes Brett, das offenbar zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln diente.

Jsouard betrachtete mit einem Seufzer des Mitleids seinen jungen Bruder, der, zusammengerollt wie ein Wurm, auf seiner Jacke lag und noch immer schlief. Plötzlich stieg ihm ein Gedanke auf.

„Man wird bald kommen, um nach uns zu sehen," murmelte er vor sich hin. „Wenn man meine Jacke bei Hektor fände, würde man sie ihm vielleicht wegnehmen. Jch muß ihn wecken."

Und er rief mit lauter Stimme: „Hektor! Hektor!" indem er zugleich an den eisernen Stäben der Zwischenwand rüttelte.

Ein schwaches Stöhnen antwortete ihm. Die kleine zusammengerollte Gestalt begann sich auszudehnen.

„Geschwind, Hektor, gib mir meine Jacke," rief Jsouard durch das Gitter. „Man darf sie nicht bei dir finden. Es wäre schrecklich, wenn man sie uns nähme."

„Jch habe von unserer Mutter geträumt," sagte Hektor, indem er die Jacke seinem Bruder durch das Gitter zuschob. „Sie sagte, der Vater wäre jetzt auch bei ihr und würde dafür sorgen, daß König Ludwig bestraft würde."

Jsouard legte schweigend den Finger auf den Mund und sah nach der Tür, vor der soeben der Gefängniswärter erschien. Er erkannte in ihm denselben Mann mit den rohen Zügen, der sie hierher geführt hatte, doch hatten seine Augen heute einen gutmütigen Ausdruck, als er die Türen öffnete und die Knaben aufforderte, herauszusteigen.

Digitized by Google

Welche Wohltat für die armen kleinen Gefangenen, als sie wieder festen Grund unter den Füßen fühlten! Laut schluchzend vor Freude setzten sie sich auf die kalten steinernen Fliesen und umarmten sich zärtlich. Dann entkleideten sie sich, rieben sich gegenseitig ihre steifen Gliedmaßen und küßten sich die zahlreichen Schrammen und Striemen, die ihnen der Druck auf die eisernen Stangen des Gitters verursacht hatte.

Der Wärter, der die wenigen Verrichtungen zur Instandhaltung der Käfige bald besorgt hatte, stand auf seinen Besen gestützt da und betrachtete, wie es schien nicht ohne Rührung, die brüderliche Liebesszene. Endlich gebot er den beiden Knaben, sich wieder anzukleiden.

„Dürfen wir uns nicht waschen?“ fragte Jsouard, suchend umherblickend.

„Wozu das?“ antwortete der Wärter. „Jhr werdet ganz unter euch sein. Aber morgen werdet ihr gebadet werden, weil ihr Besuch bekommt.“

„Besuch? Und wer wird uns besuchen?“

„Der König.“

Die Knaben sahen sich erbleichend an.

„Hört, lieber Freund,“ sagte Jsouard, sich dem Wärter nähernd, „Jhr werdet uns nicht wieder in diese schändlichen Vogelkäfige führen. Seht meinen armen Bruder an! Er kann kaum stehen, und sein ganzer Körper ist voll blauer Flecke. Nein, Jhr werdet es nicht tun. Jhr werdet nicht so grausam sein.“

„Aber der König will es, mein Junge! Man muß tun, was der König befiehlt.“

„Und wie lange will der König, daß wir darin bleiben?“

„Das frag ihn selbst, wenn er kommt. — Doch nun angezogen und ins Quartier hinein!“ brummte der Wärter, ungeduldig werdend.

Digitized by Google

„Habt doch Mitleid mit uns," flehte Isouard, „gebt uns wenigstens eine Decke oder ein Kissen, damit wir schlafen können!"

„Wozu? Man kann auch ohne Decke schlafen. Der Herr Kardinal de la Balue hatte auch keine und befand sich vortrefflich dabei."

„Welcher Kardinal Balue?"

„Nun, euer Vorgänger, mein Sohn! Er war ein sehr netter Mann."

„Und wieviel Tage hat ihn König Ludwig in diesem garstigen Loche schmachten lassen?" fragte Isouard interessiert.

„Wieviel Tage? Diable, ich bin der Rechenkunst nicht so bewandert, um das sagen zu können."

„Vielleicht zwei oder drei Wochen?" riet Isouard.

„Unmöglich," erklärte Hektor. „Kein Mensch kann so etwas länger als acht Tage aushalten."

Der Wächter brach in ein rohes Gelächter aus. „Verdammt, wie ihr raten könnt!" schrie er. „Der Kardinal Balue hat neun Jahre, fünf Monate und dreizehn Tage in eurem Käfige zugebracht."

„Neun Jahre!" murmelten die Knaben, schreckensbleich sich anschauend.

„Ganz recht. Und es gefiel ihm, wie er mir oft versicherte, so in seiner Behausung, daß er dem Könige gar nicht grün war, als dieser ihm den Laufpaß gab. Doch nun genug mit dem Geschwätz! Vorwärts, Jungens!"

„Nur noch ein Viertelstündchen, lieber Mann!" schmeichelte Hektor. „Ein kurzes Viertelstündchen!"

„Damit ich um Amt und Brot komme! Nichts da!"

Er stieß mit einer heftigen Bewegung Hektor nach der Tür des Käfigs hin.

Isouard eilte hinter ihm her und schlang die Arme

Digitized by Google

um seinen Hals. „Nein," flüsterte er ihm ins Ohr, „Ihr werdet nicht so herzlos sein, dem Kleinen eine Decke vorzuenthalten. Ich bin der Herzog von Nemours und werde es Euch reichlich lohnen, wenn ich wieder freigekommen bin."

„Bist du verrückt, Schlingel!" schalt der Wärter, in dessen Zügen es seltsam zuckte. „Willst du, daß der König mir den Kopf vor die Füße legt? Ich sage dir, daß sich der Herr Kardinal sehr wohl befand und daß dein Kleiner sich auch wohl befinden würde, wenn du so klug wärest wie der Herr Kardinal. Und nun pack dich!"

Er stieß die beiden Knaben in die Käfige hinab und verschloß die eisernen Türen, seine Gefangenen ihrem Schicksale überlassend.

„Wenn du so klug wärest wie der Herr Kardinal?" wiederholte Jsouard erstaunt. „Was mag er damit meinen, Hektor?"

„Weiß ich's? Ich weiß nur, daß ich in diesem schändlichen Käfig die folgende Nacht nicht überleben werde," heulte Hektor, wütend in die Eisenstäbe beißend, deren Druck ihn bereits wieder empfindlich zu schmerzen begann.

Jsouard antwortete nicht auf diesen Verzweiflungsausbruch. Er dachte nach. Dann sagte er mehr zu sich als zu seinem Bruder: „Ich werde das Geheimnis des Kardinals Balue entdecken."

Er begann nun seinen Käfig einer genauen methodischen Prüfung zu unterziehen. Zuerst kamen die eisernen Stäbe an die Reihe. Er rüttelte an jedem einzelnen der Reihe nach, um ihre Festigkeit zu erproben, und untersuchte sorgfältig die Stellen, wo sie an ihrem unteren Ende in das Mauerwerk der Wand eingefügt waren. Dann, als er sah, daß diese Bemühungen

Digitized by Google

erfolglos waren, richtete sich sein Blick auf die Decke.

„Wenn man hinaufklettern könnte!“ murmelte er. Obgleich in allen Leibeskünsten gewandt, schien es ihm doch eine äußerst schwierige Sache zu sein, ohne Stützpunkte an diesen viereckigen Eisenstäben hinaufzukommen.

„Ich habe Bindfaden in der Tasche,“ rief Hektor, der den Gedankengang seines Bruders erriet.

„Geschwind, gib ihn mir!“ antwortete Jsouard erfreut. „Ich habe so eine Ahnung, daß das Geheimnis des Kardinals an der Decke sitzen wird.“

Hektor reichte ihm einen ansehnlichen Knäuel Bindfaden durch das Gitter, und Jsouard machte sich sofort daran, Schlingen daraus zu machen, die er an den kleinen Vorsprüngen und unebenen Stellen der Eisenstäbe befestigte, um mit den Füßen einen Halt daran zu haben. Dann kletterte er, von einer Schlinge in die andere tretend, mühelos bis zur Decke empor.

Plötzlich stieß er einen Schrei aus.

„Hast du's gefunden?“ rief Hektor, vor Aufregung zitternd.

„Oh, oh!“ keuchte Jsouard, der kaum zu sprechen vermochte. „Unser Kardinal Balue war wirklich ein sehr kluger Mann.“

Er kletterte wie ein Katze herab und sah seinen Bruder mit vor Freude glänzenden Augen an.

„Was ist's denn? So sprich doch!“ drängte Hektor.

Jsouard winkte ihm, sein Ohr an das Gitter zu legen, und flüsterte: „Eine Hängematte! Denk dir, eine richtige Hängematte!“

„Eine Hängematte? Wo denn?“

„Siehst du den großen hölzernen Querbalken da oben, der von deinem Käfig zu meinem herüberläuft?

Digitized by Google

Dahinter liegt sie, zusammengerollt, so daß man sie nicht sehen kann. Oh, Bruder, Bruder, wie werden wir schlafen diese Nacht!"

„O ja, du wirst gut schlafen, Jsouard," sagte Hektor wehmütig.

„Du auch. Eine Hängematte, in der ein großer Mann schlafen kann, wird für uns zwei genügen."

„Aber wie soll ich da hinaufkommen?"

„Die Gitterstäbe zwischen unseren Käfigen reichen, wie du siehst, nicht bis an die Decke. Man kann mit Hilfe deines Bindfadens hinüberturnen. Jch werde es dir schon zeigen. Aber vorher wollen wir etwas essen."

Sie hatten bisher unter allen ihren Schmerzen und Nöten noch nicht daran gedacht, sich um Essen und Trinken zu bekümmern. Jetzt aber, neu belebt durch die Freude über ihren glücklichen Fund, machten sie sich begierig an die Untersuchung ihres Futternapfes. Er enthielt außer einem großen Kruge mit Wasser einen halben Laib Brot und mehrere Pfund frisches Obst. Sie speisten mit wahrem Wolfshunger, und wenn der König, der beständig an Magenverstimmung litt, in diesem Augenblicke seine kleinen Gefangenen hätte sehen können, würde er sie ohne Zweifel beneidet haben.

Als ihre Mahlzeit, die Jsouard, um sein verzagtes Brüderchen aufzuheitern, mit allen möglichen lustigen Einfällen würzte, beendet war, gingen sie ans Werk. Nach mancherlei Schwierigkeiten und Fährlichkeiten glückte es beiden, bis zu der Hängematte zu gelangen. Hektor, der sich vor dem Herabfallen aus der schwindelnden Höhe fürchtete, schlug vor, die Hängematte irgendwo unten in der Tiefe zu befestigen, aber Jsouard wollte davon nichts wissen.

„Wir könnten plötzlich überrascht werden," sagte

Digitized by Google

der kluge Knabe. „Dann sähe man unsere Hängematte und würde sie uns wegnehmen. Wenn wir aber oben schlafen, werden wir in solchem Falle immer Zeit haben, leise hinauszukriechen und sie zu verstecken. Niemand, der uns überraschen will, sieht sofort nach der Decke, wir aber können von oben alles besser übersehen. Du siehst ja, daß auch der Kardinal Balue, der gewiß nicht so gut klettern konnte wie wir, immer hier oben geschlafen hat, denn hier sind die eisernen Krämpen, an denen er die Matte befestigte. Außerdem haben wir hier immer frische Luft, weil das Fenster ganz in der Nähe ist."

Widerstrebend fügte sich Hektor der Einsicht seines Bruders, und als die Schatten der Abenddämmerung in die traurigen Räume, die die menschliche Bosheit geschaffen hatte, eindrang, lagen die Brüder eng umschlungen in ihrer neuen Lagerstätte, hoch oben über den schrecklichen Löchern, die ihnen in der Nacht vorher so viel Verdruß bereitet hatten, und bald verrieten ihre regelmäßigen tiefen Atemzüge, daß ein Schlaf, wie ihn nur Kinder kennen, sie für alle ausgestandenen Leiden entschädigte.

Als am anderen Morgen der Gefängniswärter kam, um nach seinen Schutzbefohlenen zu sehen, fragte er: „Nun, wie habt ihr geschlafen?"

„Nicht schlecht!" lächelte Jsouard, ihn verschmitzt anschauend.

„Fast besser als auf unserem Schlosse in Carlat," erklärte Hektor.

„Nun," schrie der Wärter triumphierend, „sagte ich euch nicht, daß auch der Kardinal Balue immer gut geschlafen habe? Oh, er war ein sehr netter Mann und verstand sich einzurichten!"

Er warf einen unruhigen Blick nach oben; aber die

Digitized by Google

beiden Knaben hatten sich vorgesehen. Das Geheimnis des Kardinals ruhte wohlverborgen hinter dem großen Querbalken.

„Seid unbesorgt," sagte Jsouard mit gedämpfter Stimme. „Wir werden ebenso klug sein wie der Herr Kardinal, und wir werden es Euch später danken. — Aber nun erzählt uns, wie das Ding dahin gekommen ist."

Der Wärter legte den Finger auf den Mund. „Kommt zum Baden, Kinder!" sagte er. „Ihr wißt doch, daß euch heute der König besucht. Der König will, daß seine Gefangenen sauber aussehen, wenn er mit ihnen spricht."

Er geleitete die Knaben in ein am anderen Ende des Ganges befindliches Gelaß, das als Baderaum für die Jnsassen der unterirdischen Verliese diente. Jn einer Nische der Wand war der Boden bassinartig ausgemauert, große Kübel mit heißem und kaltem Wasser standen daneben.

Während die Brüder sich entkleideten, mischte der Wärter mit umständlicher Langsamkeit das Wasser in der Wanne, bis es die richtige Temperatur hatte. Er machte bei dieser Verrichtung einen gewaltigen Lärm und murmelte, wie wenn er zu sich selber spräche: „Ja, ja, er verstand es, sich einzurichten. Und er hatte gute Freunde. Vorwärts, Kinder! Jns Bad mit euch, sag' ich! Man gab mir fünftausend Franken, Pasques Dieu! — Jst das Wasser gut so, oder soll ich's noch mehr wärmen, he?"

„Nein, es ist so gut," sagte Jsouard, tüchtig in der Wanne herumplätschernd. „Und als er herauskam, vergaß er das Ding mitzunehmen?"

„Nein, ich habe sie nicht vergessen, die Seife. Hier ist sie, mein Junge. — Er sagte zu mir: ‚Ich habe der

Digitized by Google

heiligen Jungfrau ein Gelübde getan, daß, wenn sie mich aus meinem Käfig erlöst, das Ding auf immer darin bleiben soll, damit die Grausamkeit des Königs daran zuschanden werde.' Und er gab mir weitere fünftausend Franken und ließ mich aufs Kruzifix schwören, daß ihr jetzt wieder in euer Vogelhaus hereinspazieren müßt. Allons, mes enfants, allons!"

Die Brüder beeilten sich, dem Befehle des Wärters nachzukommen.

Jsouard aber flüsterte ihm unterwegs zu: „Euer Kardinal Balue war nicht nur ein kluger, sondern auch ein guter Mann. Und Ihr, glaube ich, seid auch einer."

Als die Gefangenen wieder allein waren, schlug Jsouard vor, daß sie die Hängematte nur während der Nacht gemeinschaftlich benützen wollten. Tagsüber sollte immer einer von ihnen unten und der andere oben sein. Der in der Hängematte hatte zugleich den Wachposten zu übernehmen und dafür zu sorgen, daß sie nicht durch einen plötzlichen Besuch überrascht wurden. Für den Fall aber, daß sie trotzdem vom Feinde überrumpelt wurden, hatte der unten in seinem Käfig Befindliche die Aufgabe, durch lautes Schreien und Klagen die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich zu lenken und dadurch dem anderen Zeit zu geben, die Hängematte zu verbergen.

Hektor, der mit unbegrenzter Ehrfurcht zu der überlegenen Weisheit seines Bruders emporsah, war mit allem einverstanden.

Jetzt, wo jeden Augenblick der König erscheinen konnte, blieben sie beide in ihren Löchern und warteten mit Spannung auf den angekündigten Besuch. Sie machten dabei die Entdeckung, daß sich auch hier unten der Aufenthalt ganz erträglich gestaltete, wenn sie sich mit den Füßen auf die oberste Stufe der schmalen

Digitized by Google

Treppe stellten und mit dem Rücken an das gegenüberliegende Gitter lehnten.

Es mochte gegen Mittag sein, als der König erschien. Er war begleitet von Cottier, seinem Leibarzte, dem Gouverneur des Schlosses, Baron Rouville, und dem Gefängniswärter.

„Sind das die jungen Wölfe?“ fragte er, indem er dicht an Hektors Gitter trat, um besser sehen zu können.

Auf ein Zeichen des Königs schloß der Wärter die Türen auf und befahl den Knaben, hervorzukommen.

„Nun, hat man gut geschlafen?“ fragte der König, ihnen seine Hand zum Gruß hinstreckend.

„Ach nein, Sire!“ log Hektor. „Wie kann man in einem solchen Käfig schlafen, in dem man nicht einmal stehen, geschweige denn liegen kann!“

„O, Sire, Sire, was für ein entsetzliches Gefängnis!“ schrie Jsouard, die Hände flehend gegen den Monarchen ausstreckend.

„Aber, mein Gott, was haben diese Kinder denn?“ rief der König mit gut gespielter Überraschung. „Solltet ihr etwas an dem Quartier auszusetzen haben, das ich euch habe anweisen lassen? Guter Himmel, Cottier, wie anspruchsvoll die jungen Wölfe sind! Wir werden noch unsere Last mit ihnen haben.“

Er setzte sich auf einen kleinen hölzernen Schemel, der sich neben den Käfigen befand, und zog wieder den armen Hektor auf seine Knie, der unter der königlichen Berührung wie ein Vögelchen unter den Windungen einer Schlange zitterte.

„Cottier,“ sagte der König, „du wirst mir alle Tage Bericht über diese Kinderchen erstatten. Ich will, daß es ihnen wohl geht und daß sie ihren König liebgewinnen.“

„Ein anderes Gefängnis, Sire!“ schmeichelte Hektor

Digitized by Google

und legte seine Ärmchen um den Nacken des Königs. „Ein ordentliches Zimmer und ein Bett, Sire, damit wir gesund bleiben!“

„Aber mich dünkt, eure Fischreusen sind äußerst gesund, Kleiner! Frische Luft, gut Essen und Trinken, reichliche Gelegenheit zum Turnen! Parbleu, ihr sollt mir turnen lernen! Wißt ihr, wie es eurem Vorgänger, dem guten Kardinal Balue ging? In den ersten Wochen hing er wie ein lebloser Fleischklumpen zwischen seinen Gittern und schnitt mir Gesichter zum Totlachen, wenn ich ihn besuchte. Nach einigen Monaten aber sah ich ihn wie ein Wiesel an der Decke da oben herumklettern.“

Jsouard warf seinem Bruder einen verstohlenen Blick zu.

Ludwig, der offenbar in bester Laune war, zog eine Banane aus der Tasche und gab sie Hektor. „Hier, mein Sohn! Damit du nicht sagen kannst, daß dein König nichts für dich tut. — Sieh nur, Cottier, was er für Zähne hat!“ wandte er sich an seinen Leibarzt, als Hektor begierig in die köstliche Frucht biß. „Diable, ich fürchte, er wird später in mein Königreich beißen wollen, der junge Wolf. Man müßte sich beizeiten vorsehen. — Doch nun auf Wiedersehen, Kinder! Und daß ihr mir schön turnen lernt, bis ich wiederkomme!“

Er stand auf, nickte gnädig mit dem Kopfe und verließ die unterirdische Behausung.

„Das ist ein sehr böser König,“ sagte Hektor, als sie wieder allein waren. „Wir wollen heute abend zu unserer Mutter beten, daß seine Schlechtigkeit bestraft wird.“

Jsouard schwieg.

„Weißt du, woran ich denke?“ sagte er nach einer Pause.

Digitized by Google

„Woran?“

„An das, was unsere Mutter sagte, als sie starb,“ antwortete der Knabe. „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, so euch beleidigen und verfolgen.“

Hektor schüttelte den Kopf. Diese erhabene christliche Weisheit ging doch noch über seinen schwachen Verstand.

„Weißt du nicht einen Zahnbrecher, den du mir empfehlen kannst?“ sagte Ludwig einige Tage später zu seinem Leibarzte.

„Majestät haben Zahnschmerzen?“ versetzte Cottier erstaunt.

„Wenn du dir doch angewöhnen könntest, einfach auf meine Fragen zu antworten!“ entgegnete der König verdrießlich. „Ich habe nicht von mir, sondern von einem Zahnbrecher gesprochen.“

Cottier verneigte sich. „Es gibt sehr gute Zahnärzte in Paris, zum Beispiel Lefèvre, der im Ausziehen der Zähne eine unglaubliche Geschicklichkeit besitzt. Wünschen Majestät, daß ich ihn kommen lasse?“

„Cottier, du wirst unerträglich. Du redest immer von Dingen, die mich nicht im geringsten interessieren.“

„Verzeihung, Sire! Ich glaubte, Majestät hätten sich nach einem Zahnarzte erkundigt,“ sagte Cottier etwas verwirrt.

„Dann rate ich dir, ein andermal besser zuzuhören. Ich sagte nicht Zahnarzt, sondern Zahnbrecher. Warte, wie hieß doch der Kerl, den wir voriges Jahr bei Fontainebleau aufgabelten, als mich auf der Jagd heftige Zahnschmerzen befallen hatten?“

„Charles Lazare, Sire, ein nichtswürdiger Bursche,

Digitized by Google

der ohne Zweifel der ärgste Pfuscher in seinem Handwerk ist, den wir im ganzen Königreich besitzen."

„Ja, ich erinnere mich. Er brach mir den Zahn ab, und ich ließ ihn dafür durchprügeln. Glaubst du nicht, daß man ihm Gelegenheit geben müßte, sich in seiner Kunst zu vervollkommnen?"

„Majestät befehlen, daß ich ihn kommen lasse?" fragte Cottier.

„Diesmal hast du mich endlich verstanden, Cottier," versetzte der König gähnend und begann von anderen Dingen zu sprechen. —

Ludwig XI. hatte, ohne es zu wollen, seinen armen kleinen Gefangenen eine große Gunst erwiesen, als er Cottier befahl, sie zu überwachen. Cottier war noch mehr als der Kardinal Balue nicht nur ein kluger, sondern auch ein guter Mann. Von Anfang an hatten ihm die Kinder des Herzogs von Nemours, die er der ganzen Wut seines grausamen Herrn preisgegeben sah, das tiefste Mitleid eingeflößt. Der Auftrag des Königs war ihm daher sehr willkommen, und er benützte ihn, um den Brüdern mannigfache Erleichterungen zukommen zu lassen. Er besuchte sie jeden Tag, brachte ihnen Leckerbissen von der Tafel des Königs mit, gab ihnen Bücher, aus denen Jsouard, der gut lesen und schreiben konnte, seinem Bruder vorlas, und Spielzeug, mit denen sie sich die Zeit vertreiben konnten. Das Geheimnis der Hängematte war ihm, wie die Knaben bald bemerkten, nicht unbekannt, doch sprach er nicht mit ihnen darüber, wahrscheinlich um sich im Falle der Entdeckung keine Blöße zu geben.

Eines Morgens erschien der Gefängniswärter nicht allein, sondern in Begleitung eines großen, finster blickenden Mannes, der in der Hand einen schwarzen Kasten trug. Als die Kinder aus ihren Käfigen hervor-

Digitized by Google

kamen, winkte der neue Gast Jsouard und befahl ihm, sich auf den hölzernen Schemel zu setzen.

„Warum?“ fragte Jsouard, der mit Beklemmung sah, wie der Unbekannte seinen Kasten öffnete und zwei Zangen neben den Schemel auf die Erde legte.

„Nichts von Bedeutung, mein Sohn,“ sagte der Mann, sein Gesicht zu einem Lächeln verziehend. „Öffne einmal den Mund.“

„Jhr wollt mir einen Zahn ausziehen?“

„Ganz recht, einen einzigen von deinen schönen weißen Zähnchen. Aber sei unbesorgt! Bei Charles Lazare tut das nicht weh.“

„Aber ich habe nicht die geringsten Zahnschmerzen,“ wandte der Prinz ein. „Wozu also mir einen Zahn ausziehen?“

„Der König will es, mein Sohn!“

Bei diesem furchtbaren „der König will es“ stieß Jsouard einen tiefen Seufzer aus und öffnete den Mund. Bald erfüllte das Ächzen und Stöhnen des gemarterten Knaben den Raum. Über eine Viertelstunde lang quälte sich der Mann, der in der Tat der ungeschickteste Zahnbrecher Frankreichs zu sein schien, damit ab, einen der sehr festen gesunden Zähne seines Opfers zu lockern.

Hektor lehnte totenbleich an dem Gitter seines Käfigs und begleitete jeden Schmerzenslaut seines Bruders mit lautem Schluchzen.

Endlich war die Operation beendigt. Der Barbier schwang triumphierend einen Zahn in der Luft, der an der Spitze gerötet war, und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn.

„Das war ein böses Stück Arbeit, mein Junge!“ rief er. „Wer hätte auch gedacht, daß er so fest saß! Aber tröste dich! Bei den anderen Zähnen wird es

Digitized by Google

schneller gehen. Sowie nur erst eine Lücke gebrochen ist, kommen die anderen wie von selbst herausspaziert."

„Die anderen Zähne?" schrie Jsouard, der sich, keuchend von der ausgestandenen Pein, auf die Erde geworfen hatte. „Ihr wollt mir die anderen Zähne auch ausziehen?"

„Der König will es. Doch nun kommst erst du an die Reihe," wandte er sich an Hektor. „Platz genommen! Schenk auch du dem König einen Zahn!"

Er zwang den vor Schrecken und Angst halbtoten Hektor auf den Schemel nieder, klemmte ihm den Kopf zwischen seine Knie und begann seine schändliche Arbeit aufs neue. Glücklicherweise dauerte sie diesmal nicht lange. Sei es nun, daß der Operateur mehr Geschicklichkeit entfaltete oder das Opfer weniger Widerstand zu leisten vermochte: nach einigen furchtbaren Minuten war alles vorüber.

Charles Lazare stand auf, betrachtete mit Befriedigung seine beiden Siegestrophäen und legte sie sorgfältig in ein kleines, mit Samt ausgepolstertes Kästchen.

„Auf Wiedersehen morgen, Kinder," sagte er. „Jeden Tag ein Zähnchen von beiden. So will es der König. Man muß dem König gehorchen. Oh, ihr könnt von Glück sagen, daß Seine Majestät mich damit betraut hat. Bei Charles Lazare hat man keine Schmerzen, denn Charles Lazare versteht sich auf sein Geschäft."

Er nickte den Kindern mit freundlichem Grinsen zu und entfernte sich, begleitet von dem Wärter, der inzwischen schweigend seine Obliegenheiten verrichtet hatte.

Hektor und Jsouard kletterten in ihre gemeinschaftliche Hängematte und fielen sich laut weinend um den Hals.

Digitized by Google

„Welch ein schändlicher König!“ heulte Hektor, die Fäuste gegen das Gitter ballend. „Uns die Zähne ausziehen zu lassen, als wenn wir Wölfe oder Tiger wären!“

„Welch ein schändlicher Zahnbrecher!“ schrie Jsouard, Blut speiend. „Er hat mir mindestens ein halbes Dutzend Zähne locker gemacht, bis es ihm gelang, einen herauszubekommen. Ich werde vor Zahnschmerzen diese Nacht kein Auge zutun können.“

„Und ich vor Angst nicht!“ jammerte Hektor. „Ob es nicht besser ist, sich gleich umzubringen, als sich von diesem Lazare totmartern zu lassen?“

„Gott hat den Selbstmord verboten,“ wandte Jsouard mißbilligend ein.

„Wir könnten uns doch den Kopf an den eisernen Stäben unserer Gitter einrennen,“ schluchzte Hektor, „oder uns aus dieser Höhe herunterstürzen. Dann würden wir gewiß augenblicklich tot und bei unserer lieben Mutter im Himmel sein.“

„Nein, dann würden wir nicht in den Himmel, sondern in die Hölle kommen.“

„Oder uns an den eisernen Krämpen hier aufhängen,“ beharrte Hektor. „Wir haben ja Bindfaden genug dazu, und es tut gewiß nicht halb so weh wie das Zahnausreißen.“

„Das ist lauter Unsinn, was du da redest,“ erklärte Jsouard. „Ein vernünftiger Mensch soll nicht an so etwas denken, solange er noch Hoffnung hat. Und wir haben noch Hoffnung.“

„Hoffnung? Worauf denn?“

„Erstens auf unsere liebe Mutter. Weißt du nicht mehr, was ihre letzten Worte waren, als sie starb? ‚Wenn es euch schlecht geht, so denkt daran, daß eure Mutter im Himmel für euch betet.‘ Nun geht es uns

Digitized by Google

jetzt ohne Zweifel sehr schlecht; also können wir sicher sein, daß sie fortwährend zu Gott für uns betet, und daß Gott, der die Herzen der Könige in der Hand hat, diesen grausamen König bestimmen wird, seinen Befehl, uns die Zähne auszureißen, zurückzunehmen. Zweitens hoffe ich auf Herrn Cottier, der uns lieb hat und beim Könige in großer Gunst steht. Wir wollen ihn heute abend recht herzlich bitten, für uns ein gutes Wort einzulegen. Er wird uns gewiß nicht im Stich lassen."

So versuchte Jsouard, selbst von argen Schmerzen gepeinigt, sein verzagtes Brüderchen zu trösten. Sie ließen heute zum ersten Male den Jnhalt ihres Futternapfs unangerührt. Jn ihrer Hängematte kauernd, harrten sie schweigend der Ankunft ihres Freundes Cottier. Hektor weinte still vor sich hin, denn der arme Kleine hatte allen Mut verloren.

Ein Unglück kommt selten allein. Als die Zeit längst vorüber war, wo Cottier zu kommen pflegte, als die Finsternis der Nacht in ihren Käfig hereinbrach, da wurde es auch in ihrer Seele finster und finsterer. Sie wähnten sich von Gott und den Menschen gleicherweise verlassen und ohne Rettung der Bosheit des Königs preisgegeben. Hektors Schluchzen verstärkte sich, und auch Jsouard, der tapfere Knabe, hatte allen seinen Mut nötig, um nicht zu verzweifeln. Die Schmerzenslaute seines Bruders, den er sehr liebte, zerrissen ihm das Herz.

„Wenn ich nur machen könnte, daß er einschliefe!" murmelte er vor sich hin.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er stieß seinen Leidensgefährten an und sagte: „Du, Hektor, weißt du, was eben geschehen ist?"

„Nein."

Digitized by Google

„Ich betete eben zu unserer Mutter im Himmel, daß sie uns helfen möchte, und da hörte ich ganz deutlich, wie sie antwortete: ‚Sag Hektor, daß er sich nicht fürchten soll. Ich werde machen, daß ihm der Lazare morgen keinen Zahn auszieht.‘“

„Ist das wahr? Sie hat das gesagt?“ schrie Hektor, sich aufrichtend.

„So wahr ich hier bei dir liege. Du kannst also ganz ruhig einschlafen.“

„Oh, du lügst bloß! Du willst nur, daß ich einschlafen soll!“

Jsouard, auf seinem frommen Betruge ertappt, fühlte, wie er in der Dunkelheit errötete. Aber er gab sein Spiel noch nicht verloren. Der Zweck mußte ihn stark machen. „Höre, Hektor,“ versetzte er mit fester Stimme. „Ich verspreche dir auf mein Ehrenwort, daß dir Lazare morgen keinen Zahn ausziehen wird. Glaubst du mir nun?“

„Auf dein Ehrenwort, Jsouard?“

„Ja, auf mein Ehrenwort als Herzog von Nemours!“ beteuerte der Knabe. „Schlafe nun ruhig ein, du wirst schon sehen!“

„Gut,“ sagte Hektor. „Da du mir dein Ehrenwort gibst, glaube ich dir.“

Und er wandte seinem Bruder den Rücken, stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und war nach einigen Minuten fest eingeschlafen. —

Als der gefürchtete Morgen gekommen war, weckte ihn Jsouard, der selbst wenig geschlafen hatte. Das Geheimnis der Hängematte durfte unter keinen Umständen verraten werden.

Sobald Hektor zu sich gekommen war, begann er aufs neue zu weinen und überhäufte seinen Bruder mit Vorwürfen.

Digitized by Google

„Oh, ich sehe wohl," schalt er, „du hast mich betrogen. Du hast nur machen wollen, daß ich schliefe. Aber das sage ich dir, ehe ich diesem schändlichen Lazare den Mund aufmache, um mich von ihm martern zu lassen, renne ich mir den Kopf an den Eisenstäben ein."

„Du wirst schon sehen," antwortete Jsouard mit Zuversicht. „Aber beeile dich jetzt, in deinen Käfig zu gelangen. Ich höre Schritte."

In der Tat betrat eben Charles Lazare in Begleitung des Gefängniswärters den schmalen Gang vor den Käfigen. Beim Anblick dieser furchtbaren Gestalt verlor Hektor alle Fassung und stieß ein jämmerliches Geschrei aus.

„Nun, Kinder, was machen die Zähnchen?" rief Lazare in munterem Tone, der aber den armen Burschen wie die Posaune des Jüngsten Gerichts klang. „Ich glaube gar, diese Kinder fürchten sich noch immer! Vorwärts, Kleiner," wandte er sich an Hektor, „Platz genommen und dem Könige den ersten Zahn geschenkt! Gestern kam dein Bruder zuerst, heute du!"

„Hört, Meister Lazare," sagte Jsouard, „Ihr habt mich gestern schändlich gequält mit Eurer verwünschten Zange. Aber wenn es nicht anders ist, so reißt mir immerhin noch einen Zahn aus, doch habt Mitleid mit meinem Bruder. Ihr seht ja, daß er halb tot vor Angst ist. Verschont ihn wenigstens heute, und ich werde es Euch bis an mein Lebensende danken!"

„Ei, wo denkst du hin," antwortete der Zahnbrecher. „Zwei Zähnchen jeden Tag, hat der König gesagt. Zwei Zähnchen muß ich jeden Mittag dem Könige bringen. Das wäre kein guter Untertan, der seinem Könige nicht gehorchte. Also vorwärts, und keine Umstände gemacht! Aber wenn du zuerst an die Reihe kommen willst, soll es mir recht sein."

Digitized by Google

Jsouard warf einen Blick auf seinen Bruder, der herzbrechend schluchzend an dem Gitter seines Käfigs lehnte, und einen zweiten auf die beiden Zangen, die neben dem Schemel lagen. Dann neigte er sich an das Ohr des Zahnbrechers und flüsterte: „Reißt mir zwei Zähne aus und verschont meinen Bruder!“

Da geschah etwas Merkwürdiges. Charles Lazare wandte sein Gesicht ab, ein Zucken wie von einer mächtigen Erregung ging durch den großen Körper des Mannes. Dann plötzlich bückte er sich, nahm seine beiden Zangen auf, murmelte etwas wie einen Fluch zwischen den Zähnen und ging fort.

Jsouard und Hektor stürzten sich laut weinend in die Arme.

„Siehst du nun, daß ich recht hatte, daß er dir keinen Zahn ausreißen würde?“ sagte Jsouard.

„Er hat geweint,“ sagte Hektor. „Ich sah ganz deutlich, wie zwei Tränen in seinen Bart liefen. Ich habe noch niemals vorher einen Mann weinen sehen.“

„Ja,“ murmelte Jsouard mit einem düsteren Blick, „alle Welt hat Mitleid mit uns, nur der König ist grausam.“

Hätten die jungen Armagnacs erraten können, weshalb ihr Freund Cottier sie gestern abend im Stich gelassen hatte, so würden sie wahrscheinlich, anstatt an Gott und der Menschheit zu verzweifeln, darin einen Beweis dafür gesehen haben, daß die inbrünstigen, an ihre Mutter im Himmel gerichteten Gebete anfingen, ihre Wirkung zu tun.

Als Cottier sich eben anschickte, das kleine, einstöckige, etwas abseits im Parke des Schlosses Plessis les Tours gelegene Landhaus zu verlassen, das ihm der König zum Wohnsitze angewiesen hatte, um seine

Digitized by Google

jungen Patienten zu besuchen, überbrachte ihm ein Page den Befehl, augenblicklich zum Könige zu kommen. Ein solcher Befehl, zu so außergewöhnlicher Stunde gegeben, mußte etwas zu bedeuten haben. Er beeilte sich daher, der Aufforderung Folge zu leisten, und fand den König mit stark gerötetem Gesicht und anscheinend mühsam atmend in einem Lehnstuhl neben seinem Bette sitzend.

„Cottier," sagte Ludwig mit lallender Stimme, „es ist wieder so ein Anfall von diesem verwünschten Asthma. Ich glaube, du tätest gut, mir zur Ader zu lassen. Oder weißt du etwas Besseres?"

„Nein, Sire," entgegnete der Arzt. „Um solche Anfälle sofort zu beheben, gibt es kein besseres Mittel als den Aderlaß. Etwas anderes freilich ist es, die Symptome einer Krankheit zu bekämpfen, etwas anderes, die Ursachen der Krankheit selber zu beseitigen; nur solange diese fortwirken, werden auch jene immer von Zeit zu Zeit wiederkehren."

„Über die Ursachen magst du mich nachher belehren. Jetzt beeile dich und öffne mir eine Ader. Du hast doch die Lanzette bei dir?"

Cottier zog ein ledernes Etui aus der Tasche und legte das silbern glänzende Besteck auf einen Nebentisch. Dann winkte er dem an der Tür des Schlafzimmers den Dienst versehenden Pagen und befahl ihm, eine Schüssel mit warmem Wasser, sowie ein leeres Becken zu bringen. Sobald diese Vorbereitungen erledigt waren, näherte er sich ehrfurchtsvoll dem König, streifte ihm den Ärmel des rechten Armes auf und schlug mit sicherer Hand die Ader oberhalb des Ellbogens an. Ein dicker Strahl dunkelroten Blutes sprang aus der Wunde empor und floß in das untergehaltene leere Becken. Der König stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Digitized by Google

„Unserer lieben Frau von Saint Plessis sei Dank, die Brust wird mir leichter. Nun magst du mir immerhin, solange es läuft, einen Vortrag über Ursachen und Wirkungen halten."

„Man muß vor allem," begann der Arzt seine Belehrungen, „unterscheiden zwischen allgemeinen und besonderen Ursachen. Was zunächst die allgemeinen Ursachen solcher Anfälle von Atembeschwerden betrifft, so bestehen sie gewöhnlich in einer Verschlechterung oder Verdickung der Säfte überhaupt. In dem Alter, in welchem Eure Majestät sich befinden, rollt das Blut nicht mehr so schnell durch die Adern wie in der Jugend; die Wirkung ist, daß es sich trübt, Unreinlichkeiten in sich aufnimmt und überhaupt eine ungesunde Beschaffenheit bekommt."

„Ja, ich bedürfte einer Auffrischung des Blutes," unterbrach ihn der König. „Was hältst du von der Transfusion? Ich las ein Buch eines englischen Arztes darüber. Er will wahre Wunderdinge damit bewirkt haben."

„Die Operation, einem alten, abgelebten Körper das Blut eines frischen, jugendlichen Organismus zuzuführen, ist mir wohlbekannt. Ich glaube jedoch, daß nur ein ganz gewissenloser Arzt sie in Vorschlag zu bringen wagen wird. Denn erstens bedeutet sie den sicheren Tod, und zwar einen sehr grausamen Tod, des jugendlichen Individuums, dem das Blut entnommen wird —"

Der König zuckte geringschätzig die Achsel. „Ich glaube, es ist jetzt genug, Cottier," sagte er, das noch immer lebhaft fließende Blut betrachtend. „Verbinde die Wunde!"

Während der Leibarzt die kleine Öffnung kunstgerecht verstopfte und einen Verband darum legte, schien der König über etwas nachzudenken.

Digitized by Google

Dann begann er aufs neue: „Ich muß sagen, Cottier, daß der Gedanke, sich mit frischem Knabenblut anzufüllen und gleichsam selber wieder jung zu werden, etwas ungemein Bestechendes für mich hat. Ich könnte meine beiden jungen Wölfe, die Armagnacs, dazu nehmen. Pasques Dieu, mein Vetter würde sich in seinem Grabe umdrehen, wenn er sähe, wie das Blut des Hauses Armagnac helfen müßte, das ihm so verhaßte Bourbonenblut zu verbessern. Was meinst du, Cottier?“

„Sire,“ antwortete Cottier, die Bestürzung, die ihn bei diesen Worten des Königs ergriffen hatte, unter einem Lächeln verbergend, „die Idee ist gut, nur leider wie die meisten guten Ideen unausführbar.“

„Warum?“

„Erstens weil die Operation der Transfusion nicht nur für den jungen Menschen, der das Blut hergibt, tödlich, sondern auch für den Empfänger des Blutes lebensgefährlich ist, so daß es, sie Eurer Majestät vorzuschlagen, fast dasselbe wäre, Eurer Majestät nach dem Leben zu trachten. Zweitens weil diese Armagnacs nach dem, was sie in den letzten Wochen gelitten haben, nur noch halbe Leichen sind, deren Lebenssäfte das erlauchte Blut Eurer Majestät eher zu verschlechtern, als zu verbessern geeignet sein dürften.“

„Ah, steht es schlecht mit ihnen? Mich dünkt doch, der dicke Balue habe die Geschichte gegen zehn Jahre lang ausgehalten und sich noch ganz leidlich befunden, als ich ihn laufen ließ.“

„Die Gesundheit von Kindern ist leicht zu erschüttern, besonders wenn man ihnen den Schlaf entzieht. Majestät müssen bedenken, daß die Armagnacs infolge der Beschaffenheit ihrer Käfige nur stehend und selbst dann nur unter Schmerzen schlafen können. Ferner

Digitized by Google

der Mangel an Bewegung in frischer Luft, denn das Herumturnen an den Gitterstäben kann die natürliche Bewegung des Gehens keineswegs ersetzen. Rechnen Sie hinzu die seelischen Qualen, denen die Knaben ausgesetzt sind, die noch frische Erinnerung an den Tod ihrer Eltern, das Bewußtsein von der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage, die tägliche Angst vor der Operation des Zahnausziehens —"

Der König brach in ein lautes Gelächter aus. „Ah, das glaube ich wohl! Der Lazare wird ihnen zu schaffen machen. Diable, ich selber würde ausreißen, wenn er mir noch einmal mit seiner Zange zu nahe käme. Die Idee war ausgezeichnet! — Reich mir doch das rote Kästchen dort auf dem Tische, Cottier!"

Cottier beeilte sich, den Befehl seines Gebieters zu erfüllen. Der König schloß den Behälter mit einem kleinen goldenen Schlüssel auf und zeigte ihm den Inhalt, der in zwei schönen, weißen, sauber gereinigten Zähnen bestand.

„Ich will mir ein Armband aus den Zähnen der jungen Wölfe machen lassen. Ich fürchte nur, daß der Tölpel von Lazare sie beim Ausreißen abbricht. Aber ich habe ihm gesagt: Für jeden unversehrten Zahn einen Louisdor, für jeden beschädigten eine Tracht Prügel."

„Sire," sagte der Leibarzt mit ernster Stimme, „ich fürchte, daß dies Armband nicht zustande kommen wird."

„Warum nicht?"

„Weil die jungen Armagnacs nicht mehr lange genug am Leben bleiben werden, um Eurer Majestät ihre Zähne zu schenken. Denn ich setze voraus, daß Eure Majestät keine Lust haben werden, sich mit den Zähnen von Leichnamen zu schmücken."

Digitized by Google

„Das ist schade! Läßt sich nichts dagegen tun?“

„Ich fürchte, nein. Der Kleinere wenigstens ist bereits in einem Zustande, der seine Auflösung in den nächsten Tagen erwarten läßt. Und was den Älteren anbetrifft, so hängt er so sehr an seinem Bruder, daß er allem Anschein nach den Tod desselben nicht lange überleben wird.“

„Um so besser,“ meinte der König ungerührt. „Ich wüßte auch wirklich nicht, was ich mit den Burschen weiter anfangen sollte. Man kann sie nicht ein ganzes Menschenalter hindurch füttern, denn das würde auf die Dauer eine sehr kostspielige Sache werden; man kann sie auch nicht laufen lassen, denn sie würden Schaden anrichten. Also fort mit ihnen! Cottier, ich danke dir; du hast mich heute abend gut bedient. Wenn du irgend einen Wunsch hast, den dein König erfüllen kann, so sprich!“

„Majestät sind sehr gnädig. Ich hätte wohl einen Wunsch, aber ich wage nicht, ihn zu äußern.“

„Ei, wünsche immerhin,“ lächelte der König. „Schmiede du dein Eisen wie ich das meinige, wenn es warm ist. Ich bin guter Laune, Cottier.“

„Sire,“ versetzte der Leibarzt, „was ich wünsche, betrifft eben die Personen, von denen Majestät zu reden geruhten.“

Der König runzelte die Stirn. „Meinst du die jungen Wölfe?“

„Die Söhne des Herzogs von Nemours — ja, Sire.“

„Erkläre dich,“ sagte Ludwig mit eisiger Stimme. „Aber misch dich nicht in die Politik und in meine Familienangelegenheiten!“

„Was ich wünsche, Sire, hat weder mit Politik noch mit Eurer Majestät erlauchter Familie etwas zu

Digitized by Google

schaffen, sondern betrifft das Interesse der Wissenschaft und zugleich das Eurer königlichen Person. Vielleicht erinnern sich Majestät noch daran, daß ich vorhin, als ich von den Ursachen der Krankheiten sprach, zwischen allgemeinen und besonderen Ursachen unterschied."

„Ich erinnere mich. Fahre fort!"

„Ich sagte, daß die allgemeinen Ursachen von Eurer Majestät Unpäßlichkeit in einer Verschlechterung der Säfte, wie sie sich im höheren Alter einzustellen pflegt, bestehe. Die besondere aber ist, wie Majestät nicht unbekannt sein dürfte, eine angeborene anormale Beschaffenheit des Herzens, deren schädliche Wirkungen in Eurer Majestät Körper zu bekämpfen ich seit Jahren unausgesetzt bemüht bin."

„Ich weiß, ich weiß. Aber was hat das alles mit meinen jungen Wölfen zu tun?"

„Diese jungen Wölfe, Sire, sind für mich deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil ich mich durch wiederholte genaue Untersuchung der Kinder davon überzeugte, daß sie ganz dieselbe organische Anomalie des Herzens besitzen wie Eure Majestät. Der Tod der beiden ist nur eine Frage kurzer Zeit. Ich wünsche, daß mir die Leichname der Armagnacs zur Zergliederung überlassen werden, damit ich meine Kenntnisse über diese Art von Herzfehlern vermehren kann."

„Bewilligt!" rief Ludwig heiter. „Wenn du weiter nichts willst, so komme ich billigen Kaufs davon. Nach den Umschweifen, die du machtest, fürchtete ich schon, du wolltest mindestens mein halbes Königreich haben. Zergliedere du meine jungen Wölfe nach Herzenslust und erzähle mir nachher, was du gefunden hast. — Adieu, Cottier!"

Als der Leibarzt des Königs am anderen Morgen nach dieser Unterredung das Bett verlassen hatte und

Digitized by Google

sich in sein Studierzimmer begab, fand er dort einen Mann sitzen, der schon länger auf ihn gewartet zu haben schien und bei seinem Eintreten aufstand. Es war Charles Lazare.

„Elender, ich habe nichts mit dir zu schaffen!“ rief Cottier, vor Zorn zitternd. „Wahrlich der Henker, dessen Berührung entehrt, ist zehnmal besser als du. Denn er foltert und tötet die Verbrecher, du aber bist zur Peinigung unschuldiger Kinder für schnödes Gold bestellt. Geh und komm mir nicht mehr vor die Augen!“

„Ihr habt recht, zu schelten, Herr Cottier,“ sagte Lazare mit gesenkten Augen. „Ich habe sehr schlecht gehandelt und verdiene die Verachtung aller guten Menschen.“

„Nun also? Was willst du noch?“

„Ich will Euch bitten, dem König zu bestellen, daß Charles Lazare ihm keine Zähne weiter liefern wird.“

Und er erzählte dem erstaunten Leibarzte, was sich vor den Käfigen der Herzogssöhne zugetragen hatte.

„Höre, Lazare,“ sagte Cottier, dem Manne die Hand reichend, „ich habe dir unrecht getan. Du bist doch besser als mancher andere.“

„Ich bin ein großer Sünder. Das Gold des Königs betörte mich. Sagt mir, wie ich es an den Kindern wieder gutmachen kann, was ich getan habe.“

Cottier ging eine Weile schweigend in dem weiten Raume auf und nieder. Plötzlich blieb er stehen, dicht vor dem Zahnbrecher, und seine ernsten schwarzen Augen richteten sich mit durchbohrender Schärfe auf das Angesicht seines Besuchers. „Du willst also wieder gutmachen, Lazare?“

„So wahr mir Gott und seine Heiligen helfen mögen in meiner letzten Not!“ rief Lazare.

Digitized by Google

„Gut; ich glaube dir. Geh jetzt fort und verschaffe dir zwei Zähne, die denen der beiden Brüder ähnlich sehen. Melde dich zur gewöhnlichen Zeit beim König und bring ihm die Zähne. Sollte Seine Majestät sich nach dem Gesundheitszustande der Knaben erkundigen, so schildere denselben in möglichst ungünstigen Farben, wie ich selber es getan habe, um ihn auf die kommenden Ereignisse vorzubereiten. Alsdann kehre zu mir zurück, damit ich dich weiter unterrichte, was du zu tun hast."

„Was habt Ihr vor, Herr Cottier?"

„Du wirst es bald erfahren. Geh nur und tue, wie ich gesagt habe. Kommst du nicht auf deinem Wege hier vom Schlosse zur Stadt an der Kapelle unserer lieben Frau von Plessis vorüber?"

„Ich werde zu ihr hineingehen und sie bitten, daß sie mir meine Sünde verzeihe."

„Nein," sagte der Leibarzt in feierlichem Tone, „was du tatest, wird ausgeglichen durch das, was du tun wirst. Aber kniee nieder vor ihr und bitte sie, daß sie morgen die beiden unglücklichen Armagnacs in ihren besonderen gnädigen Schutz nehmen möge."

Am Abend besuchte Cottier seine Schützlinge zur gewöhnlichen Zeit.

Der Wärter, der ihn stets begleitete, öffnete die Käfige, und die kleinen Gefangenen umarmten mit stürmischer Freude ihren Wohltäter.

Hektor erzählte voll Eifer, was sie von dem schrecklichen Lazare erlitten, wie sie sich die folgende Nacht gefürchtet hatten, und was für ein Wunder ihnen heute begegnet war. „Jsouard flüsterte ihm etwas ins Ohr, Herr Cottier, aber er will mir nicht sagen, was es war.

Digitized by Google

Und da packte der böse Mann plötzlich seine Zangen ein und ging wieder weg."

„Du hast gehandelt wie ein junger Held," sagte Cottier zu Jsouard, ihm die Hand drückend. „Bleibe stets bei dieser Sinnesart, und es wird noch alles mit euch gut werden."

„Wird denn Lazare morgen wieder kommen, um uns Zähne auszureißen?" forschte Hektor ängstlich.

„Nein. Ihr habt von ihm nichts mehr zu befürchten."

„Ah, der König hat also seinen Befehl zurückgenommen?" rief Jsouard. „Siehst du, Hektor, das hat unsere Mutter im Himmel so gemacht, weil wir gestern so fleißig zu ihr gebetet haben."

„Nein," schrie Hektor, „das hat der gute Herr Cottier gemacht, der beim Könige für uns ein Wort eingelegt hat. — Nicht wahr, Herr Cottier?"

Der Arzt streichelte freundlich das von Aufregung gerötete Gesicht des hübschen Knaben. Dann sagte er, ohne auf die an ihn gerichtete Frage zu antworten: „Gib mir deine Hand, Hektor. Ich will deinen Puls zählen. Du scheinst mir ein wenig erkältet zu sein."

Erstaunt gehorchte Hektor und legte seine Hand in die Rechte des Doktors.

Jsouard sah mit Bestürzung, wie die Miene des Arztes ernster und ernster wurde.

„Wahrhaftig," sagte Cottier, „dieser Bursche hat sich gehörig erkältet. Er wird ohne Zweifel diese Nacht ein tüchtiges Fieber bekommen.

„Aber ich fühle mich ganz gesund, Herr Cottier!" meinte Hektor.

„Und ich sage dir, daß du krank bist. Du sollst ein Pulver nehmen, das die Wirkung des Fiebers abschwächen wird."

Er befahl dem Wärter, ein Glas Wasser zu bringen,

Digitized by Google

und warf einige Körner einer weißlichen Substanz hinein, die er einer kleinen, sorgfältig verschlossenen Büchse entnahm. Dann befahl er Hektor, die Medizin zu trinken.

„Pfui, die schmeckt aber bitter!“ rief Hektor, die Miene verziehend, während er trank.

„Bitter, aber heilsam, mein Junge,“ entgegnete Cottier, indem er sich zum Gehen wandte.

„Und ich schwöre darauf, daß ich gesund bin wie ein Fisch im Wasser,“ lachte Hektor, als er sich mit seinem Bruder wieder allein befand. „Und damit du mir glaubst, werde ich jetzt eine tüchtige Abendmahlzeit zu mir nehmen. Ich habe nämlich gewaltigen Hunger.“

„Ah, du glaubst also wirklich, daß Cottier sich geirrt hat?“

„Und das gründlich! Niemals hat mir das Essen so gut geschmeckt,“ entgegnete Hektor, mit beiden Backen kauend.

Jsouard, jetzt vollständig beruhigt, machte sich ebenfalls an seine Mahlzeit, und eine Weile hörte man in den Käfigen nichts als die eifrige Arbeit zweier jugendlichen Kinnladen, die trotz der kleinen Bresche, welche die böse Zange hineingelegt hatte, noch immer leistungsfähig genug waren.

Plötzlich stieß Hektor einen Schrei aus.

„Was hast du?“ rief Jsouard erschrocken.

„Oh,“ jammerte Hektor, „ich glaube, Cottier hat sich doch nicht geirrt.“

„Fühlst du dich schlecht?“

„Mir ist so seltsam zumute. Zu Hilfe, Jsouard, zu —“ schrie der Kleine, fiel gegen die andere Seite des Käfigs und atmete schwer.

Von tödlichem Schrecken erfaßt, kletterte Jsouard,

Digitized by Google

so schnell er konnte, in den Käfig seines Bruders hinüber. Er rieb ihm die Hände und Schläfen, er rüttelte ihn und rief ihn bei Namen, aber Hektor gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Und in der überhandnehmenden Dunkelheit bekam das Gesicht Hektors einen so merkwürdigen totenähnlichen Ausdruck, daß Jsouard voll Grauen seine Tätigkeit einstellte und, die Verzweiflung im Herzen, in seine Hängematte kroch und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, um nichts mehr zu sehen.

Dann fiel ihm ein, daß noch Rettung möglich sein könne, wenn Cottier käme, und er begann wie ein Wahnsinniger zu brüllen und zu toben.

Vergebens. Die dicken Quadern des unterirdischen Gemäuers warfen seine gellenden Hilferufe zu ihm zurück und vermehrten nur das Entsetzen seiner Seele, bis eine dumpfe Betäubung über ihn kam und alles Denken und Fühlen in ihm auslöschte. —

Es war ein trauriger Anblick, der sich dem Arzte und dem Wärter darbot, als sie bei Tagesgrauen die Zellen der beiden Gefangenen öffneten. Tief unten, in dem garstigen Loche eingeklemmt, steckte der kleine Körper Hektors. Das nach oben gekehrte Gesicht hatte die scharfen Umrisse einer Leiche; die Augäpfel waren tief in ihre Höhlung zurückgesunken, die Händchen hatten sich an den eisernen Stäben festgekrallt. Nebenan lehnte Jsouard, bleich und mit Schweiß bedeckt, an dem Gitter und erhob mit einem unverständlichen Gemurmel die Hände gegen die Eintretenden.

Auf Cottiers Geheiß zog der Wärter nicht ohne Mühe den bewegungslosen Körper aus dem Loche hervor, legte ihn auf den Boden und entkleidete ihn. Der Arzt beugte sich über ihn und untersuchte ihn sorgfältig.

Digitized by Google

„Tot!“ sagte er. „Rufe sofort den Gouverneur!“

Ein tiefer Seufzer, der hinter ihm erscholl, ließ ihn sich umdrehen. Es war Jsouard, der soeben ohnmächtig neben der Leiche seines Bruders niedergesunken war.

„Er wird diesen Schlag nicht überleben,“ sagte Cottier zu dem Wärter. „Geh und tu, was ich befohlen habe. Jch werde inzwischen den Älteren ins Bewußtsein zurückrufen.“

Mit diesen Worten öffnete er dem unglücklichen Jsouard das Hemd und begann ihm Gesicht und Brust mit einer belebenden Essenz zu besprengen, deren Wirkung sich alsbald in einer wiederkehrenden Rötung der Haut kundgab. Nach einer Minute schlug der Knabe die Augen auf.

„Jsouard,“ sprach der Arzt und legte ihm die Hand auf die Schulter, „du hast bis jetzt alles wie ein Held getragen. Sei auch jetzt ein Mann!“

„Herr Cottier,“ flüsterte Jsouard, „gebt mir auch von der Arznei, die Jhr meinem Bruder gegeben habt.“

Cottier erblaßte und sah sich mit unruhiger Miene um. Sie waren allein. „Du glaubst wohl, daß ich ihn getötet habe?“ sagte er mit einem leisen Beben in der Stimme.

„Jhr habt das Beste für ihn getan, was Jhr tun konntet. Er ist jetzt im Himmel bei unserer Mutter.“

„Und du willst auch sterben?“

Jsouard nickte. Da zog Cottier die Büchse mit dem weißen Pulver aus der Tasche, füllte Wasser in den Becher, aus dem die Gefangenen zu trinken pflegten, und warf einige Kügelchen von dem Pulver hinein, die sich schnell auflösten.

„Trink!“ sagte er hart und entschlossen.

Digitized by Google

Isouard sah den Arzt starr an. „Ich werde sterben, wenn ich trinke?“

„Du wirst Hektor wiedersehen.“

In diesem Augenblick hörte man die Schritte mehrerer Personen auf den Steinfliesen widerhallen. Da griff Isouard mit schneller Entschlossenheit nach dem Todesbecher und goß seinen Inhalt in einem einzigen Zuge die Kehle hinunter.

„Lege dich auf die Erde!“ gebot der Arzt.

Isouard gehorchte wie in einem Zustande dumpfer Betäubung.

Der Gouverneur von Plessis les Tours, Herr v. Rouville, der soeben in Begleitung seines Sekretärs und des Wärters erschien, war ein untersetzter alter Mann, dessen von zahlreichen Narben wie von breiten Kanälen durchzogenes Gesicht und straffe Haltung den gewesenen Soldaten anzeigte. Er schleppte beim Gehen das rechte Bein etwas nach und schien nicht gerade bei guter Laune zu sein.

„Wo?“ rief er barsch und bückte sich, um genauer sehen zu können.

„Ah, sehr wohl! Sehr wohl! Die Identität ist festgestellt. Dies ist der Kleinere von den Armagnacs. Schreib auf, Schreiber! Hektor, Sohn des Herzogs von Nemours, gestorben auf Plessis les Tours am 5. September 1476 an — woran, Herr Leibarzt?“

„Herzlähmung infolge anhaltender Entziehung des Schlafes,“ erklärte Cottier.

„Sehr wohl! Sehr wohl! Herzlähmung — Entziehung des Schlafes! Man schläft nicht gut in meinen Reusen! — Herr Cottier, der König hat befohlen, daß Euch die Leichname der jungen Armagnacs ausgeliefert werden sollen. Sowie wir die Feuerprobe gemacht haben, steht der Körper da zu Eurer Verfügung.“

Digitized by Google

„Herr Gouverneur," sagte Cottier, „diese Feuerprobe wird nicht stattfinden!"

„Herr Leibarzt," entgegnete der Gouverneur höhnisch, „diese Feuerprobe wird stattfinden! Ich kenne meine Instruktion. Kein Leichnam darf von der Verwaltung der königlichen Gefängnisse freigegeben werden, ehe nicht beide Fußsohlen mit glühendem Eisen gebrannt sind, um den Tod unzweifelhaft festzustellen."

„Gut," versetzte Cottier, „macht Eure Feuerprobe. Dann aber, wenn ich Euch einen guten Rat geben soll, macht Euch fertig zur Abreise."

„Weshalb?" schnaubte der alte Haudegen, dessen Narben dunkelrot anzulaufen begannen.

„Weil Ihr am folgenden Tage nicht mehr Gouverneur sein werdet. Ihr wißt, daß es sich bei diesem Leichnam um Experimente handelt, die für die Person des Königs von der größten Wichtigkeit sind. Wer an dem Körper hier etwas vornimmt, was ich nicht genehmige, ja, wer ihn nur berührt ohne meinen Willen, macht sich des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig."

„Sehr wohl! Sehr wohl!" murrte der Gouverneur, der es für ratsam erachtete, sich mit dem einflußreichen Arzte nicht zu verfeinden. „Schreiber, schreib auf: Auf besonderen Wunsch des Herrn Cottier, der sich für den eingetretenen Tod verbürgt, ist die Feuerprobe unterblieben. — Seid Ihr damit zufrieden, Herr Doktor?"

„Vollkommen! Ich hafte für alles."

„Komm, Schreiber! Das übrige geht mich nichts an."

Er nickte kurz mit dem Kopfe und stieg langsam, sein rechtes Bein, das ihm ersichtlich Schmerzen bereitete, nachschleppend, die Treppe zu seinen Ge-

Digitized by Google

mächern hinauf. Seine schlechte Laune war durch den vorgefallenen Streit, bei dem er den kürzeren gezogen, nicht gerade besser geworden.

„Hol der Teufel die ganze Armagnacsche Sippe!“ brummte er. „Man konspiriert gegen den König, man verwandelt meine schönen Reusen in Kinderstuben, man stirbt um sechs Uhr morgens, wenn die verwünschte Gicht mir den ersten Augenblick zum Schlafen gönnt! — Übrigens, Schreiber, weißt du kein Mittel gegen die Gicht?“

„Ich würde Herrn Cottier befragen,“ meinte der Schreiber.

„Cottier ist ein Spitzbube! Wie spät ist es jetzt?“

„Drei Viertel auf sieben, gnädigster Herr.“

„Sehr wohl! Sehr wohl! Weck mich um zwölf. — Ah, welche Schändlichkeit, um sechs Uhr morgens zu sterben!“

Er entließ seinen Begleiter, rief den Diener herbei, der ihn wieder entkleiden mußte, und kroch unter Flüchen und Verwünschungen in sein Bett.

Wohl eine Stunde lang warf er sich, von dem Reißen im Fuße geplagt, ruhelos hin und her. Endlich aber ließen die Schmerzen nach, und süße Ruhe begann die Züge des Gewaltigen auf Plessis les Tours zu verklären.

Plötzlich fuhr er, wie von einer Tarantel gestochen, in die Höhe.

„Herr Gouverneur! Herr Gouverneur!“ rief eine Stimme neben seinem Bette.

Wütend riß er die Vorhänge auseinander und starrte den frechen Eindringling an, der kein anderer war als unser braver Wärter von den Reusen.

„Herr Gouverneur!“ rief der Wärter, erschrocken zurückprallend, als er das vor Zorn kirschrot gewordene

Digitized by Google

Gesicht seines Gebieters erblickte, „ich bitte untertänigst um Verzeihung, aber ich muß melden, daß der junge Armagnac soeben gestorben ist.“

„Der junge Armagnac?“ brüllte Rouville. „O du dreimal vermaledeiter Esel! Der junge Armagnac stirbt um sechs, er stirbt um sieben, er stirbt um acht! Wie oft soll er denn noch sterben?“

„Verzeihen der Herr Gouverneur, aber diesmal ist's der Ältere, der Jsouard.“

„Der Ältere?“ rief der Gouverneur und richtete sich in seinem Bette auf.

„Vom Schlage getroffen, wie Herr Cottier sagt.“

„Sehr wohl — sehr wohl! Geh zu meinem Schreiber und laß ihn das Protokoll aufnehmen. Tut alles, was Cottier befiehlt. Und, Kerl, das sage ich dir, wenn bis zwölf Uhr noch jemand auf Plessis stirbt, lasse ich dich windelweich prügeln.“

Der Wärter beeilte sich zu verschwinden.

„Dieser Cottier ist in der Tat ein großer Spitzbube,“ murmelte der Gouverneur, mit einem Seufzer der Erleichterung in die Kissen zurücksinkend. „Die Burschen waren dem König im Wege. Jch wußte es wohl, daß man Mittel und Wege finden würde, sie zu beseitigen. Jch freilich würde mich zu so etwas nicht hergegeben haben.“

„Wenn der Herr die Gefangenen Jsraels erlösen wird, werden sie sein wie die Träumenden.“ Dieser Vers des Psalmisten hätte gewiß am besten ausgedrückt, was Jsouard empfand, als er die Augen aufschlug.

Ja, es mußte ein Traum sein. Oder war es der Himmel, in den einzugehen er mit der Gewißheit reiner Seelen erwartet hatte, als er den vermeintlichen Todestrunk aus der Hand des Arztes nahm? Er fand sich

Digitized by Google

auf einem bequemen Bette ausgestreckt, das in einem niedrigen, aber geräumigen Dachstübchen stand. Durch ein schmales, geöffnetes Fenster fiel sein Blick auf rauschende Bäume und wogende Kornfelder. Und neben ihm, auf einem anderen Bette, schaute ein schmales, blasses Gesicht aus den Kissen hervor, das ihn glückselig anlächelte.

„Hektor!“ murmelte er.

„Jsouard!“ kam es im Flüsterton von seinem Nachbar zurück.

Eine große Gestalt glitt geräuschlos an sein Lager und beugte sich über ihn.

Jsouard schauderte zusammen. War das nicht der schreckliche Lazare, vor dem sie sich in ihren Käfigen so gefürchtet hatten?

Aber dessen Gesicht hatte diesmal nicht den finsteren, unheimlichen Ausdruck von damals, sondern strahlte vor Freude und innerer Genugtuung, als er rief: „Nun, Charles, wie gefällt es dir bei mir?“

„Meint Jhr mich, Lazare?“ sagte der Knabe zweifelnd.

„Ei, seht mir doch den Burschen an!“ lachte der Zahnbrecher gutmütig. „Hat seinen eigenen Namen vergessen! Warte, ich werde dein Gedächtnis auffrischen. Du bist Charles, und dein Bruder ist Pierre Lazare, und ihr beide seid die Söhne meines vor drei Monaten in Genf verstorbenen Bruders Pierre, der mir in seinem Testamente auftrug, für euch zu sorgen. Jhr wurdet auf der Reise krank. Man brachte euch für tot hier ins Haus. Erinnerst du dich nun?“

Jsouard schüttelte den Kopf, und in dem Bemühen, das, was geschehen war, zu begreifen, überfiel ihn plötzlich eine so große Müdigkeit, daß sich alle seine Gedanken verwirrten und er wieder einschlief.

Digitized by Google

Erst am Abend, als Cottier erschien, um nach seinen Schützlingen zu sehen, wurde ihnen alles klar, was vorgegangen. Die letzte Wirkung des Giftes war verschwunden, und sie lauschten nun mit angespannter Aufmerksamkeit auf den Bericht des Arztes.

„Aber weshalb sagtet Ihr mir nichts davon, daß es sich um einen Fluchtplan handle?“ unterbrach ihn Jsouard. „Oh, Herr Cottier, es waren furchtbare Stunden, die Ihr mir durch Eure Schweigsamkeit bereitet habt, so furchtbare, daß —“

„Ich hätte dir den Kummer über den vermeintlichen Tod deines Bruders gern erspart, mein Junge,“ versetzte Cottier ernst, „aber es wäre wahrscheinlich euer und mein eigenes Verderben gewesen. Der König ist mißtrauisch, und der schurkische Olivier, der mich in der Gunst des Monarchen zu verdrängen trachtet, überwacht jede meiner Handlungen, um Gelegenheit zu Verleumdungen zu finden. An dem geringsten Verdacht, der in einem der Beteiligten aufstieg, hätte der Plan scheitern können. Im Angesichte deines tiefen und ungekünstelten Schmerzes aber konnte kein solcher Verdacht, daß es sich um eine Komödie handle, aufkommen. Außerdem war ich auch in betreff eurer Widerbelebung meiner Sache keineswegs sicher. Es war ein Spiel um Leben und Tod, zu dem ich mich erst entschloß, als ich deutlich erkannt hatte, daß der König es auf euren Tod abgesehen hat. Ich durfte die Dosis des Giftes nicht zu gering bemessen, denn ich mußte einen wirklich totenähnlichen Zustand herbeiführen. Solche tiefe Betäubungen sind aber, zumal bei Kindern, mit nicht geringer Gefahr verbunden. Wie grausam, lieber Jsouard, wäre deine Enttäuschung gewesen, wenn ich dir hinterher melden mußte, daß es mir nicht gelungen sei, deinen Bruder zum Leben

Digitized by Google

zurückzurufen! Danke du der heiligen Jungfrau, die alles so wohl gefügt hat, und freue dich, daß die Prüfungen, die sie dir auferlegt hat, jetzt von dir genommen sind."

„Wie werden wir es jemals vergelten können, was Ihr an uns getan habt!" rief Jsouard bewegt und drückte dem Arzte die Hand.

„Dankt mir dadurch, daß ihr meine Anweisungen aufs pünktlichste befolgt. In große Gefahr begab ich mich für euch. Von eurer Klugheit hängt von nun an nicht nur euer, sondern auch mein Leben ab. Ihr seid jetzt die Neffen des braven Lazare hier, dem ihr übrigens ebensoviel Dank schuldig seid wie mir. Sobald es euer Gesundheitszustand erlaubt, werdet ihr mit ihm nach Paris reisen. Dort wird Lazare, um jeden Verdacht zu meiden, sein Gewerbe als Barbier noch ein Weilchen weiterbetreiben. Jch werde ihm dann die Stelle eines Kastellans auf dem königlichen Schlosse Blozon an der Loire verschaffen. Ihr seid dort vor dem Könige ganz sicher, denn seitdem der gelehrte Galeotti ihm prophezeit hat, daß er an den Ufern der Loire sterben werde, hütet sich Ludwig, den Fuß auf eine seiner dort gelegenen Besitzungen zu setzen. Auf Schloß Blozon sollt ihr wie junge Edelleute erzogen werden, damit ihr später, wenn andere Zeiten gekommen sind, mit euren Ansprüchen als Söhne des Herzogs von Nemours hervortreten könnt. Vielleicht ist dieser Augenblick nicht allzu ferne. Der König ist herzkrank, und die Wissenschaft der Menschen ist beschränkt. — Doch nun lebt wohl, Kinder! Seid klug, und ihr rettet dadurch euch und das Haus Armagnac."

Er küßte beide Knaben auf die Stirn und verschwand.

Digitized by Google

Ludwig XI. lebte noch sieben Jahre. Über diesen letzten Abschnitt seines Lebens berichtet der Geschichtschreiber Comines, daß er in nichts anderem bestanden habe als in einem fortwährenden verzweifelten Kampfe gegen das Sterben, das der König über alles fürchtete.

Cottiers Stern stieg höher und höher; die ewige Todesangst, die den Monarchen folterte, gab ihn ganz in die Hand seines Leibarztes. Cottier wurde in den Adelstand erhoben, zum Präsidenten der Rechnungskammer ernannt, mit Geschenken aller Art überhäuft und vermochte doch nicht, seinem elenden Herrn dafür das zu geben, was dieser als Entgelt verlangte: Leben und Gesundheit.

Die beiden armen Brüder wurden auf Schloß Blozon durch eine Reihe glücklicher Jugendjahre entschädigt für das, was sie gelitten. Unter Lazares Obhut, der sich als ein ebenso geschickter Pädagoge, wie ungeschickter Zahnbrecher erwies und der, selbst unverheiratet, seine ganze Zuneigung auf die Knaben übertrug, wuchsen sie zu liebenswürdigen jungen Männern heran, auf denen die Blicke ihrer Eltern gewiß mit Wohlgefallen geruht haben würden.

Sie wurden später unter König Karl VIII. als die Söhne des Herzogs von Nemours anerkannt und Jsouard mit dem Herzogtum Nemours und der Grafschaft Armagnac neu belehnt.

Er genoß die hohe Würde nicht lange, denn zwei Jahre später fiel er in einem Gefechte zwischen den Truppen des Herzogs von Burgund und den Truppen des Königs.

An Hektor dagegen, der seinem Bruder in der herzoglichen Würde nachfolgte, bewahrheitete sich die Volksweisheit, daß die einmal Totgesagten ein langes

Digitized by Google

Leben haben. Er erreichte ein Alter von beinahe neunzig Jahren und wurde der Stammvater eines zahlreichen Geschlechtes, das den Namen Armagnac bis in die Zeiten des „Sonnenkönigs“, Ludwigs XIV., fortführte.

Digitized by Google

Aus Casablancas Kriegstagen.

Von R. F. Hermann.

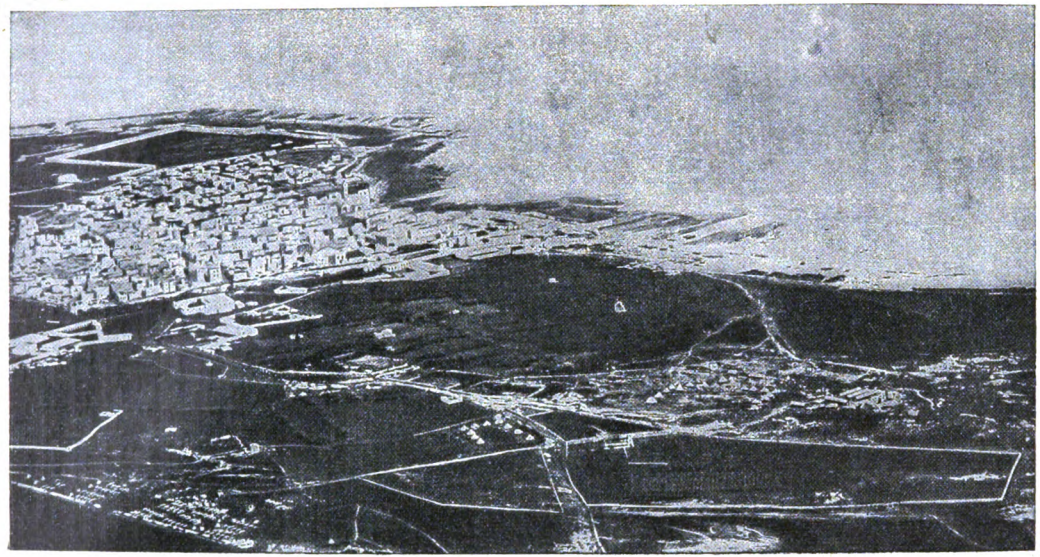
Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Rolle, die Frankreich während des letzten Jahrhunderts bei allen innermarokkanischen Wirren gespielt hat, ist zu bekannt, als daß es sich verlohnte, an dieser Stelle noch einmal den vielverschlungenen Pfaden der manchmal vielleicht nicht ganz aufrichtigen, aber sicherlich immer sehr zielbewußten französischen Marokkopolitik nachzugehen. Das Interesse unserer westlichen Nachbarn an jenem afrikanischen Reiche ist ja verständlich genug, und ohne die ständig drohende Gefahr schwerer europäischen Verwicklungen, die heraufzubeschwören lange Zeit keine der wechselnden republikanischen Regierungen den Mut hatte, würde Marokko ohne allen Zweifel längst die Segnungen eines formell erklärten französischen „Protektorats“ genießen.

Es ist gewiß nicht ohne Interesse, sich an den Anlaß zum energischen Einschreiten Frankreichs in Marokko zu erinnern.

Es war das bekanntlich jenes Massaker, dem am 30. Juli 1907 in der Hafenstadt Casablanca acht Europäer — drei Franzosen, drei Italiener und zwei Spanier — zum Opfer gefallen waren. Um die Schuldigen zu bestrafen und den Stämmen, denen sie angehörten,

Digitized by Google



Caſablanca aus der Vogelperſpektive. Im Vordergrund das franzöſiſche Lager.

Digitized by Google

eine nachdrückliche Lektion zu erteilen, ging Frankreich, das sich aus eigener Machtvollkommenheit das Mandat dazu erteilt hatte, sofort mit einem Aufgebot sehr beträchtlicher Streitkräfte vor. Die beiden Kreuzer „Galilée" und „Du Chayla" wurden nach Casablanca entsandt und bewirkten unter dem Schutze ihrer freigebig verwendeten Melinitgranaten die Landung von Marinetruppen, die den zweiten und ebenso gefahrlosen Teil des Rachewerkes sofort auf das gründlichste besorgten. Casablanca wurde beschossen und zerstört — so energisch zerstört, daß die deutsche Regierung sich genötigt sah, den in Casablanca ansässig gewesenen und schwer geschädigten Reichsangehörigen aus der Reichskasse eine Entschädigung von zweihundertfünfzigtausend Mark vorzuschießen, um wenigstens die dringendste augenblickliche Notlage zu lindern.

Aber mit dem Bombardement der Stadt war noch nicht viel gewonnen; denn die in der umliegenden Schauja seßhaften Stämme, die sich der Truppenlandung erfolglos widersetzt hatten, dachten nicht daran, sich zu unterwerfen, und bewiesen vielmehr durch ihre Angriffslust, daß die Zerstörung von Casablanca sie ganz und gar nicht einzuschüchtern vermocht hatte. Die Fremdlinge, die gekommen waren, um sieghafte Vergeltung zu üben, hatten zunächst vollauf zu tun, um sich der eigenen Haut zu wehren. Sie errichteten und bezogen ein notdürftig befestigtes Lager außerhalb der Stadt, von dessen Anordnung unsere aus 300 Meter Höhe aufgenommene Ballonphotographie eine anschauliche Vorstellung gewährt. Und sie wagten sich bis zum Eintreffen weiterer Verstärkungen auf keine größere Entfernung aus diesem Lager heraus, als die Wirkung der Schiffsgeschütze und der beiden gelandeten Kanonen reichte.

Digitized by Google

Die erſten gelandeten Geſchütze im Gefecht.

Digitized by Google

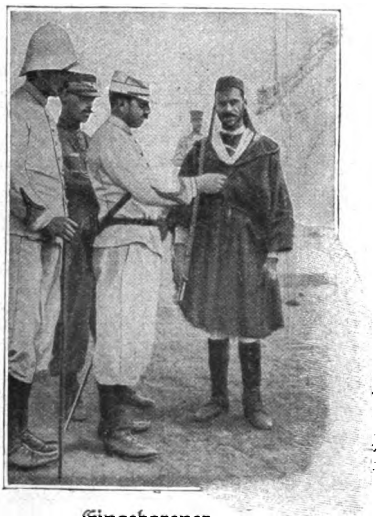
Dem mit der Leitung der Strafexpedition betrauten General Drude kann wahrlich niemand den Vorwurf waghalsigen oder gar tollkühnen Vorgehens machen.

Marokkanische und jüdische Händler in Casablanca.

Seine gelegentlichen Ausfälle dienten lediglich der Abwehr von Angriffen, in denen die trefflich berittenen Feinde unermüdlich waren. Ihre Taktik war dabei zumeist sehr geschickt und ihre Tapferkeit über jedes Lob erhaben. Obwohl sie auf der weiten Ebene, die nur spärliche Deckungen bot, nicht nur dem Gewehr-

Digitized by Google

feuer der Marineinfanterie, sondern auch den Geschossen der Schiffskanonen und der Landungsartillerie ausgesetzt waren, drangen sie doch immer aufs neue vor, setzten sich oft tagelang in unmittelbarer Nähe des französischen Lagers fest und warfen die gegen sie vorrückenden, allerdings in beträchtlicher Minderzahl befindlichen Franzosen fast jedesmal zurück.



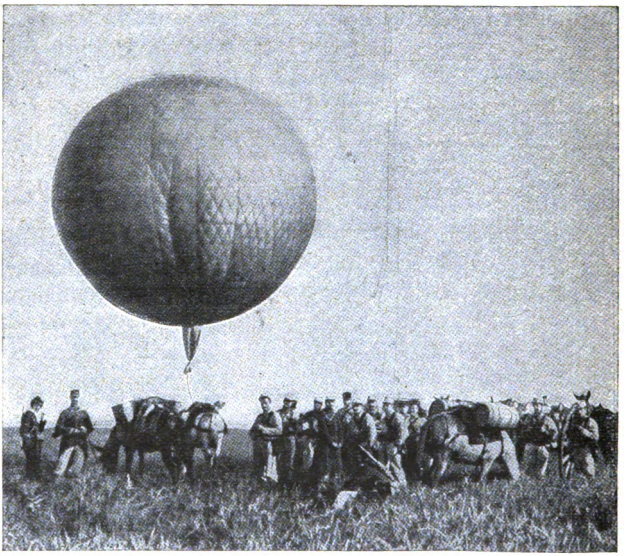
Eingeborener in spanischen Diensten.

Charakteristisch für ihre Verwegenheit ist die Tatsache, daß allnächtlich eine Anzahl von ihnen den Versuch machte, unter dem Schutze der Casablanca umgürtenden Gehölze durch eine der zahlreichen Mauerbreschen in die Stadt selbst einzudringen, und mehr als einmal konnte ein Gelingen dieser Versuche nur mit genauer Not verhindert werden. Denn während die Südseite von Casablanca durch das französische Lager geschützt war, fehlte es während der ersten Zeit im Norden an jeglicher Deckung, weil die ebenfalls vorhandenen, an Zahl nur geringen spanischen Streitkräfte sich aus Gründen der persönlichen Sicherheit anfangs beharrlich weigerten, ein Lager außerhalb der Stadtmauer zu beziehen.

Als sie im weiteren Verlauf der Operation sich end-

Digitized by Google

lich auf die Heldenhaftigkeit ihrer Vorfahren besannen und in einiger Entfernung von den Franzosen ihre Zelte aufschlugen, erlebte General Drude und sein Nachfolger, der General d'Amade, auch nicht allzuviel Freude an den Bundesgenossen, deren Anwesenheit



Signalballon, an einem Maultier befestigt.

mehr eine Quelle beständiger Reibereien und Eifersüchteleien als eine wirksame Unterstützung bedeutete. Wie schwierig die Lage der Landungstruppe auf dem für diese Art der Kriegführung ganz ungeeigneten Gelände war, mag der Umstand erweisen, daß bei der Abwehr der oben erwähnten nächtlichen Einbruchsversuche die Kugeln der Stadtverteidiger sich zuweilen in das französische Lager verirrten und dort Tote und Verwundete machten.

Digitized by Google

Algerische Freiwillige.

Digitized by Google

Das von der Regierung natürlich dringend gewünschte Gesuch des Generals Drude um Verstärkungen ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Algerische Spahis und Teile der Fremdenlegion wurden zu seinem Beistande entsandt, und da man die Kavallerie für Aufklärungszwecke nicht allzusehr exponieren wollte, rüstete man die Truppe auch mit einem Fesselballon aus, der in der Tat ausgezeichnete Dienste leistete. Neuartig war die bei größeren Rekognoszierungen erfolgende Verwendung eines an einem Maultier befestigten kleinen Signalballons, der seinen Zweck ebenfalls gut erfüllte.

Bezüglich der Zuverlässigkeit der mohammedanischen Spahis hatte man erst einige Zweifel gehegt, da man fürchtete, daß sie sich im Kampfe gegen einen stammverwandten Gegner weniger eifrig zeigen würden, als sie es bei der Verwendung gegen Andersgläubige zu sein pflegten. Aber man hatte sich darin getäuscht. Sie fühlten offenbar nicht die geringste Sympathie mit den Marokkanern und gaben ihnen an Unerschrockenheit wie an Blutdurst durchaus nichts nach. Weniger günstig waren die Erfahrungen mit den Fremdenlegionären, deren schlechte Elemente sich oft sehr unangenehm und störend bemerklich machten.

Als hervorragend nützlich erwies sich ein aus hundertundfünfzig Mann bestehender Trupp algerischer Freiwilliger, durchweg Männer in reiferen Jahren, die sich auf eigene Kosten ausgerüstet und beritten gemacht hatten, und die im Aufklärungsdienst Vorzügliches leisteten.

Wenn aber die dem General Drude unterstellten tatenlustigen Offiziere gehofft hatten, daß mit dem Eintreffen der Verstärkungen die Zeit der Untätigkeit und der bloßen Abwehr zu Ende sein würde, so erlebten

Digitized by Google

Aufbruch einer Erkundungsabteilung aus dem Lager von Casablanca.

Digitized by Google

sie eine vollständige Enttäuschung. Wohl trat insofern eine Änderung der bisherigen Taktik ein, als der General beinahe täglich große Erkundungsabteilungen aussandte, die aus Infanterie, Kavallerie und einer Batterie der inzwischen ebenfalls eingetroffenen Gebirgsartillerie bestanden. Aber diese Abteilungen hatten strengsten Befehl, jedes offensive Vorgehen zu vermeiden, sich nur im äußersten Notfall mit dem Feinde zu engagieren und sich vor jeder Übermacht beizeiten in das Lager zurückzuziehen. Das letztere war denn auch meist das Ende dieser Rekognoszierungen, und wenn es dank der Angriffslust und Behendigkeit der Marokkaner doch hie und da zu ernsteren Gefechten kam, so konnte von einem für die Franzosen erfolgreichen Ausgang derselben kaum jemals die Rede sein.

Nach den Berichten der französischen Offiziere überstieg die Todesverachtung der Feinde allerdings alle Begriffe. Auch das mörderischste Gewehr- und Artilleriefeuer konnte sie nicht hindern, bis auf 200 Meter an die französischen Truppen heranzukommen und sich zu behaupten, bis sie ihre letzte Kugel verschossen hatten. Ihre Verluste waren dementsprechend oft außerordentlich groß. Ein Berichterstatter schätzt sie zum Beispiel auf zwölfhundert Tote und Verwundete allein während dreier besonders hitzigen Tage, und mehr als die Hälfte davon soll auf das Gefecht bei Sidi Moumen entfallen sein, bei dem auf französischer Seite acht Mann und zwei Offiziere — darunter der Hauptmann Provost von der Fremdenlegion — getötet und siebzehn Mann verwundet wurden.

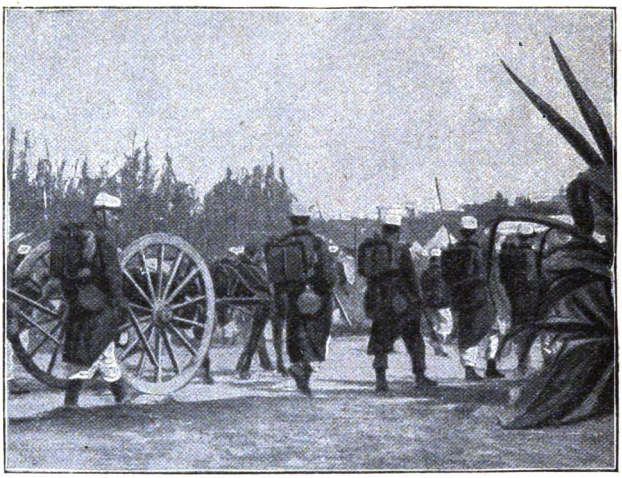
Die größte Waffentat dieser im ganzen so wenig erfolggekrönten Periode der Kämpfe um Casablanca war die Eroberung des feindlichen Lagers bei Taddert — ein Unternehmen, das wochenlang geplant und

Digitized by Google

Sturm auf das Lager von Taddert.

Digitized by Google

immer wieder hinausgeschoben worden war, bald, weil man das Eintreffen weiterer Verstärkungen abwarten wollte, bald, weil General Drude unpäßlich war oder weil er die Truppe nicht unter dem frischen Eindruck einer eben erlittenen Schlappe fechten lassen wollte. Mit dem Aufgebot fast seiner gesamten Streit-



Bestattung des bei Sidi Moumen gefallenen Hauptmanns Provost von der Fremdenlegion.

kraft brach er endlich auf und gelangte unter dem Schutze eines dichten Nebels bis in die unmittelbare Nähe des aus ungefähr sechshundert Zelten bestehenden Lagers, auf das sofort ein mörderisches Gewehr- und Geschützfeuer eröffnet wurde.

Diesmal befanden sich die Franzosen dem überraschten Feinde gegenüber beträchtlich in der Mehrzahl, und ihre Artillerie verlieh ihnen zudem ein Übergewicht, gegen das alle heldenmütige Tapferkeit der Verteidiger

Digitized by Google

nichts auszurichten vermochte. Die Marokkaner erlitten ungeheure Verluste und mußten sich nach hartnäckigster Gegenwehr zurückziehen, so daß die Sieger den Triumph auskosten durften, alles niederzubrennen und zu zerstören, was die Granaten von dem Lager noch übriggelassen hatten.

Eine entscheidende Niederlage konnte natürlich auch dieser gelungene Handstreich nicht genannt werden. Weil aber das französische Prestige unter dem seltsamen Verlauf der Ereignisse bei Casablanca bereits zu leiden anfing, schickte die Regierung weitere Hilfstruppen und ersetzte den General Drude durch den General d'Amade, von dem man ein schneidigeres Vorgehen erwartete. Ende Dezember 1907 verfügte dieser neue Befehlshaber über 14 Bataillone Infanterie, $7^1/_2$ Schwadronen Reiterei, $8^1/_2$ Batterien, eine kleine Genietruppe und den ganzen sonstigen für eine richtige Kriegführung erforderlichen Apparat an Munitionskolonnen, Train, Lazarett- und Intendanturpersonal, insgesamt über mehr als fünfzehntausend Mann.

Zwar erlitt auch er noch einige sehr herbe Schlappen, die der Kriegskunst und dem Mute seiner marokkanischen Gegner das glänzendste Zeugnis ausstellten; aber seine Hilfsmittel waren doch zu beträchtlich, als daß er über die wenigen Stämme, die hier gegen ihn im Felde standen, nicht schließlich hätte die Oberhand gewinnen müssen. Man weiß, mit welcher Rücksichtslosigkeit er seine Aufgabe, die Schauja zu beruhigen, durchgeführt hat. Das Kriegsfeuer erlosch, aber die Erinnerung an die Kriegstaten der Franzosen in der Schauja ist bei den Marokkanern nicht erstorben, und unter der Asche glimmen noch immer die Funken.

Digitized by Google

Das zweite Ich.

Aus den Erinnerungen eines Arztes.

Von Fr. Holzer.

(Nachdruck verboten.)

Ich beglückwünschte meinen jungen Patienten zu seiner Genesung. „Glauben Sie mir, lieber Freund, mit zwanzig Jahren ist das Leben noch schön, und wir sollen es genießen.“

„Gewiß, Herr Doktor, es war auch immer meine Meinung, der Mensch dürfe nie und nimmer und unter keinen Umständen aus dem Leben flüchten. Er hat ja noch immer etwas Gutes in sich.“

Ich sah ihn betroffen an. „Und warum wollten Sie denn —“

Er unterbrach mich lebhaft. „Nein, glauben Sie das nicht. Ich wollte keinen Selbstmord verüben. Nur Ihnen sag' ich's: aus der Waffe, die neben mir gefunden wurde, hat nicht meine Hand geschossen.“

„Handelt sich's also um ein Verbrechen? Aber warum schwiegen Sie denn davon? — Und wer hat es versucht, Sie zu töten? — Und wie konnte der Mörder entfliehen, wenn der Diener, der nach dem Schusse sofort herbeigeeilt kam, die Zimmertür von innen verschlossen fand?“

Digitized by Google

„Wer es versucht hat, mich zu töten?“ entgegnete der junge Mann sonderbar lächelnd — „das will ich Ihnen gleich sagen. — Erinnern Sie sich, an welcher Stelle im Zimmer man mich fand?“

„Sie lagen zwischen dem Bücherschrank und dem Schreibtisch, der Revolver einige Schritte weiter von Ihnen dem Fenster gegenüber.“

„Ganz richtig. Gerade beim Fenster stand jener, der den Revolver abschoß und — wie Sie glauben — mich zu töten versuchte. — Nun, ob Sie wohl erraten, wer das war?“

„Das kann ich unmöglich wissen.“

„Freilich — eine ganz eigene, ungewöhnliche Sache. Wenn ich daran denke, ist mir, als müsse ich den Verstand verlieren. Aber es ist nur billig, daß ich Ihnen alles sage. Hören Sie mich also an. Damals, als ich zum ersten Male mich selbst sah — nicht etwa nur mein Bild in einem Spiegel, sondern die wahre physische Gestalt meiner eigenen Person, wie sie leibt und lebt und sich bewegt — war's ein ungemein trauriger Abend gegen Ende Oktober, einer von den feuchten, nebeligen Abenden, an denen man am liebsten im warmen Zimmer sitzen bleibt. Ich fühlte mich noch immer müde von der letzten Nacht, die ich schlaflos im Fieber verbrachte. Ich legte mich also zu Bette, das Zimmer war nur schwach beleuchtet von der Kerze, die in der dumpfigen, mit Tabakrauch gefüllten Luft dürftig brannte. Die Kerze stand in der Mitte auf dem Tische, der mit einem roten Tischtuch bedeckt war. Auf dem Tische lag ein offenes Buch und einige Zeitungsblätter. Auf einigen davon lagen einige weiße und rote Nelken. Auf dem Bette ausgestreckt, verfolgte ich den Flug einer dicken schwarzen Fliege, die rastlos durch den engen Raum surrte. Die Zeit schleppte sich

Digitized by Google

nur träge vorwärts — ich langweilte mich. Dann beschäftigten sich meine Gedanken mit dem Buche, das dort beim Leuchter lag, und an diesem Buche blieb auch mein Auge haften.

Jetzt bemerkte ich mit Entsetzen, daß etwas an den aufgeschlagenen Blättern des Buches wie ein Schatten dunkelte. Eine Hand lag darauf, eine nervöse Hand mit langen Fingern. Es war also dort jemand auf meinem Platze. Es mußte also jemand ins Zimmer gekommen sein, sich auf meinen Stuhl gesetzt, die Hand auf mein Buch gelegt haben. Aber wer war das?

Ich wollte aus dem Bett springen, konnte aber nicht, war durchaus unfähig dazu. Unbeweglich blieb ich liegen, als wären meine Glieder erstarrt. Ich träumte aber nicht, nein, ich war vollkommen wach. Ich lag im Bette, und mit vor Verwunderung und Schrecken starren Augen blickte ich in das dämmerige Zimmer, wo der Tisch stand mit der schwach flackernden Kerze.

Und jetzt sah ich ganz deutlich, wer dort an meiner Stelle beim Buche saß. Es war keine Täuschung: der dort saß und seine Hand nachlässig an dem offenen Buche hielt, war ich selbst. Ich erkannte mich ganz genau, das Licht fiel mir ins Gesicht. Ganz deutlich nahm ich die drei Runzeln wahr an meiner Stirn, die jedesmal dort zum Vorschein kamen, wenn ich, in Gedanken vertieft, über etwas nachsann.

Plötzlich ließ sich jene Fliege, die um die Kerze flatterte, auf die Hand nieder, die auf dem Buche ruhte. Wie ein schwarzer Fleck auf weißem Grunde kam sie mir vor. In schrecklicher Angst hielt ich den Atem zurück. Die Fliege kroch jetzt auf einem Finger herum, dem Mittelfinger.

Digitized by Google

Da hatte meine Hand dort eine Empfindung. Sie rührte sich, erhob sich und warf zornig die Fliege ab. Aber ich selbst empfand dabei nichts. Diese Empfindungslosigkeit machte mich verwirrt. Mir kam es vor wie die Bewegung einer Leiche. Ich fürchtete mich schrecklich vor mir selbst. Ich fiel in Ohnmacht.

Es war bereits Tag, als ich erwachte. Meine Stirn war naß, große Schweißtropfen hafteten an ihr. Das Licht war im Erlöschen, das Buch lag noch immer auf seinem Platze, der Sessel war vom Tisch weiter gerückt.

Diese Nacht ließ einen tiefen Eindruck in meiner Seele zurück. Ich wagte niemand davon zu erzählen. Es war so sonderbar, die Erscheinung so geheimnisvoll, so unerklärlich — man hätte mir gewiß nicht geglaubt, mich womöglich für irrsinnig gehalten.

Mein Leben bekam einen großen Leck. Ich bin sehr empfindlich und leicht erregbar. Nach dieser Schreckensnacht lebte ich in fortwährender Angst, mich selbst zu sehen. Bei dem geringsten Geräusch fuhr ich zusammen, das Blut stockte mir in den Adern. Zu Hause hielt ich mich selten mehr auf, namentlich abends floh ich aus meinem Zimmer in ewiger Furcht, ich könnte dort jenen wiedersehen, der ich selbst bin. Ich suchte die belebtesten Plätze auf, suchte Zerstreuung, fürchtete mich, mit mir allein zu sein.

Das waren schreckliche Qualen, die Tag für Tag mein Leben marterten. Ja, es kam so weit, daß ich mich fürchtete, in einen Spiegel zu schauen, so groß war das Entsetzen, das meine Phantasie gefangen hielt.

Ich atmete erst ein wenig auf, als mich ein Telegramm von meiner Familie nach Venedig rief, in einer Angelegenheit, die meine persönliche Anwesenheit notwendig machte. Das war für mich eine Erlösung.

Digitized by Google

Noch in selbiger Nacht reiste ich ab. Mondhell war die Nacht, und im Lichte des Vollmondes schimmerte die ganze Gegend. Ich war im Abteil allein, setzte mich rechts in die Ecke, und eingewiegt von dem Geräusch des Zuges schlief ich langsam ein.

Als ich erwachte, verließ der Zug bereits Mestre und fuhr auf der eisernen Brücke über die Lagunen. Es war kalt, ich zog den Rockkragen in die Höhe. In wenigen Minuten sollte ich bei meinen Angehörigen sein, die ich schon lange nicht gesehen hatte. Dieser Gedanke heiterte mich auf, der Gedanke an die baldige Ankunft in der herrlichen Stadt machte mich glücklich. Ich sah hinaus. Venedig kam immer näher. Schon waren die ersten Lichter sichtbar aus dem grauen Nebel.

Auf einmal wurde mir wieder schrecklich zumute, bedrückende Angst bemächtigte sich meiner, denn mir schien, daß aus dem Seitengange mich jemand unablässig beobachte. Ich wandte den Blick nach jener Seite. Entsetzt sprang ich auf. Vor dem Eingange, die Hand an die Tür gestützt, stand ein Mann, blaß im Gesichte, die Augen beschattet, der mich mit ungemein düsterem Ausdruck in den Augen beobachtete; so traurig war sein Blick, daß er mir bis auf den Grund meiner Seele drang. Nie werde ich diesen Anblick vergessen. Das Herz stand mir eine Weile still.

Dieser Reisende war niemand anders als — ich selbst. Die Lippen waren geöffnet, als wollten sie sprechen.

Noch einmal sah er mich traurig an und ging weiter durch den Gang. Ich wollte die Erscheinung verfolgen, eine stoßende Bewegung des Wagens warf mich auf meinen Sitz zurück.

Aber sofort raffte ich mich auf und sprang hinaus, um ihn zu erreichen — mich selbst.

Digitized by Google

Auf dem Gange war niemand zu sehen. Ängstlich sah ich mich nach den übrigen Abteilungen um. Mit raschen Schritten lief ich durch den ganzen Zug — umsonst.

Ich zweifelte an meinen Nerven, meinem Verstande. Die Phantasie hatte mich offenbar getäuscht. Aber jene Augen! Und der schmerzliche Blick jener Augen!

Inzwischen war der Zug in den Bahnhof eingefahren. Die Reisenden eilten den Ausgängen zu. Auch ich trat heraus. Mein Bruder, der mich empfing, war ganz erschrocken über meine Bläße. Er fragte mich besorgt, ob ich mich unwohl fühle. Ich antwortete ausweichend.

Der Aufenthalt in Venedig sagte mir zu. Das Wetter war schön, und ich liebte das Meer. Wie neugeboren kam ich mir vor, neues Leben rollte mir im Blute, die Schrecken schwanden. Die Wunder der Stadt mit ihren herrlichen Schöpfungen der Kunst vertrieben alle Schatten aus meiner Seele. Volle vier Wochen währte mein Aufenthalt in der Stadt.

Als ich Venedig wieder verließ, war mein Befinden vortrefflich, so daß ich imstande war, über die Vorkommnisse von so unerklärlicher, ungewöhnlicher Natur zu lachen.

Wiederum verfiel ich in meine alten Gewohnheiten, verlegte mich mit frischer Kraft auf neue Studien und lebte nur meinen Arbeiten.

Am 3. Dezember war's in der zehnten Abendstunde. Soeben stand ich von meiner Arbeit auf, um mir ein Buch aus dem Bücherschrank zu holen. Ich fand es auf dem gewohnten Platze, stellte die Kerze auf den Tisch, um besser zu sehen, und wollte mich wieder setzen, als ich mit einem Male entsetzt zur Seite sprang.

Digitized by Google

Auf der anderen Seite des Tisches, dicht neben dem Fenster, sah ich wiederum mich selbst stehen, den Rücken an die Wand gelehnt, mit gesenktem Gesicht, blaß wie eine Leiche. Die Gestalt weinte. Ein Weinen der Verzweiflung war's, herzzerreißend in dieser Stille. Die Augen waren gesenkt, die veränderten Züge in meinem Gesichte verrieten unaussprechliche Leiden. Die weißen, nervösen Hände drückten etwas an die Brust, etwas, das ich nicht erkennen konnte.

Ich hatte Mitleid mit mir selbst. Im Herzen fühlte ich namenlosen Schmerz, mein Inneres schien zu bluten. Unaussprechliche Niedergeschlagenheit stellte sich ein. Ich wußte nicht, wie ich meinen Blick von dem Gesichte jenes Wesens abwenden sollte, das so unerwartet vor mich hin trat, von dem Gesichte, das so schreckliche Verzweiflung zeigte, während die weißen Hände irgend etwas an die Brust drückten.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie viel Zeit darüber verging. Ich erinnere mich nur, daß die Gestalt plötzlich die Rechte zum Kopfe erhob. Sie hatte einen Revolver in den Fingern — meinen Revolver. Die Waffe war mir vor einem Jahre von einem Freunde geschenkt worden, bei dem ich sie früher oft bewundert hatte. Ich wurde mir mit Schrecken bewußt, daß sie geladen war. Die Augen da drüben sahen mich mit sonderbarem Glanze an.

Schnell sprang ich jetzt auf die Gestalt zu, um die mörderische Waffe aus ihrer Hand zu schlagen. Aber ein noch schnellerer Schuß drang mir in das Gehirn. Eine warme Flüssigkeit benetzte mir die Wangen. Ich sank zu Boden."

— — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Mein junger Patient schwieg erschöpft. Ich legte ihm die Hand auf die feuchte Stirn.

„Schlafen Sie jetzt, lieber Freund," sagte ich leise. „Ihre Beichte hat Ihnen wohlgetan, wie sie mich interessiert hat. Und seien Sie jetzt ganz beruhigt, Sie werden sich nicht mehr sehen. Nicht nur Ihr Körper, nein, auch Ihr Geist ist gesundet von schwerer Krankheit. Das Leben hat Sie wieder."

Digitized by Google

Der moderne Zeitdienst.

Von Th. Seelmann.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

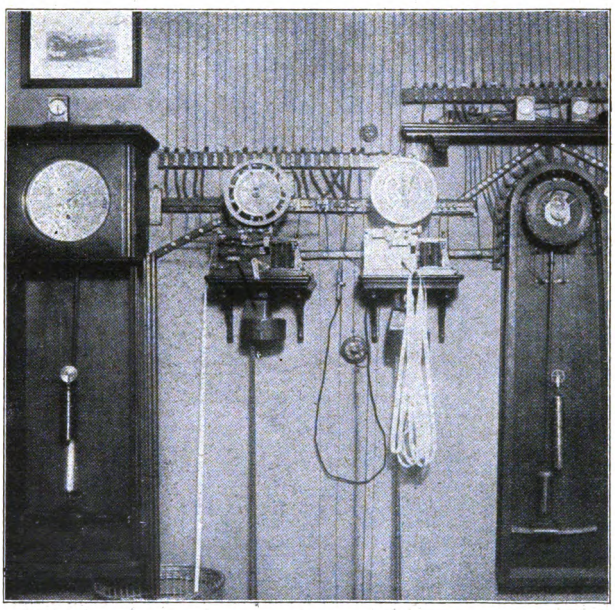
Die genaue Beantwortung der Frage: „Wie spät ist es?“ ist bei dem heutigen Stande des Verkehrs nicht nur für die Eisenbahnstationen, die Telegraphenämter, die Schiffahrt und die Uhrenindustrie von hoher Wichtigkeit, sondern auch viele Großbetriebe legen großen Wert auf den sicheren Gang der in ihnen aufgestellten Uhrwerke. Daher hat sich jetzt in den Brennpunkten des Weltverkehrs eine Organisation herausgebildet, die sich die Durchführung des Zeitdienstes zur Aufgabe gemacht hat.

Ihre Tätigkeit erstreckt sich auf die wissenschaftliche Zeitbestimmung, die Überwachung der Normaluhren, die Weiterverbreitung von Zeitsignalen an die Verkehrsämter und die Regelung der Uhrwerke in Privatunternehmungen. Wir wollen die Organisation des modernen Zeitdienstes an den Einrichtungen verfolgen, wie sie in Berlin bestehen und sich hier in mustergültiger Weise bewähren.

Seinen Ausgangspunkt hat der Berliner Zeitdienst in der Königlichen Sternwarte am Enckeplatz. In dem Empfangszimmer der Sternwarte befindet sich die eigentliche Hauptuhr oder, wie man sie auch nennt, die Sternuhr, da ihr Gang nach der Stellung der Gestirne reguliert wird. Mit dieser Uhr stehen

Digitized by Google

zwei Normaluhren elektrisch in Verbindung. Uhren, bei denen die hier gewählte Form der Übertragung zur Anwendung gelangt, bezeichnet man als „sympathetische". Bei den sympathetischen Uhren ist am unteren Ende des Pendels ein Eisenstück und seitwärts

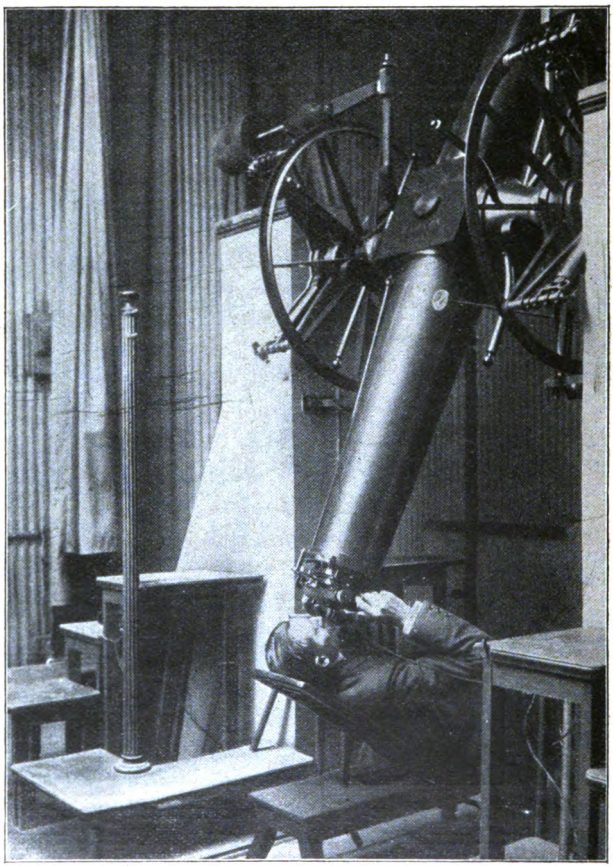


Die Hauptuhr auf der Königlichen Sternwarte zu Berlin (links), eine Normaluhr, die Morseapparate und die Leitungen.

davon ein Elektromagnet so angebracht, daß das Eisenstück bei dem größten Ausschwingen des Pendels unmittelbar über dem Elektromagneten zu stehen kommt. Bei einem Sekundenpendel tritt dies jede zweite Sekunde ein.

Die Hauptuhr hat nun einen elektrischen Kontakt,

Digitized by Google

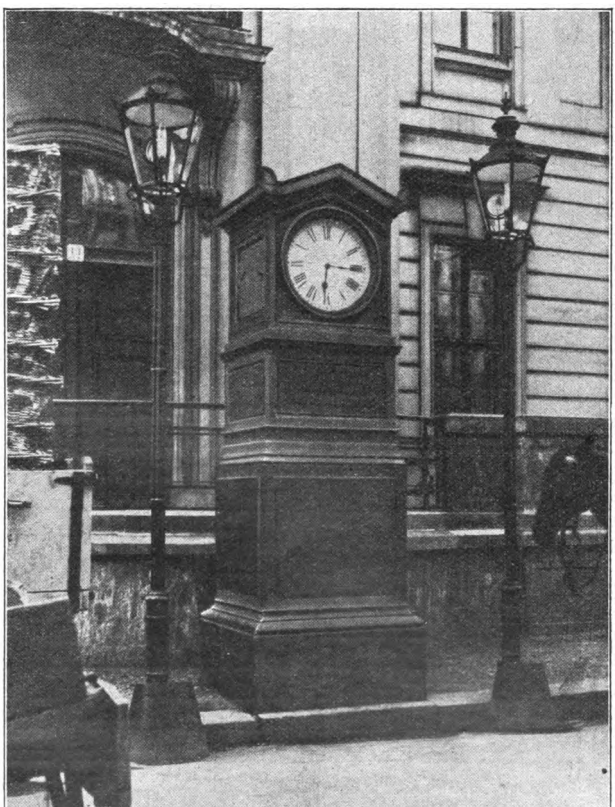


Der Astronom bei der Zeitbestimmung auf der Königlichen Sternwarte.

der jede zweite Sekunde geschlossen wird und dann einen Strom nach dem Elektromagneten der Normaluhr sendet. Hierdurch wird der Elektromagnet magnetisch und zieht das Eisenstück des Pendels an. Wenn sich

Digitized by Google

daher das Pendel dem Elektromagneten im Augenblick des Stromschlusses nähert, so wird die Schwingung



Die älteste Normaluhr Berlins.

des Pendels beschleunigt, entfernt es sich aber bereits wieder von dem Elektromagneten, dann wird es gleichsam gehemmt. In jeder zweiten Sekunde wiederholt sich dieses Spiel.

Digitized by Google

Aus diesem Grunde bleiben die Schwingungen beider Pendel beständig in Übereinstimmung, und die Zeiger beider Uhren nehmen stets dieselbe Stellung ein. Die gleiche Einrichtung haben die Uhren in den Zeitzentralen von Hamburg, Antwerpen, Brüssel und Greenwich.

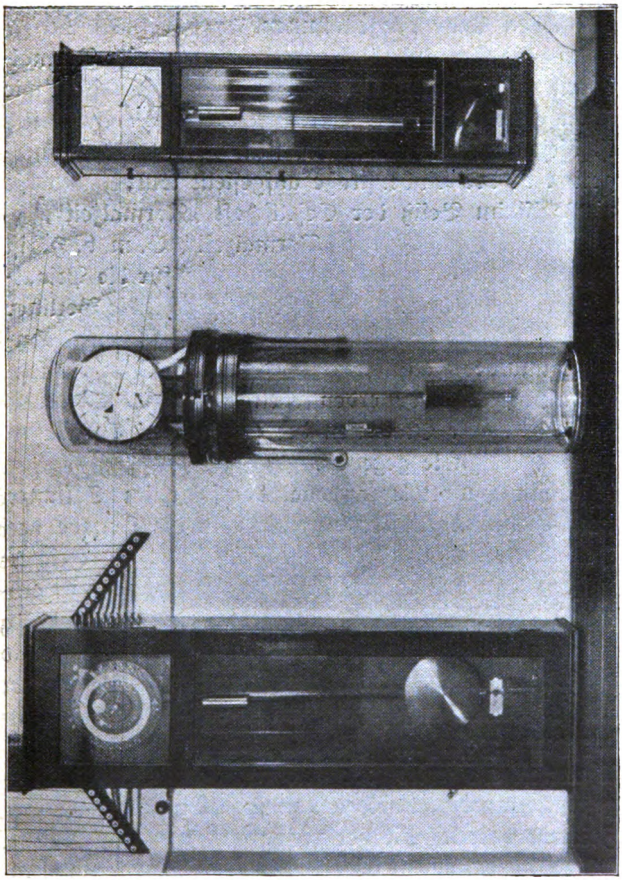
In der Berliner Sternwarte registrieren nun außerdem zwei Morseapparate den Pendelschlag und zugleich die Angaben des Astronomen, der die genaue Zeitbestimmung mit Hilfe des Fernrohrs ausführt. Die sich auf den Streifen der Morsetelegraphen ergebenden Unterschiede werden ausgeglichen, so daß danach die Hauptuhr richtig gestellt werden kann.

Folgen wir nun dem Astronomen in seinen Beobachtungsraum. Zur sicheren Feststellung der Zeit beobachtet der Astronom einen Fundamentalstern durch den Meridiankreis oder, wie er auch genannt wird, das Mittagsfernrohr. Der Meridiankreis besteht aus einem Fernrohr, das nur in der Ebene des Längenkreises beweglich und mit einer wagrechten Achse verbunden ist. Die Achse ist genau von Ost nach West gerichtet. Die Neigung des Fernrohrs gegen den Horizont wird an einem Kreis der Achse abgelesen. In dem Augenblick, wo der Stern einen gewissen Punkt des im Fernrohr enthaltenen Meridiannetzes kreuzt, dreht der Astronom eine Schraube. Diese Bewegung wird durch eine Drahtleitung dem einen der erwähnten Morseapparate übermittelt. Auf diese Weise ist der Astronom imstande, den Durchgang eines Fundamentalsternes bis auf ein Hundertstel einer Sekunde zu bestimmen.

Vergleicht man nun den Stand einer astronomischen Pendeluhr, die nach Sternzeit reguliert ist, mit der Durchgangszeit eines Sterns durch den Längenkreis,

Digitized by Google

so ergibt der Unterschied der Uhrzeit gegen die gerade Aufsteigung des Sterns den Fehler der Uhrangabe



Die Normaluhr auf der Zentrale der Gesellschaft „Normalzeit" (links) und die Präzisionsuhren.

gegenüber der richtigen Sternzeit. Aus mehreren an verschiedenen Tagen vorgenommenen Standbestim-

Digitized by Google

mungen erhält man dann die tägliche Standveränderung oder den täglichen Gang der Uhr. Auf der Berliner Sternwarte wird die Zeitbestimmung alle sechs bis sieben Tage vorgenommen.

An die Hauptuhr sind nun im ganzen vier Normaluhren angeschlossen. Zwei davon befinden sich, wie schon erwähnt, in der Sternwarte selbst. Die dritte ist diejenige, welche am 25. Juli 1872 am Kammergericht in der Lindenstraße aufgestellt wurde, und die vierte ist im Besitz der Gesellschaft „Normalzeit".

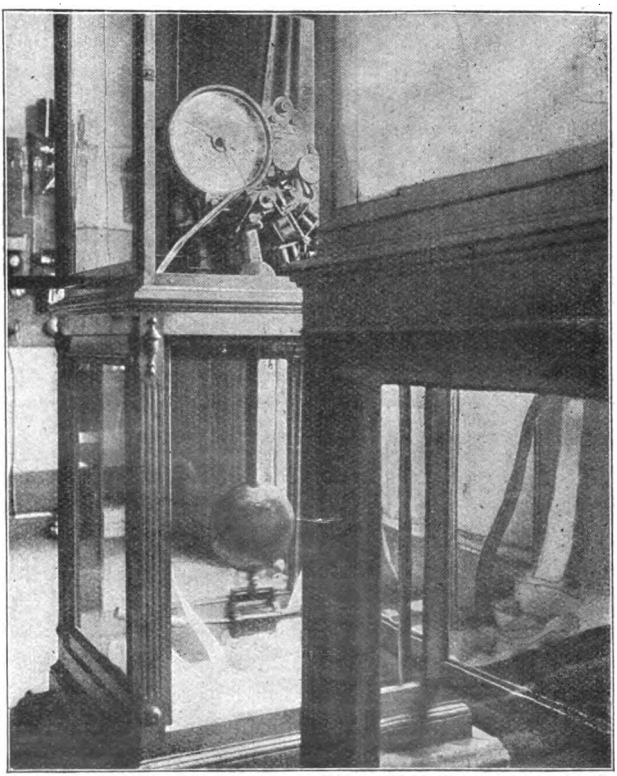
Die Normaluhr der „Normalzeit" G. m. b. H. ist nun wiederum sozusagen die Hauptuhr für die Privatuhren, deren genauen Gang sie überwacht, die Berliner öffentlichen Uhren, sowie die des Schlesischen Bahnhofes und des Haupttelegraphenamtes. Vom Schlesischen Bahnhof aus werden jeden Morgen um 8 Uhr an annähernd alle Stationen des preußischen Eisenbahnnetzes Zeitsignale gegeben.

Beim Haupttelegraphenamt erfolgt im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr die Abgabe der Zeitaustellung an alle Telegraphenämter des Reiches in der Weise, daß auf allen von dem Haupttelegraphenamt ausgehenden Linien gleichzeitig eine Minute lang die Tasten gedrückt werden. Dadurch werden während dieser Zeit in den Arbeitsstromleitungen die Anker der Morseapparate angezogen, in den Ruhestromleitungen dagegen abgestoßen. Fünf Minuten vor Abgabe des Uhrenzeichens wird der telegraphische Verkehr eingestellt, und die Ämter halten sich zum Empfang des Zeichens bereit. Sie verbreiten dasselbe eine Stunde später in derselben Weise nach denjenigen Ämtern, welche nicht mit dem Berliner Haupttelegraphenamt unmittelbar verbunden sind. Die Uhren auf den einzelnen Ämtern werden nach dem Gehör, das heißt nach

Digitized by Google

dem Anschlagen des Ankers beim Beginn und zu Ende des Tastendrucks gestellt.

Übrigens werden Zeitsignale auch unmittelbar von



Die Kontrolluhr in der Zentrale der Gesellschaft „Normalzeit".

der Königlichen Sternwarte gegeben. Sie gehen nach Swinemünde und Bremen, sowie nach der bekannten Uhrenfabrik in Glashütte in Sachsen. Ebenso liefert die Sternwarte in Heidelberg den Uhrenorten im Schwarzwald Zeitsignale.

Digitized by Google

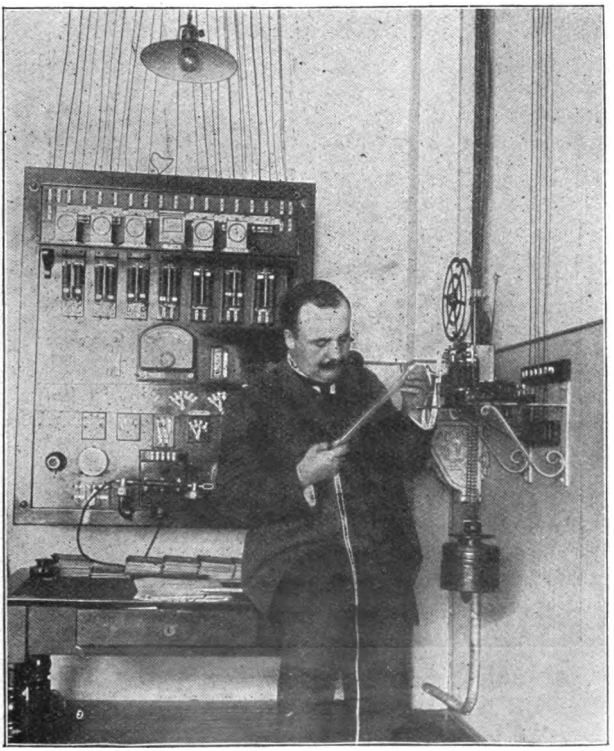
Die Regulierung der Nebenuhren, die mit einer Normaluhr durch Leitungen verbunden sind, kann in verschiedener Weise erfolgen. So sind die Nebenuhren mit elektrischer Zeigerstellung vollkommen selbständige Uhren, deren Zeigerwerk in gewissen Zeitabschnitten durch den von der Normaluhr eintreffenden Strom richtig eingestellt wird. Bei dem von Hipp hierfür konstruierten Stundensteller wird der Zeiger alle sechs Stunden in die richtige Stellung gebracht. Der elektrische Stundensteller von Siemens & Halske berichtigt die Zeigerstellung stündlich. Der elektrische Strom löst hier ein kleines Werk aus, das für einen Augenblick den Zeiger faßt und richtig einstellt. Ferner können von der Zentrale aus durch Entsendung von Stromstößen mittels einer Taste die Zeiger der Nebenuhr aus der falschen Stellung auf die volle Stunde eingestellt werden, so daß sich dadurch die Nebenuhr fast um eine halbe Stunde vor- oder zurückstellen läßt.

Ähnlich ist das System der Gesellschaft „Normalzeit". Es ist aber hier noch eine Reihe von Einrichtungen getroffen, um den Gang der angeschlossenen Nebenuhren aufs genaueste prüfen zu können.

Zunächst wird die Normaluhr in der Zentrale der Gesellschaft „Normalzeit" in der Zwischenzeit zwischen zwei astronomischen Zeitbestimmungen der Sternwarte durch zwei Präzisionsuhren kontrolliert. Um den Einfluß der Temperaturschwankungen auszuschalten, werden derartige Präzisionsuhren mit besonderen Kompensationseinrichtungen für Wärme versehen und gegen den Einfluß des wechselnden Luftdrucks in luftdicht abgeschlossenen Gehäusen untergebracht oder auch mit Barometerkompensationen ausgestattet. Die Angaben der Uhren untereinander werden dann verglichen, worauf die richtige Zeit rechnerisch bestimmt wird.

Digitized by Google

Zur Überwachung der sechzig an die Zentrale der Gesellschaft „Normalzeit“ angeschlossenen Nebenuhren dient vorerst eine besondere Kontrolluhr. Sie ist mit



Sekundenkontrolle in der Zentrale der Gesellschaft „Normalzeit“.

einem Papierstreifen versehen, der sich nach dem Tempo der Normaluhr der Sternwarte abwickelt. Der Teil des Streifens, der sich innerhalb einer Sekunde abwickelt, ist durch zwei Striche begrenzt. Die

Digitized by Google

Bewegung der angeschlossenen Uhren markiert sich auf dem Streifen durch Punkte. Trifft nun ein Punkt auf eine Linie, so gehen die angeschlossenen Uhren richtig. Wird aber ein Punkt vor oder hinter einer

Das Schaltbrett in der Zentrale der Gesellschaft „Normalzeit".

Linie markiert, so gehen die betreffenden Uhren vor oder nach.

Aber selbst diese Genauigkeit wird noch nicht als völlig ausreichend erachtet. Der bekannte Berliner Astronom Geheimrat Förster hat eine Registriervorrichtung ersonnen, durch die sich Unterschiede im

Digitized by Google

Gang der Uhren bis auf ganz kleine Bruchteile einer Sekunde feststellen lassen.

Endlich sind die angeschlossenen Uhren mit der Zentrale der Gesellschaft „Normalzeit“ noch telephonisch verbunden. Einer jeden Uhr entspricht eine Klappe des großen Schaltbretts, so daß ein Beamter der Zentrale den Gang durch das Gehör kontrollieren kann.

Digitized by Google

Ein vergessenes Eiland in der Donau.

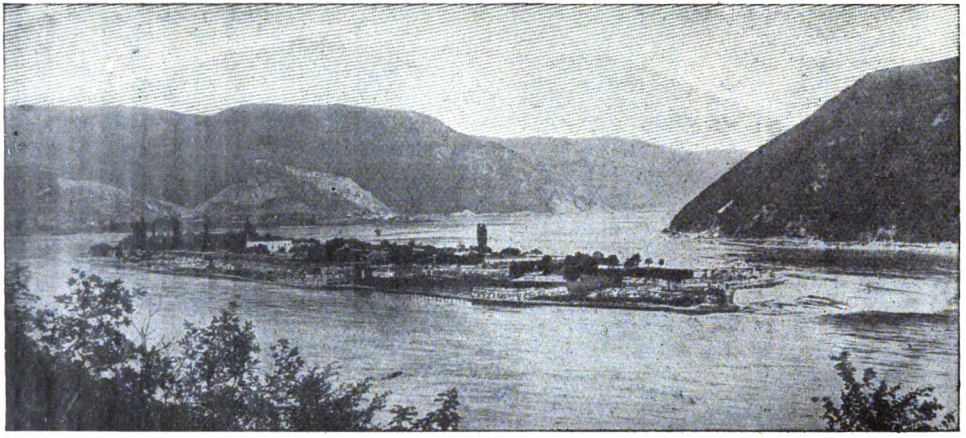
Von W. H. Geinborg.

Mit 9 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Ungefähr acht Kilometer oberhalb des durch seine gefährlichen Stromschnellen charakterisierten „Eisernen Tores“, in unmittelbarer Nähe jenes interessanten Länderwinkels, wo Ungarn, Rumänien und Serbien sich berühren, erhebt sich aus den Fluten der Donau eine winzige, länglich gestaltete Insel, die wir auf den neueren Landkarten zumeist als Neu-Orsova verzeichnet finden. Man könnte um dieser Bezeichnung willen versucht sein, sie für ein einfaches Anhängsel der unfern am Donauufer gelegenen ungarischen Großgemeinde Orsova oder Alt-Orsova zu halten, die, zum Komitat Krasso-Szöreny gehörig, seit dem Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts in den Türkenkriegen eine hervorragende und fast durchweg rühmliche Rolle gespielt hat; aber den tatsächlichen Verhältnissen würde eine solche Annahme wenig entsprechen.

Wenn auch in den zahlreichen Kriegsstürmen, die über diesen Erdenwinkel dahingebraust sind, immer eine enge Verbindung und Schicksalsgemeinschaft zwischen Alt- und Neu-Orsova bestanden hat, so sind sie doch heute so grundverschieden voneinander wie wohl kaum zwei andere Nachbarorte im alten Europa, und keinem der da drunten Lebenden fällt es ein, sich für die kleine Donauinsel des auf den Karten an-

Digitized by Google



Die Donauinsel Ada Kaleh.

Digitized by Google

gegebenen offiziellen Namens zu bedienen. Dort heißt sie noch immer wie in alten Zeiten gut türkisch A d a K a l e h, die Inselfestung. Man hat nicht aufgehört, sie als ein gleichsam versehentlich in Europa zurückgebliebenes Stück des Osmanenreiches zu betrachten.

Ein solches ist sie denn auch im eigentlichsten Sinne des Wortes, mag man auch für die beim Abschluß des Berliner Vertrages untergelaufene Vergeßlichkeit eine wohllautende Umschreibung gefunden haben, indem

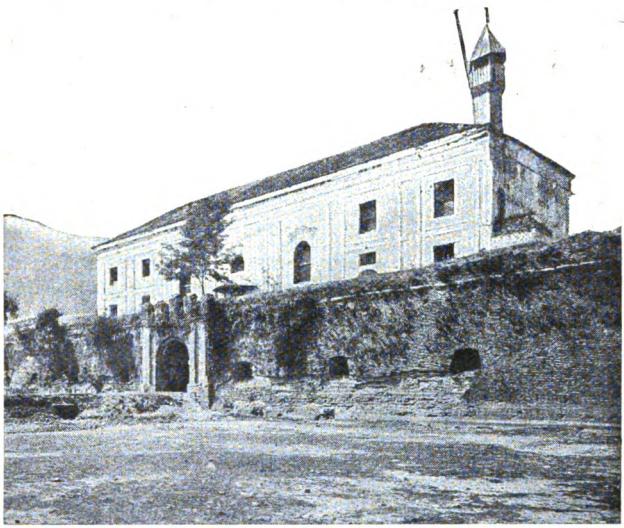
Inschrifttafel zum Gedächtnis der Wiedereroberung im Jahre 1789.

man von der Bevölkerung des winzigen Eilandes als von einer autonomen mohammedanischen Einwohnerschaft unter österreichisch-ungarischem Schutze spricht. In Wirklichkeit handelt es sich um ein regelrechtes türkisches Besitztum, sozusagen um einen vorgeschobenen Posten aus den Zeiten der Türkenkriege, den aufzuheben oder zurückzuziehen man versäumte, als er für die beteiligten Mächte bedeutungslos geworden war. Heute, wo er keinem der drei Nachbarländer mehr gefährlich werden kann, mag man mit Recht Bedenken tragen, ihn zum politischen Zankapfel zu machen, zu-

Digitized by Google

mal der gegenwärtige Zuſtand für niemand Unzuträglichkeiten irgendwelcher Art bedingt. Aber als politiſches Kurioſum verdient die wenig bekannte Ausnahmeſtellung des Inſelchens immerhin einiges Intereſſe.

Mit Blut geſchrieben wie die Hiſtorie von Alt-



Die auf der ehemaligen Befeſtigung errichtete Moſchee.

Orſova iſt auch die Geſchichte von Ada Kaleh. Mehr als hundert Jahre lang haben Öſterreicher und Türken faſt unaufhörlich um ihren Beſitz gekämpft, und gar oftmals hat ſie im Verlauf dieſer Kämpfe den Beſitzer gewechſelt, häufig in raſcheſter Folge der Ereigniſſe.

So in den Jahren 1688, 1690 und 1717. Ein Jahr nach der letzterwähnten Beſitzergreifung durch die Türkei ging ſie wieder in die Hände der Öſterreicher über;

Digitized by Google

aber schon 1738 wurden beide Orsova von den Türken zurückerobert und auch in dem 1739 erfolgten Friedensschlusse von Belgrad als Eigentum behauptet. Dann ging Ada Kaleh dem Osmanenreiche abermals auf kurze Zeit verloren; doch nach dem Fall von Belgrad im Jahre 1789 waren sie wieder die Herren des Eilandes, die sie eigentlich bis zum heutigen Tage geblieben sind.

Mit einer Einschränkung freilich, die die Besitzfrage völkerrechtlich zu einer strittigen macht. Um einer Wegnahme durch die Russen vorzubeugen, veranlaßte nämlich die Türkei im Kriegsjahre 1878 Österreich-Ungarn zur Besetzung der Insel, und die Dinge liegen nun so, daß die Überlassung von der einen Seite als eine dauernde, von der anderen aber als eine nur zeitweilige angesehen wird. Da aber der Gegenstand der Meinungsverschiedenheit, wie gesagt, eines ernsthaften Streites nicht wert ist, und da beim Abschluß des Berliner Vertrages, wo sie sehr leicht gewesen wäre, eine endgültige Regelung der Frage verabsäumt wurde, hat man durch die oben angegebene Formulierung einen ganz erträglichen Modus gefunden, an dem auch anläßlich der Besitznahme von Bosnien und der Herzegowina durch Österreich trotz einiger von dieser Seite unternommenen Versuche nichts geändert worden ist.

Sicher ist, daß niemand sich bei dem jetzt vorhandenen Zustand wohler und zufriedener fühlt als die beiläufig dreihundert Seelen, die die „autonome Bevölkerung" von Ada Kaleh ausmachen.

Schon ein flüchtiger Besuch des Eilandes muß jeden Beobachter von dieser Tatsache überzeugen, und gar mancher mag nach kürzerem oder längerem Aufenthalt die Insel mit einem leisen Gefühl des Neides

Digitized by Google

verlassen haben, des Neides gegen die Glücklichen, denen es vergönnt ist, auf diesem weltabgeschiedenen, in einem entscheidenden Augenblick von der hohen Politik vergessenen Erdenfleckchen ein nahezu arkadisches Dasein zu führen.

An die einstige kriegerische Bestimmung von Ada Kaleh wird man durch die Überreste der Befestigungs-

Die Priesterschaft der Insel.

werke erinnert, die heute nur noch den Wert und die Bedeutung malerischer Ruinen haben. Auch bei vollständiger Erhaltung freilich würden sie keinem modernen Belagerer ernsthafte Schwierigkeiten bereiten, denn sie entstammen einer Zeit, da man sich noch erfolgreich verteidigen konnte, indem man geschmolzenes Blei auf die Angreifer herabgoß, und als ein Fallgatter ein hinreichend wirksames Abwehrmittel war. Von lustigem Grün übersponnen, zeugen Mauern und Wälle

Digitized by Google

in stummer Beredsamkeit jetzt nur noch für den raschen Wandel aller irdischen Dinge und für die Vergänglichkeit des auf unabsehbare Dauer berechneten Menschenwerkes.

Der älteste Einwohner von Ada Kaleh, Ibrahim Selim, 104 Jahre alt.

In diesem Sinne besonders interessant mutet die in unserer Abbildung wiedergegebene steinerne Gedenktafel an, die in der 15 Fuß dicken Wandung eines Torbogens angebracht ist, und deren schön gemeißelte Inschrift die Wiedereroberung von Ada Kaleh im Jahre 1789 verherrlicht.

Wie wenig man heute noch mit einer Wiederkehr derartiger kriegerischer Zeitläufte rechnet, beweist am besten die Tatsache, daß man als Fundament für die der jüngsten Vergangenheit entstammende Moschee den alten Festungswall benützt hat. Das Gotteshaus selbst unterscheidet sich in seiner pomphaften Ausstattung nicht wesentlich von den Moscheen, wie man sie in der eigentlichen Türkei allerorten antrifft. Für das besondere Interesse, das der Großherr seinem fernen Besitztum im Donaustrom zuwendet, zeugt der große Teppich, den er als persönliches Geschenk der Moschee von Ada Kaleh gestiftet hat, und der ihn annähernd fünftausend Mark gekostet haben dürfte.

Dem Namen nach ist der Sultan Eigentümer alles

Digitized by Google

Die Hauptstraße von Ada Kaleh.

Digitized by Google

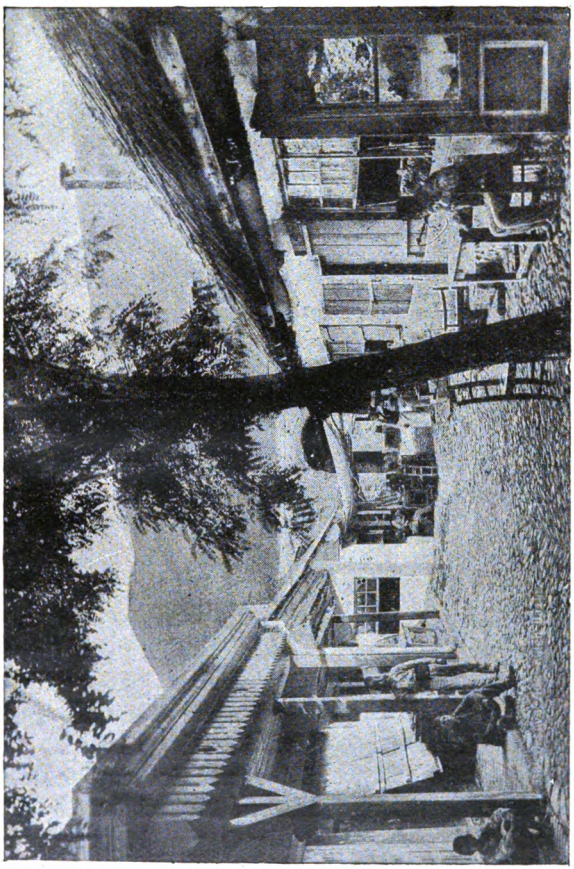
Grundes und Bodens auf der Insel. Aber er macht von seinem Besitzrecht einen höchst liberalen Gebrauch. Von denen, die hier unter dem milden Regiment eines aus Konstantinopel entsandten Mufti ein beschauliches

Honoratioren von Ada Kaleh.

Dasein verbringen, zahlt niemand eine Abgabe. Wenn eine Familie ausstirbt oder — was allerdings selten vorkommt — auswandert, wird ihre verwaiste Wohnstätte einfach dem übertragen, der sich bei dem Mufti zuerst darum bewirbt. Natürlich ist der genannte Beamte auch der bestellte Hüter des Rechts; aber er hat in dieser Eigenschaft ebensowenig zu tun wie der Polizeisergeant und seine vier Gendarmen, die sämt-

Digitized by Google

lich gezwungen sind, ihre Zeit mit Spazierengehen oder im Kaffeehaus totzuschlagen. Denn selbst Ibrahim



Der Basar.

Selim, der älteste Einwohner von Ada Kaleh, der auf nicht weniger als 104 Lebensjahre zurückblicken kann, vermag sich nicht zu erinnern, daß auf der

Digitized by Google

Insel jemals ein strafwürdiges Verbrechen verübt worden wäre.

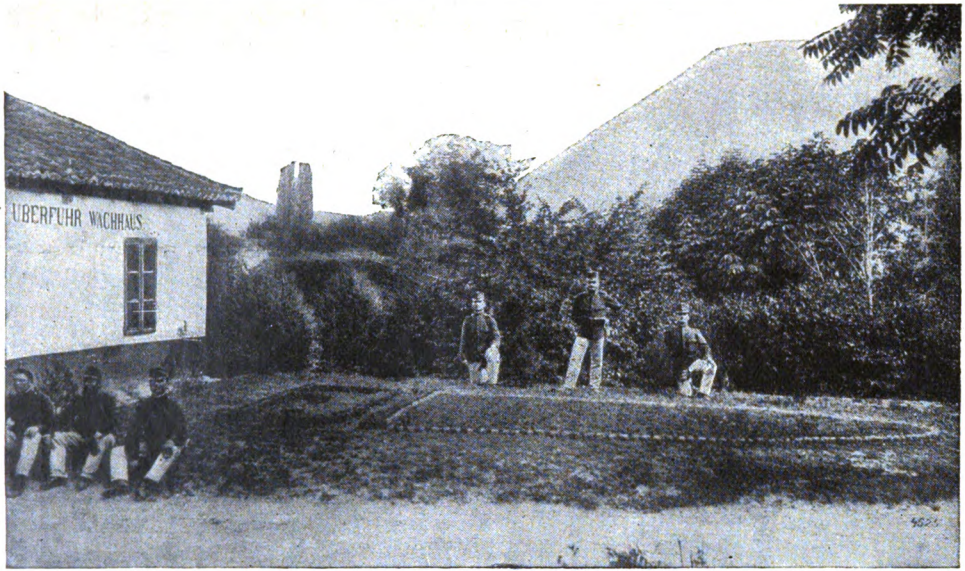
Die hohe und niedere Geistlichkeit wird durch drei freundlich blickende Priester repräsentiert. Eine weitere Beamtenschaft ist nicht vorhanden, weil sie bei den patriarchalischen Verhältnissen und dem ungetrübten Frieden, dessen sich die Bevölkerung erfreut, vollkommen überflüssig wäre.

Existiert auf der Insel doch nicht einmal ein Postamt oder etwas, das einem solchen ähnlich sähe. Wen es durchaus nach einer Verbindung mit der Außenwelt verlangt, der muß diese von Alt-Orsova aus anzuknüpfen suchen.

Die Beziehungen zu diesem Nachbarort sind trotz der Verschiedenheit der Nationalität und des Bekenntnisses die denkbar besten und freundlichsten. Sie erhalten ihren besonderen Charakter durch die eigentümliche Tatsache, daß die Bewohner von Ada Kaleh auf Grund eines zu irgendwelchen Zeiten verliehenen und verbrieften Rechtes alle aus der Türkei kommenden Waren zollfrei beziehen dürfen. Sie sind dadurch in der angenehmen Lage, diese Waren erheblich billiger zu verkaufen, als es einem Händler in Ungarn möglich wäre, und es ist eigentlich zu verwundern, daß sie von dieser bequemen Erwerbsmöglichkeit lediglich zugunsten eines in mäßigen Grenzen gehaltenen Handelsverkehrs mit den Orsovaer Nachbarn Gebrauch machen.

Auf der Insel selbst gibt es nur eine einzige Industrie, die Zigarettenfabrikation, die bei der Möglichkeit zollfreien Tabakbezuges noch viel blühender sein könnte, wenn nicht der hervorstechendste Charakterzug der Bevölkerung eine echt orientalische Trägheit wäre. Von einem nennenswerten Betriebe der Landwirtschaft kann schon um der Kleinheit der Insel willen

Digitized by Google



Das österreichische Wachhaus.

Digitized by Google

keine Rede sein. Die in sehr geringer Ausdehnung vorhandene Weidefläche wird aber doch zur Unterhaltung einer kleinen Anzahl von Kühen ausgenützt, bei deren Bewachung man immer einige Dutzend von unbeweglich im Schatten hockenden Nichtstuern antreffen kann. Andere Haustiere würde man im ganzen Bereich von Ada Kaleh vergeblich suchen. Es gibt keine Pferde, weil man nichts für sie zu tun hätte, und keine Hunde, weil niemand eines Wächters für sein Eigentum bedarf.

Eine sehr hübsche und ansprechende Eigentümlichkeit des Eilandes ist die in großem Umfange als altgewohnte Liebhaberei betriebene Rosenzucht. Die Mehrzahl der Türken hat bekanntlich eine wahre Leidenschaft für die Königin der Blumen, und hier ist beinahe jeder Gärtner aus Passion. Man begegnet kaum jemand, der nicht seine Kopfbedeckung oder seine Kleidung mit einigen Rosen geschmückt hätte, und die Kinder, deren es eine erstaunliche Menge von der reizendsten Art auf der Insel gibt, pflegen dem Fremden, der ihr Vertrauen zu gewinnen versteht, ganze Händevoll davon zum Geschenk zu machen.

Neben der Rosenzucht wird auch der Weinbau ganz allgemein betrieben, und die Trauben von Ada Kaleh erfreuten sich namentlich zu früheren Zeiten eines ausgezeichneten Rufes in weitem Umkreise.

Von dem weiblichen Teil der Bevölkerung läßt sich leider nicht viel erzählen, abgesehen von den ganz kleinen Mädchen, deren Anmut und muntere Beweglichkeit das Entzücken jedes Besuchers bilden. Die erwachsenen Vertreterinnen des schönen Geschlechts werden zwar hie und da auch für den Fremden auf der Straße sichtbar; aber ihre Körperformen verbergen sich in häßlichen, plumpen Gewändern und ihre Ge-

Digitized by Google

sichter hinter schwarzen Schleiern, die auch der neugierigste Blick vergebens zu durchdringen suchen würde. Davon, daß in Konstantinopel neuerdings freiere Sitten Platz gegriffen haben, weiß man hier offenbar noch nichts. Und wenn man es wüßte, würde man sicherlich nicht daran denken, diese Sitten nachzuahmen. Denn in bezug auf religiöse und moralische Anschauungen herrscht hier noch immer, von keinem modernen Hauche berührt, der Geist verflossener Jahrhunderte.

Die Bekenner des Islams sind auf Ada Kaleh ganz unter sich, denn andersgläubige Bewohner hat die Insel nicht, abgesehen von dem österreichischen Pikett, das unter dem Kommando eines Leutnants das Ansehen der Schutzmacht zu wahren und nebenher ein wachsames Auge auf die serbische Grenze zu richten hat, die weiß durch das Laub der Eichen herüberschimmert.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß die Bewohner von Ada Kaleh auch mit diesem Soldatenhäuflein in bester Freundschaft leben, denn die „autonome Bevölkerung" der Insel ist offenbar von dem innigen Wunsche beseelt, in Frieden und Freundschaft zu bleiben mit jedermann, den Allahs weiser Wille ihr zum Nachbarn bestimmt hat.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Gregors Stimmung. — Gregor kam eine halbe Stunde früher aus dem Kaffeehaus heim als gewöhnlich. „So, Kleine," sagte er flüchtig zur jungen, verwöhnten Frau Asta, die es sich gerade auf dem behaglichen Klubsessel in Gregors Arbeitszimmer bequem gemacht hatte.

„Du kommst schon?" fragte Asta. „Ist etwas passiert?"

„Was soll denn passiert sein?" erwiderte Gregor erstaunt.

„Du kommst sonst immer erst um fünf Uhr, also muß dir etwas passiert sein."

„Es muß mir etwas passiert sein! Es muß!!" rief Gregor kopfschüttelnd. „Es ist aber nichts passiert! Ich habe nur eine wundervolle Idee zu einer Novelle und fühle mich wie selten in Stimmung — —"

„Also ist doch etwas passiert!" verteidigte Asta hartnäckig ihre Ansicht. „Du hast eine Idee? Erzähle doch. Und in Stimmung bist du auch? Und —"

„Kind, tu mir den Gefallen und reiß mich nicht heraus. Später will ich dir alles erzählen oder die fertige Novelle vorlesen. Nur jetzt laß mich ungestört arbeiten."

„Warum sagst du nicht gleich, daß du arbeiten willst!" erklärte Asta achselzuckend und erhob sich. „Dann wäre ich längst in mein Zimmer gegangen."

„Wenn ich dir sage, daß ich in Stimmung bin, so mußt du Rücksicht nehmen und —"

„Das tue ich stets. — Darf ich die Zwischentür zu meinem Zimmer offen lassen, Schatzi?"

„Gewiß, gewiß, Kleine. Lasse sie nur offen, aber —"

Digitized by Google

„Ich will dich ganz gewiß nicht stören. Bloß damit ich merke, daß ich einen Mann habe."

Gregor legte Schreibzeug und Papier zurecht und ließ sich am Schreibtisch nieder. „Wie war es doch?" brummte er. „Ich hatte die ganze Novelle im Kopf und nun — —! Wenn man eben so aus der Stimmung gerissen wird, da —"

„Arbeitest du schon, Schatzi?" rief Asta aus dem Nebenzimmer. „Es wird wohl sehr schön?"

„Es wird gar nichts! Ich habe alles wieder vergessen. Das kommt davon, wenn —"

„Ich hab's dir immer gesagt, daß du dir Notizen machen sollst. Ein Schriftsteller, der keine Notizen macht, ist kein Schriftsteller."

„Eine Frau, die keine Zwischenbemerkungen macht, ist keine Frau!" höhnte Gregor.

„Sie sind doch sehr nötig, mein Lieber!"

„Was? Die Frauen? Stimmt, die sind sehr notwendig! Namentlich Schriftstellern! Das sehe ich eben wieder."

„Nein, ich meinte die Zwischenbemerkungen. Auf deine Ungezogenheit gebe ich überhaupt keine Antwort. — Ich denke, du wolltest arbeiten?"

„Allerdings! Ich danke dir, daß du mich daran erinnerst. Arbeiten wir also."

Gregor tauchte die Feder ins Tintenfaß und schrieb: „Es war im Jahre 1897, als sich das Außergewöhnliche ereignete. Milda Gersbach hatte sich zehn Jahre lang schlecht und recht als Zigarettenarbeiterin durchgeschlagen und erwachte eines Morgens als Millionärin. Das bedeutende Vermögen eines unbekannten, als unverheirateter Sonderling in Indien verstorbenen Onkels mütterlicherseits fiel Milda in den Schoß. Sie stand wie betäubt vor dem Advokaten, der ihr die Nachricht brachte und sagte immer wieder: ‚Was soll ich denn nur mit dem Gelde — "

„Schatzi! Heute ist bereits der Fünfte, und du hast mir immer noch kein Wirtschaftsgeld gegeben!" rief Asta aus dem Nebenzimmer. „Ich hab' schon überall Schulden machen müssen."

Digitized by Google

„Hm, hm — eine ordentliche Hausfrau macht keine Schulden. — Muß denn das gerade jetzt sein?“

„Wenn ich doch kein Geld mehr habe! Du willst essen und trinken und gibst mir kein Wirtschaftsgeld!“

„Später, Herzl, später! Bedenke, daß du mich mit diesen Kleinigkeiten ganz aus der Stimmung —“

„Mein Wirtschaftsgeld ist keine Kleinigkeit, Schatzi!“

„Das weiß der Himmel. Es fällt mir schwer genug, so viel Geld —“

„So meinte ich's nicht, Schatzi. Du gibst mir wenig genug, andere Frauen bekommen viel mehr und —“

„Du bekommst es schon, Liebling. Nur heute nicht! Bitte, laß mich jetzt arbeiten.“

Im Nebenzimmer herrschte tiefes Schweigen, und Gregor konnte ungestört einige Blätter beschreiben. Er schilderte gerade, wie die aufdringlichen Freier sich scharenweise der hübschen jungen Zigarettenarbeiterin näherten, als das fünfzehnjährige Kindermädchen atemlos ins Zimmer stürzte.

„Herr Gregor, Herr Gregor, ich kann wahrhaftig nichts dafür. Isoldchen hat Ihre lange Pfeife erwischt und rauchen wollen. Dabei ist sie über die Pfeife gestolpert und ihr Kopf —“

Gregor sprang auf: „Um Gottes willen! So laufen Sie doch zum Arzt. Er soll sofort kommen!“

„Was soll er?“ fragte Minna mit offenem Munde.

„Sie sind eine ganz alberne Person!“ schalt Asta, die aus ihrem Zimmer herbeigeeilt war. „Was er soll? Minna, sind Sie denn von allen Göttern verlassen! Es kann doch eine Gehirnerschütterung sein.“

„Was?“

„Eine Gehirnerschütterung. Sie — — — Sie — —! Wenn der Kopf — —“

„Der liegt in tausend Scherben, weil er doch aus Porzellan ist.“

„Ach so!“ riefen Gregor und Asta erleichtert. „Sie reden vom Pfeifenkopf! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“

„Ich hab' ja die ganze Zeit vom Pfeifenkopf gesprochen!“

Digitized by Google

„Es ist gut! Gehen Sie zu Isoldchen, und stören Sie mich solcher Lappalien wegen nicht wieder in der Arbeit.“

Das Mädchen verschwand.

„Diese modernen Dienstboten sind schrecklich!“ erklärte Asta. „Es ist gar kein Verlaß auf sie.“

„Du hast recht, Geliebte. Es ist kein Verlaß auf sie. Das könnten wir aber später besprechen. Wenn du mich jetzt verlassen wolltest —“

Asta sagte kein Wort und rauschte wie eine beleidigte Königin hinaus.

Gregor griff wieder zur Feder und schrieb: „Milda versammelte ihre Freier um sich und sagte zu ihnen: ‚Meine Herren! Einen von Ihnen kann ich nur erhören. Um niemand zu kränken, will ich Sie einer Prüfung unterwerfen. Bestimmen Sie selbst durch das Los denjenigen, den Sie für den Würdigsten halten, als erster geprüft zu werden. Hat er die Prüfung bestanden, so — —‘“

„Ich bin eine anständ'ge Frau!“ sang Asta mit weicher Stimme in dem Nebenzimmer und begleitete sich leise auf dem Flügel.

„Das bist du nicht!“ rief Gregor empört. „Eine anständige Frau läßt ihren Mann arbeiten, wenn er in Stimmung ist.“

„Du bist roh! Man wird wohl noch vor sich hin summen können. Dich stört doch aber auch alles!“

„Verzeihe, Kind, aber jede Störung reißt mich aus der Stimmung. Nun habe ich den Faden vollständig verloren.“

„Du wirst ihn schon wiederfinden, Schatzi,“ tröstete Asta. „Klara Zimmer kam übrigens gestern schon im neuen Sommerhut.“

„Hat er die Prüfung bestanden, so —“ überlas Gregor das zuletzt Geschriebene.

„Nun, ich kann nicht sagen, daß er sie bestanden hat. Mir gefiel er gar nicht.“

„Wer denn, Kind? Von wem sprichst du?“

„Ich habe es doch laut genug gesagt: von Klara Zimmers neuem Sommerhut.“

„Ich will dir mal was sagen,“ rief Gregor verzweifelt, „wenn

Digitized by Google

es mir gelingen sollte, meine Novelle jemals zu beenden, so bekomme ich vielleicht zweihundert Mark dafür. Ich will dir jetzt schon fünfzig Mark davon im voraus geben, wenn du mir versprichst — —"

„Was denn, Schatzi?" Asta kam aus ihrem Zimmer gesprungen und umschlang den Gatten liebevoll mit weichen Armen.

„Wenn du mich nicht immer unterbrechen wolltest, wüßtest du es bereits. Schwöre mir, daß du jetzt sofort gehen wirst, um dir einen Sommerhut zu kaufen."

„Du Lieber!" jubelte Asta. „Das ist die erste gescheite Idee, die ich heute von dir höre. Ich fliege." An der Tür wandte sie sich nochmals um: „Daß du aber fleißig bist, Schatzi! Du hast soeben Schulden gemacht, die du abarbeiten mußt. Nun, es wird schon werden. Du bist ja in Stimmung." — —

„Minna," sagte die Hausfrau eine Viertelstunde später zum Kindermädchen, „ich habe einen wichtigen Gang und komme erst zum Abendbrot zurück. Gehen Sie mit Isoldchen so lange zu meinem Mann, damit er beruhigt ist. Er ängstigt sich sonst Mädis wegen, solange ich nicht da bin." —

Als Asta nach zwei Stunden zurückkam, war sie sehr erstaunt, daß Gregor seit einer Stunde und fünfzig Minuten wieder im Kaffeehaus saß.

Er schrieb dort an seiner Novelle. H. N.

Unheimliche Spiele. — Wiederholt sind schon Spielpartien in das Programm von Begräbnisfeierlichkeiten mit eingezogen worden. Als vor etwa fünfzehn Jahren ein leidenschaftlicher Spieler in der Umgegend von Amiens starb, hatte er in seinem Testamente bestimmt, daß ihm ein Spiel Karten in den Sarg gelegt werden sollte, und daß die Freunde, die ihn zur letzten Ruhe trugen, ihm zu Ehren auf dem Wege zum Friedhof „die letzte Runde" auf seinem Sarge spielen sollten. So machte denn der Trauerzug vor einem Wirtshause, in dem der Verstorbene zu verkehren pflegte, halt, und die vier Freunde, die seinen letzten Willen zur Ausführung bringen sollten, spielten ihm zu Ehren „die letzte Runde" auf seinem Sarge.

Noch weiter in seiner Begeisterung für das Kartenspiel ging

Digitized by Google

John Edes aus Massachusetts, der in seinem Testamente seinen vier besten Freunden unter der Bedingung eine Jahresrente aussetzte, daß sie alljährlich an seinem Todestage zu seinem Grabe pilgern und hier ihm zu Ehren wenigstens zwei Rubber Whist spielen und dazu sechs Pfeifen rauchen sollten. Schon lange vor seinem Tode hatte sich dieser Sonderling aus einem umgekehrten Sarge einen Spieltisch machen lassen, und um das ganze Milieu recht stimmungsvoll zu gestalten, pflegte er seine Pfeife aus einem Menschenschädel zu füllen, der ihm als Tabakbüchse diente.

Ein englischer Edelmann, der am Spieltische sein ganzes Vermögen verloren hatte, bestand auf seinem Totenbette darauf, mit seinem Arzte die letzte Partie zu spielen. Da er nichts mehr einzusetzen hatte, setzte er seinen Körper gegen eine Flasche Kognak. Aber noch ehe dieses schreckliche Spiel zu Ende war, fiel er tot zurück.

Das unheimlichste Billardzimmer der Welt dürfte sich wohl in Allahabad in Indien befinden. Im Inneren eines prächtigen Grabgewölbes liegt es und wird von drei Marmorkuppeln gekrönt, unter denen ein früherer Gouverneur und seine beiden Söhne begraben liegen. Lange Jahre blieb die Ruhe dieses Mausoleums ungestört, bis es einigen Offizieren der dortigen Garnison einfiel, den schönen Raum in einen Billardsaal zu verwandeln. Das Innere wurde entsprechend ausgestattet, ein elegantes Billard aufgestellt und elektrisches Licht eingerichtet. Jetzt stört Tag für Tag das Klick und Klack der Billardbälle die Ruhe der hier Schlafenden.

Eine Partie Schach spielten unter sehr tragischen Umständen vor zehn Jahren zwei deutsche Studenten. Beide bewarben sich um die Hand der Tochter eines ihrer Professoren; aus irgend einem Grunde waren sie in Streit geraten, der in Tätlichkeiten ausartete, so daß ein Duell unvermeidlich war. Da beide vorzügliche Schachspieler waren, kamen sie überein, eine Partie zu machen, und der Verlierer sollte sich das Leben nehmen. In einem Restaurant wurde die unheimliche Partie gespielt, und nach langem Kampfe endete sie mit dem Siege dessen, der den Streit hervorgerufen hatte. Seinen Gegner

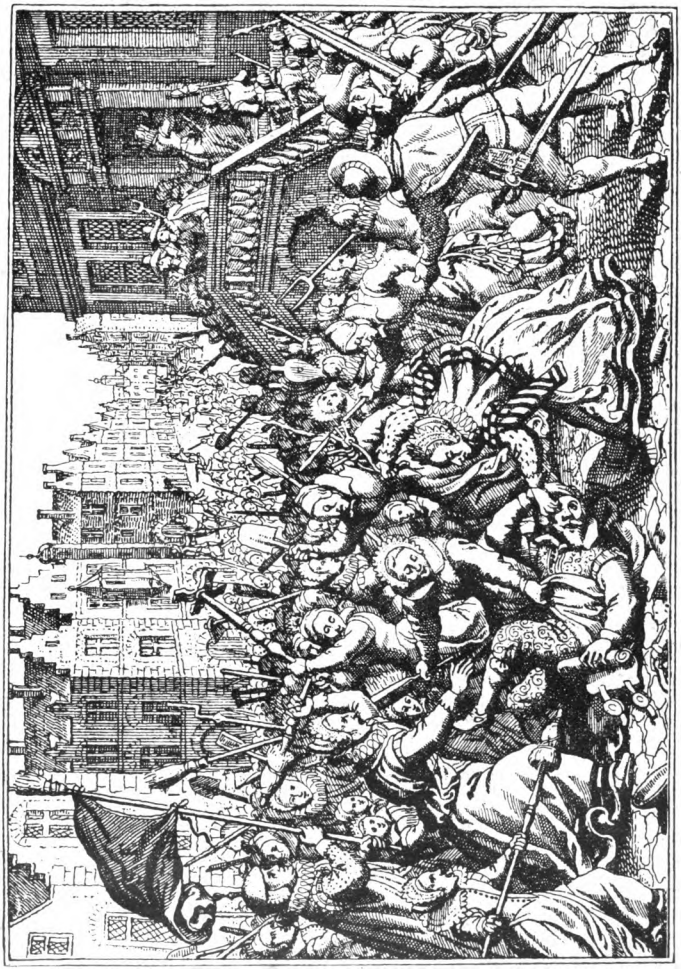
Digitized by Google

fand man am anderen Morgen in seiner Wohnung tot vor. Er hatte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen.

Kein zweites Spiel dürfte aber wohl so tragisch verlaufen sein wie das, das die Herren Watzdorf und Schwarz hoch in den Lüften, zweitausend Meter über der Erde, vor einigen Jahren spielten. Auch hier war Eifersucht die Ursache, und die beiden Nebenbuhler waren auf den Ausweg gekommen, hoch über den Wolken auf Tod und Leben zu spielen. Der Verlierende sollte sich aus dem Ballon stürzen. Der unglückliche Verlierer war Schwarz. Kaum war die letzte Karte gefallen, als er auf die Erde stürzte. Tags darauf wurde sein verstümmelter Körper aufgefunden. Man schrieb seinen Tod einem Unfalle zu, und die wahre Geschichte dieser Tragödie in den Lüften wurde erst bekannt, als sie sein Gegner Watzdorf auf seinem Totenbette erzählte. J. C.

Die Weiberrevolution von Delft. — Die flandrischen Behörden, die durch die über die Lebensmittelteurung empörten Hausfrauen in letzter Zeit so stark beunruhigt wurden, mögen sich mit den Delfter Ratsherren und Bürgermeistern, die in der alten berühmten Töpferstadt Anno 1616 regierten, und mit des weisen Rabbi Worten trösten: Alles schon dagewesen! Denn als dort der Rat, um zu dem für den Hafenkai nötigen Geld zu kommen, einen neuen Getreidezoll auflegten, ohne, wie die Delfter Frauen sehr vernünftigerweise es wünschten, den Zoll auf Wein zu erhöhen, „als welchen die Reichen, so die Heller am besten herausgeben können, am meisten trincken", sind am 1. August 1616 die Weiber mit ihren Kindern zusammengelaufen und haben mit einer großen blauen Fahne, „so von einem Schurtz-Tuch gemacht war", vor dem Rathaus gewaltig gelärmt. Der Rat verkroch sich, und als der städtische Zollmeister sich zeigte, wurde er „übel geschlagen". Dann stürmten die Frauen das Rathaus, zertrümmerten Türen und Fenster, Kisten und Kasten, warfen Akten und Geld zum Fenster hinaus und verübten vielen sonstigen Unfug. „Und obwohl der Rat," heißt es in der Chronik, der wir auch unser Bild entnehmen, „sie gütlich ermahnet, sich zufrieden zu geben, und von solchem Tumult abzustehen, mit Versprechen, daß wegen

Digitized by Google



Die Weiberrevolution von Delft. Nach einem alten Holzschnitt.

ihres Begehrens gute Resolution erfolgen solte, kehreten sie sich doch wenig daran, sondern stelleten sich noch viel wilder, nicht anders, als ob sie unvernünftige Bestias, oder gar vom

Digitized by Google

Teuffel beſeſſen wären. Darauff ließ der Rath die Bürger ermahnen, daß ſie ihre Gewehre nehmen, und ihre Weiber mit Gewalt nach Hauß treiben ſolten. Aber es wolte auch nicht verfangen. Denn etliche hatten heimlich ein ſonderlich Wolgefallen über dem Weſen der Weiber, und auch ſolches ſelbſt helffen anſtifften, andere aber, ſo ſich in die Waffen begeben und hierin dem Rath zu Willen werden wollen, konnten nicht zuſammen kommen, ſondern wurden einzelig von dem unſinnigen Geſindlein überfallen, ihnen die Gewehr abgenommen, und wider nach Hauß gejagt, auch etliche mit guten Stöſſen abgefertiget."

Nach dieſem Sieg über die „bewaffnete Macht" warfen die Amazonen dem Bürgermeiſter und ſämtlichen Ratsherren die Fenſter ein, worauf ſie ſich für die Nacht auf dem Marktplatz in einer Wagenburg verſchanzten. „Der Rath aber hat der Unſinnigkeit der Weiber nachgegeben, und Alles, was ſie begehret, bewilliget." W. F.

Ein diplomatiſcher Zwiſchenfall. — Der franzöſiſche Admiral Dupetit-Thouars hatte den Auftrag erhalten, von einem afrikaniſchen Bey Genugtuung für eine dem franzöſiſchen Konſul zugefügte Beleidigung zu erzwingen.

Der Bey erkannte an, daß er ſich übereilt habe, und konnte ſich überhaupt an Entſchuldigungen nicht genug tun. Er lud ſogar den Admiral zu Tiſch ein und ließ für ſeinen Gaſt ein üppiges Mahl bereiten.

Der Konſul bat den Admiral, vorſichtig zu ſein. „Der Bey iſt tückiſch," ſagte er, „und wenn er ſeinen Bart ſtreicht und dazu lächelt, ſo können Sie überzeugt ſein, daß er Unheil brütet."

„Das werden wir ja ſehen," gab Dupetit-Thouars zur Antwort.

Pünktlich ſtellte er ſich im Palaſte des Beys ein, mit dem er Komplimente und Begrüßungen austauſchte. Als man ſich zu Tiſch ſetzen wollte, ſtieß der Admiral mit dem Fuß gegen einen weichen, haarigen Gegenſtand, der auf dem Teppiche unter dem Tiſche lag. Er bückte ſich und ſah einen großen Löwen, der ſeine furchtbaren Zähne fletſchte.

Digitized by Google

Der Bey lächelte und strich sich den Bart.

Dupetit-Thouars zuckte nicht mit der Wimper, sondern rief nur nach seinem Dragoman.

„Meine Pistolen!“ war alles, was er sagte.

Mit einer Verbeugung entfernte sich der Diener, um bald darauf mit den Pistolen zurückzukehren. Der Admiral legte die Waffen vor sich auf den Tisch.

Der Bey, der noch immer lächelte, strich sich seinen Patriarchenbart weiter. „Sagt dem Kommandeur,“ wandte er sich an den Dragoman, „daß, wenn er etwa mit seinen Pistolen meinen Löwen erschießen will, sie dazu ganz ungenügend und vollkommen zwecklos sind.“

Dupetit-Thouars lächelte, nachdem ihm der ironische Rat des Beys übersetzt worden war, nun seinerseits und erwiderte: „Sagt Seiner Hoheit, daß ich nicht den Löwen zu erschießen beabsichtige, sondern ihm selbst in dem Augenblick eine Kugel durch den Kopf jagen werde, in dem dieser merkwürdige Teppich seine erste Bewegung gegen mich macht.“

Der Diener verdolmetschte die Antwort dem Bey. Auf dessen Lippen erstarb jetzt das Lächeln, und er strich auch nicht mehr seinen Bart, sondern entgegnete: „Mein Löwe ist viel zu gut erzogen, als daß er auch nur einen meiner Gäste mit seinen Krallen kratzen würde. Da man aber seine Anwesenheit hier nicht zu wünschen scheint, so mag er hinausgehen.“

Und auf einen Wink des Beys schritt die Bestie folgsam wie ein treuer Hund zum Saale hinaus. J. C.

Kleine Lebensretter. — Eine bekannte Redensart heißt: „Sein Leben hing an einem Haar.“ Gebraucht man dies Wort gewöhnlich auch nur in dem Sinn, um anzudeuten, daß ein Kranker oder Verunglückter nahe vor dem Tod stand, so kommen doch im Leben Fälle vor, in denen es ebenfalls passen würde, da eine an sich belanglose Kleinigkeit Menschen vor dem Tod bewahrte.

Vor einigen Jahren wollte ein Seidenhändler Poincaret aus Lyon von Paris, wo er seine Abnehmer besucht hatte, mit dem ersten Frühzug nach Havre fahren, um von dort den Dampfer „Garonne“ zu benützen, der ihn in geschäftlichen An-

Digitized by Google

gelegenheiten nach New York bringen sollte. Als Poincaret sich anziehen wollte, fehlte sein Kragenknopf. Da der Knopf mit einem Diamanten geschmückt und außerdem ein anderer Knopf nicht sogleich zu beschaffen war, so suchte der Seidenhändler längere Zeit nach dem Flüchtling herum, bis er ihn endlich unter der Matratze fand. Infolgedessen verpaßte Poincaret den Zug und konnte weiterhin auch nicht die „Garonne" zur Überfahrt nach Amerika benützen, da sie kurz nach Ankunft des Frühzuges in See stach. Zu seinem Verdruß mußte er sich noch zwei Tage untätig in Paris aufhalten, da der nächste Dampfer erst am dritten Tag von Havre abging. Ganz anderen Sinnes aber wurde der Seidenhändler, als er später bei seiner Ankunft in New York erfuhr, daß die „Garonne" in einem Sturm mit allen Passagieren untergegangen war. Sein Kragenknopf hatte ihm also das Leben gerettet.

Ein Kirschkern rettete vor mehreren Jahren einem Ingenieur in Breslau das Leben. Der Herr ging im Juli gegen Abend in einer Straße spazieren. Dabei trat er auf einen Kirschkern, rutschte aus und fiel nieder. Ehe er sich noch erhoben hatte, schlug wenige Schritte vor ihm in der Richtung, die er genommen haben würde, eine Feuerlohe aus dem Pflaster empor, ein donnernder Knall ertönte, und die Pflastersteine und ein eiserner Kanaldeckel wurden in die Luft geschleudert. Unter dem Trottoir und dem Damm hatte sich, wie die spätere Untersuchung ergab, aus einer schadhaften Gasleitung Leuchtgas angesammelt, das wohl durch einen weggeworfenen Zigarrenstummel zur Entzündung und Explosion gebracht worden war. Ohne den Kirschkern hätte sich der Ingenieur genau über der Explosionsstelle befunden und dann vermutlich sein Leben eingebüßt.

Der englische Großgrundbesitzer Churchill hatte eines Tages drei Herren und drei Damen zu einem Gabelfrühstück eingeladen. Dabei wurden auch Austern serviert. Eine der Damen war sehr heiter gestimmt und lachte viel, und dabei passierte es ihr, daß sich beim Schlucken der ersten Auster ein kleines Zahnersatzstück loslöste. Infolge des Lachens geriet das Zahnersatzstück in die Kehle, und es stellten sich leichte Erstickungs-

Digitized by Google

anfälle ein. Ein Herr begleitete daher die Dame auf der schleunigen Autofahrt zum Arzt in der benachbarten Stadt. Die Zurückbleibenden aßen die Austern, und bald nachher machten sich bei ihnen Vergiftungserscheinungen bemerkbar. Zwei Herren und zwei Damen starben, die übrigen Teilnehmer des Frühstücks erkrankten schwer. Da die Dame, die das Zahnersatzstück verschluckte, eine große Austernfreundin war, so wäre auch sie höchst wahrscheinlich der Austernvergiftung erlegen.

Auf den Feldern eines Dorfes bei Bromberg waren drei Knechte mit Mähen beschäftigt. Als sich ein schweres Gewitter entlud, brachen sie die Arbeit ab und wollten unter einer vereinzelten Buche, die etwa zehn Minuten entfernt war, Schutz suchen. Sie waren schon in die Nähe der Buche gekommen, als sich bei dem jüngsten der Knechte der eine Absatz vom Schuh abzulösen begann. Um ihn abzureißen, mußte daher der Knecht eine Weile stehen bleiben. Inzwischen hatten die beiden anderen Knechte die Buche erreicht. Gerade wollte sich der zurückgebliebene Knecht in Trab setzen, als ein Blitzstrahl in die Buche niederfuhr und die beiden unter ihr stehenden Knechte tötete.

Bei einem Eisenbahnunglück, das sich vor einigen Jahren in der Rheinprovinz ereignete, und bei dem ein Wagen zweiter Klasse zusammengepreßt wurde, fand man mitten in dem Trümmerhaufen eine junge Dame, eine Klavierlehrerin, völlig unverletzt auf. Im Augenblick des Zusammenstoßes hatte die Dame im Mittelgang des Wagens gestanden. Es war dies dadurch gekommen, daß ihre Hutschachtel aus dem Gepäcknetz herabgestürzt und in den Mittelgang gefallen war. Um sie aufzuheben, war die Klavierlehrerin aufgestanden. Diesem Umstand verdankte sie ihr Leben, denn die übrigen drei Passagiere ihres Abteils, die im Augenblick des Zusammenstoßes auf ihren Plätzen saßen, waren bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

Auch Tiere können zuweilen zu Lebensrettern werden. Eine Gesellschaft von mehreren Touristen, zu denen auch ein junges Mädchen gehörte, wollte von Zermatt aus das Matterhorn ersteigen. Man stand in der Frühe des Morgens auf der Terrasse des Hotels und wollte eben aufbrechen, als eine Biene

Digitized by Google

das junge Mädchen in die Wange stach. Das Gesicht schwoll unförmig an, so daß nun die Gestochene von der Beteiligung an der Ersteigung absah. Es geschah zu ihrem Glück. Denn die Touristen gerieten auf einem Neuschneefeld ins Gleiten, stürzten ab und büßten sämtlich das Leben ein.

Der berühmte Göttinger Professor Lichtenberg entrann durch eine Fliege dem Tod. Er hatte sich zu einem Schläfchen auf dem Sofa ausgestreckt, als er durch eine Fliege, die sich durchaus auf seinem Gesicht niedersetzen wollte, beständig belästigt wurde. Nachdem er vergeblich versucht hatte, seine Peinigerin zu verjagen, erhob er sich und begab sich in das dunklere Schlafzimmer, um sich dort auf das Bett zu legen. Kaum aber hatte er das Wohnzimmer verlassen, als die Decke niederstürzte, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß das Mobiliar völlig zerschlagen wurde.

Endlich sei noch ein Fall angeführt, in dem eine Katze ihrem Besitzer, einem älteren Rentner, das Leben rettete. Dieses Vorkommnis kam in einem Giftmordprozeß zur Sprache, der vor mehreren Jahren in Brüssel verhandelt wurde. Der Rentner hatte eine Wirtschafterin, die er in seinem Testament als Erbin seines bedeutenden Vermögens eingesetzt hatte. Schon wiederholt hatte der Rentner bemerkt, daß sein Kaffee und die Suppen einen sonderbaren Geschmack hatten. Auch hatte er in der letzten Zeit wiederholt gekränkelt. Eines Morgens setzte ihm nun die Wirtschafterin das Frühstück auf den Tisch, zu dem auch verschiedene Scheiben Blutwurst gehörten. Der Rentner wurde für eine längere Zeit aus dem Zimmer abgerufen. Als er zurückkam, sah er sein Kätzchen sich auf dem Boden wälzen, das, wie der Rest zeigte, etwa die Hälfte der Blutwurst verzehrt hatte. Die Katze starb bald darauf. Das machte den Rentner stutzig. Er nahm den Katzenkörper und die Blutwurst und ließ sie von einem Chemiker untersuchen. Der Magen der Katze und die Wurst wiesen eine beträchtliche Menge von Zyankali auf. Jetzt wurde das gerichtliche Verfahren eingeleitet, in dessen Verlauf die Wirtschafterin gestand, die Vergiftungsversuche vorgenommen zu haben, um ihren Herrn schneller beerben zu können. Da eine Beimischung des Giftes zum

Digitized by Google

Kaffee und zur Suppe nicht zum Ziel führte, hatte sie eine besonders große Menge Zyankali an dem betreffenden Morgen auf die Blutwurstscheiben gestrichen. Th. S.

Spatzenköpfe. — Zur Zeit, als Freiherr v. Vincke Oberpräsident von Westfalen war, hatte laut Regierungsverfügung jede Gemeinde einer gewissen Gegend regelmäßig eine bestimmte Zahl Spatzenköpfe einzuliefern. Der Bürgermeister einer an der damals nassauischen Grenze gelegenen Ortschaft, der die Spatzen mehr für nützlich als schädlich hielt und wußte, daß statt der Spatzenköpfe auch vielfach Köpfe von Singvögeln aus Wald und Feld eingesandt wurden, war damit nicht einverstanden und berichtete, daß in seinem Bezirke keine Spatzen vorhanden seien.

Vincke stattete ihm daraufhin einen Besuch ab und bemerkte dabei große Scharen Spatzen. „Nun, Herr Bürgermeister, ich denke, hier gibt es keine Spatzen!“ sagte er.

Der Bürgermeister erwiderte seelenruhig: „Exzellenz, das sind keine westfälischen, sondern nassauische Spatzen, die über die Grenze gekommen sind.“

„So, so,“ sagte der joviale Oberpräsident, der oft im blauen Leinwandkittel in der Provinz umherwanderte, „wenn die Sache so liegt, dann wollen wir uns lieber in keinen Konflikt mit einer fremden Macht einlassen.“ C. T.

Punschglas mit Zitronenhalter. — Wo Tee, Punsch oder Grog getrunken wird, da gibt es auch eine Reihe Liebhaber, die den aromatischen, säuerlichen Geschmack und Duft der Zitrone nicht vermissen wollen. In feiner Gesellschaft ist es aber aus ästhetischen und hygienischen Gründen wohl überall streng verboten, hierzu die Finger zu benützen. Aber wie auspressen, wenn kein zweckdienliches Instrument dazu vorhanden ist? Hier hat die Firma Julius Bloch in Pforzheim ein sehr hübsches Tafelgerät konstruiert. Eine Nadel spießt die Zitronenscheibe auf, und zwei daran befindliche Metallstreifen quetschen durch Zusammendrücken den Saft der Zitronenschnitte auf die allereinfachste Weise aus, ohne daß der Gast diese mit den Fingern berühren muß. Der kleine Apparat wird mittels einer Klemme leicht am Punschglase befestigt und kann

Digitized by Google

so gleich mitserviert werden. Ferner ist das neue Tafelgerät dazu berufen, beim Servieren von Fisch, Austern, Fleischstücken, überall wo die Zitrone als Zutat notwendig ist, auch hier praktische Dienste zu leisten, und gibt so der Hausfrau Gelegenheit, ihren Gästen etwas Neues und Originelles vorzusetzen, wenn zum Beispiel Fische gleich auf der Platte mit eingesteckten Zitronenpressen herumgereicht werden. P. R.

Punschglas mit Zitronenhalter.

Ein schwieriger Buchtitel. — Jules Lecomte, ein bekannter französischer Schriftsteller, der über die intimen Vorgänge der Pariser Gesellschaft während des dritten Kaiserreiches auf das genaueste unterrichtet war, befand sich eines Abends in einer Gesellschaft, als die Rede auf Alfons Karr kam. Einer der Anwesenden wendete sich an ihn mit der Frage: „Sie, der Sie doch alles wissen, sagen Sie uns doch, warum wählte Karr für einen Band seiner Erzählungen den unverständlichen Titel ‚Freitag abend'?"

Lecomte lächelte vergnügt vor sich hin und meinte: „Gar keine üble Idee von Ihnen, sich an mich zu wenden, denn zufällig bin ich der einzige in ganz Paris, der diese Frage beantworten kann. Und mit Vergnügen will ich Ihre Neugier befriedigen. Also hören Sie: Vor vielen Jahren, als ich gerade

Digitized by Google

versuchte, ob ich mir mit meiner Feder meinen Lebensunterhalt verdienen könnte, war zwar Alfons Karr noch kein berühmter Mann, aber er galt doch schon als einer der hoffnungsvollsten jüngeren Autoren des Tages. Ein kleines Zimmer im obersten Stockwerk in der Rue Vivienne bewohnte er, und hier verplauderte ich gar manches Stündchen mit ihm, wenn, was damals ja leider oft genug vorkam, ich gerade nichts Besseres zu tun hatte. Eines Nachmittags, als ich die endlose Steintreppe zu ihm hinaufgeklettert war, fand ich ihn, ganz gegen seine Gewohnheit, niedergeschlagen und recht jammervoll aussehend.

‚Was fehlt Ihnen denn?‘ fragte ich ihn. ‚Ist Ihnen ein Schiff untergegangen?‘

‚Nicht nur eines, sondern alle sind gescheitert,‘ erwiderte er, indem er ungeduldig mit den Fingern gegen die Fensterscheibe trommelte. ‚Einen Wechsel von dreihundert Franken, der morgen fällig ist, muß ich bezahlen, und ich hab' kein Geld.‘

‚Das ist freilich schlimm!‘

‚Keinen einzigen Sou habe ich!‘ fuhr er fort. ‚Und das ist noch nicht einmal alles: Dienstag ist der letzte Tag des Karnevals, und ich hab' meiner Nachbarin versprochen, mit ihr auf den Ball im ‚Variété‘ zu gehen.‘

‚Das ist noch schlimmer!‘

‚Richtig. Wo soll ich nun das Geld dazu auftreiben?‘

Die Frage war nicht leicht zu beantworten, und mehrere Minuten lang sahen wir einander verlegen an.

Plötzlich schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. ‚Warum bitten Sie nicht Ihren Verleger um Vorschuß?‘ fragte ich.

Mit einem traurigen Kopfschütteln antwortete er: ‚Weil es keinen Zweck hätte. Ich bin ihm schon genug schuldig.‘

‚Wenn er nicht will, dann tun's andere. Und da fällt mir eben ein, warum sammeln Sie denn nicht die Erzählungen und Skizzen, die Sie für verschiedene Zeitschriften geschrieben haben? Sie würden einen schönen Band geben.‘

‚Mit Widmung, Vorrede, Inhaltsverzeichnis und einem breiten Rande möchten sie wohl einen Band füllen,‘ bestätigte Karr.

Digitized by Google

‚Nun also. Setzen Sie gefälligst Ihren Hut auf, und begleiten Sie mich zu Souverain.‘

‚Ihrem Verleger! Sie glauben doch wohl etwa nicht, daß der den Band nehmen wird?‘

‚Warum denn nicht?‘ erwiderte ich. ‚Er wird froh sein, auch Ihren Namen in seinem Kataloge stehen zu haben. Es kann jedenfalls nichts schaden, wenn man es einmal versucht.‘

Das Geschäftslokal des Herrn Hippolyte Souverain, des vornehmsten Verlegers der damaligen Zeit, lag in der Rue des Beaux-Arts, und als wir dort nach dem Chef fragten, wies man uns nach einem Restaurant der Rue Jacob, in dem der Herr zu speisen pflegte. Er war mit seiner Mahlzeit fast fertig und begrüßte mich herzlich, als ich ihm meinen Begleiter vorstellte. In kurzen Worten klärte ich ihn über den Zweck unseres Besuches auf. Aufmerksam hörte mir Souverain zu und schlürfte dabei seinen Kaffee.

‚Freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Monsieur Karr,‘ wandte er sich zu diesem. ‚An einem der nächsten Tage wollen wir die Angelegenheit besprechen.‘

‚Das wäre zu spät,‘ erklärte ich mit Bestimmtheit. ‚Sie kann nur heute oder nie erledigt werden. Wenn Ihre Zeit es nicht gestattet, so müssen wir eben zu Gosselin gehen.‘

‚Aber mein lieber Herr,‘ warf der Verleger ein, ‚Sie können doch nicht von mir erwarten, daß ich Herrn Karr ein Buch abkaufe, ohne eine Ahnung von seinem Inhalt zu haben?‘

‚Wenn das Ihre einzigen Bedenken sind,‘ entgegnete ich, ‚so dürften sich diese leicht beseitigen lassen. Karr ist bereit, einen Vertrag zu unterzeichnen, in dem er Ihnen, sagen wir auf fünf Jahre, das ausschließliche Recht überträgt, ganz nach Ihrem Belieben gewisse näher bezeichnete Erzählungen und Skizzen zu drucken, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, wogegen Sie ihm die Summe von fünfhundert Franken zahlen.‘

‚Schön,‘ unterbrach mich Souverain, ‚selbstverständlich aber in einem Dreimonatsakzept.‘

‚Ausgeschlossen. Karr hat selber einen Wechsel zu zahlen, und dazu braucht er bares Geld.‘

Digitized by Google

‚Tut mir leid, meine Herren, aber es ist bei mir Prinzip, Honorare nur in Wechseln zu zahlen.‘

Karr, der schon ungeduldig wurde, bemerkte kurz: ‚Dann hat es weiter keinen Zweck, Ihre Zeit noch länger in Anspruch zu nehmen, und wir wollen zu Gosselin gehen.‘

‚Nur noch einen Augenblick, meine Herren,‘ erwiderte Souverain. ‚Sie glauben doch wohl etwa nicht, daß ich dreihundert Franken bei mir habe?‘

‚Fünfhundert und nicht dreihundert!‘ bemerkte Karr gelassen. ‚Von hier sind es ja nur wenige Schritte nach der Rue des Beaux-Arts, und wenn Sie mit Ihrem Kaffee fertig sind —‘

‚Sie scheinen es ja sehr eilig zu haben! Können Sie denn nicht wenigstens so lange warten, bis ich mir die Sache überlegt habe?‘

‚Wechsel warten nicht, wie Sie recht gut wissen,‘ versetzte ich. ‚Wenn Sie sich nicht rasch entscheiden, ist die Sache für uns erledigt.‘

‚Hm!‘ machte Souverain, der immer noch unschlüssig war. ‚Wir sagten vierhundert, nicht wahr?‘

‚Nein,‘ erklärte Karr entschieden. ‚Keinen Sou weniger als fünfhundert.‘ —

Nach einer Viertelstunde saßen wir im Privatkontor des Verlegers, in dem schon so mancher berühmte Kollege, unter anderen auch Balzac und Frédéric Soulié, mit mehr oder weniger besorgten Mienen die Entscheidung dieses zwar sehr geschäftsgewandten, aber durchaus nicht unsympathischen Buchhändlers abgewartet hatten. Der Vertrag war rasch aufgesetzt. Wir jubelten schon innerlich, aber da kam Souverain wieder mit seinem Dreimonatsakzept.

‚Unmöglich!‘ rief Karr. ‚Es ist schon sieben, und wie sollen wir zu so später Stunde jemand finden, der uns den Wechsel diskontieren könnte?‘

‚Morgen früh wird auch noch Zeit sein,‘ meinte der Verleger.

‚Für mich aber nicht,‘ erwiderte Karr kurz, stand auf und gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen.

Digitized by Google

Wir waren schon an der Tür, als Souverain uns nochmals zurückrief.

‚Da gibt es nur einen Weg, die kleine Differenz beizulegen,‘ erklärte er. ‚Ich selber werde den Wechsel diskontieren.‘

Rasch rechnete er aus, wieviel sechs Prozent Diskont und ein Prozent Provision ausmachten, und nachdem er diesen Betrag von der Wechselsumme abgezogen hatte, zahlte er diese meinem Begleiter in schönen Goldstücken aus.

Mit sichtlicher Freude steckte Karr das Geld ein, und immer noch nicht so recht an sein Glück glaubend, unterschrieb er rasch den Kontrakt und atmete erst freier auf, als wir die Tür bereits hinter uns hatten, denn er fürchtete, daß der Verleger noch irgendwelche Einwände machen könnte.

Wir waren auch noch nicht unten an der Haustür, als Souverains Stimme uns einen Schreck einjagte.

‚Herr Karr!‘

‚Antworten Sie nicht,‘ flüsterte mir Alfons zu. ‚Er will sein Geld zurückhaben. Aber eher lasse ich mich hängen, als daß ich es wieder herausgebe.‘

‚Karr!‘ rief nochmals der Verleger. ‚Welchen Titel sollen wir denn Ihrem Buche geben?‘

‚Wenn's weiter nichts ist,‘ lachte Karr, der jetzt vollkommen beruhigt war — ‚nennen Sie es, wie Sie wollen, Herr Souverain. Heute haben wir gerade Freitag — wie wäre es, wenn wir es ‚Freitag abend‘ nennen möchten?‘

Und so geschah es.“ J. C.

Eine Pflanze als Enthaarungsmittel. — Die zur Familie der Leguminosen gehörige wilde Tamarinde, eine strauchähnliche, besonders in Südamerika und auf den Westindischen Inseln vorkommende Pflanze, übt auf Menschen und Tiere bei längerem Genuß eine seltsame Wirkung aus. Die Jambai, wie man den weißblühenden, blätterreichen Strauch mit seinem heimatlichen Namen nennt, wird von dem Vieh sehr gern gefressen, doch hat das leider große Unannehmlichkeiten zur Folge. Pferde verlieren ihren Haarschmuck vollständig und werden kahl bis zur Schwanzspitze. Daß sie dann geradezu abschreckend häßlich wirken und an Wert bedeutend verlieren, ist erklärlich.

Digitized by Google

Lange Zeit haben die Viehzüchter der dortigen Gegend vergebens nach der Ursache dieser krankhaften Erscheinung gesucht, erst in letzter Zeit ist es gelungen, die merkwürdigen Wirkungen des Jambaigenusses festzustellen. Ein Mittel, die Folgen des Jambaifutters wieder zu beseitigen, gibt es für die Einhufer nicht. Sie bleiben nackt, auch wenn mit der Ernährung gewechselt wird.

Auf den Bahamainseln, wo derartige haarlose Pferde und Esel sehr häufig sind, nennt man diese armen, unschönen Tiere auffallenderweise „Nassauer". Warum, ist nicht zu ergründen.

Schweine, von denen die Jambai gleichfalls mit Gier vertilgt wird, verlieren ebenso ihre Borsten, doch wachsen ihnen, wenn sie aufhören, Tamarindenlaub zu fressen, gelblichweiße Haare nach, die jedoch zur Verschönerung der Tiere keineswegs beitragen. Solche gelben Schweine heißen in Südamerika allgemein „Mestizen" nach der ebenfalls gelblichen Hautfarbe dieser Mischlinge. Von Rindern, Schafen und Ziegen wird die Jambai ohne Nachteile genossen. Desgleichen übt sie auf das Allgemeinbefinden der Tiere keine nachteiligen Wirkungen aus und verändert auch nicht das Aussehen und den Geschmack des Fleisches.

Daß die Jambai auch auf den Menschen als Enthaarungsmittel wirkt, ist erst im letzten Jahre bekannt geworden. In den größtenteils noch völlig unerforschten, undurchdringlichen Urwäldern Südamerikas hausen verschiedene Indianerstämme, deren Angehörige nicht den geringsten Haarwuchs aufzuweisen haben. Ihre Schädel ähneln polierten braunen Kugeln, und selbst die Weiber haben auch nicht ein einziges Haar auf dem Kopf. Schon Alexander v. Humboldt erwähnt diese kahlen Indios als eine besondere Merkwürdigkeit, und neuere Forscher sprechen von ihnen als einer völlig degenerierten Rasse, die infolge von andauernden verborgenen Krankheiten den Haarwuchs verloren habe. Daß dem nicht so ist, ist nunmehr festgestellt worden. Jene Indianerstämme genießen nämlich den Samen der Tamarinden in gemahlenem Zustande und mit Wasser vermengt als ständige Zukost zu ihren sonstigen Speisen.

Digitized by Google

Wir haben es also bei den kahlen Indios lediglich mit derselben rätselhaften Wirkung der Jambai zu tun. W. K.

Eine Prophezeiung. — Vor dem letzten russisch-türkischen Krieg waren die Ansichten über den Ausgang des Kampfes in Konstantinopel sehr geteilt. Eine dortige Zeitung äußerte ihre Ansicht darüber folgendermaßen: Es war einmal ein Pascha, der sich die Aufgabe gestellt hatte, einen nichtsnutzigen Armenier zur Tugend zu bekehren. Seine Lehren schlugen aber schlecht an, und zur Vergeltung für alle seine Mühen spielte der störrische Schüler ihm alle mög..chen Streiche. Eines Tages, als der Armenier sich wieder einmal ganz besonders schlecht aufgeführt hatte, sprach der Pascha zu ihm: „Bestraft mußt du jetzt werden, mein Sohn. Da ich jedoch stets nur dein Bestes will, so lasse ich dir zwischen drei Strafen die Wahl. Entweder du ißt zum Frühstück zehn Pfund Zwiebeln, oder du bekommst hundert Stockhiebe, oder du bezahlst hunderttausend Piaster!“ — Der Armenier bedachte sich nicht lange, sondern entschied sich für die Zwiebeln. Das erste Pfund glitt auch ganz gut hinunter; beim zweiten aber versagte der Magen seine Dienste, und der Delinquent sah sich genötigt, innezuhalten. „So bezahle die hunderttausend Piaster,“ sagte der Pascha, „oder ich lasse dir die hundert Hiebe aufzählen!“ Diesmal entschied sich der Armenier für die Hiebe. Die zwanzig ersten hielt er mutig aus; bald jedoch ließen seine Kräfte nach, und als der Stock zum fünfzigsten Male durch die Luft sauste, bat er um Gnade und versprach, lieber die Piaster bezahlen zu wollen, was er denn auch tat.

Gerade so — so schloß die Zeitung — steht es mit uns. Erst werden wir gezwiebelt, dann werden wir Schläge bekommen, und das Ende vom Liede wird sein, daß wir blechen müssen! C. T.

Täler des Todes. — Auf der Insel Madagaskar liegt, unweit des Ortes Trivory im Gebiet der Tanala, in einer wildzerklüfteten Gebirgsgegend ein langgestrecktes Tal mit schroffen Seitenwänden, das in den Überlieferungen der Ureinwohner eine besondere Rolle spielt. Angeblich soll sich bei einem Kriege zwischen zwei Stämmen der eine Stamm, über fünfhundert

Digitized by Google

Menschen, nach einer verlorenen Schlacht in dieses Tal geflüchtet haben, dicht gefolgt von den Siegern, die fast gleichzeitig mit den Fliehenden in den Kessel eindrangen, um diese bis auf den letzten Mann niederzumachen. Diese Blutgier soll die Dämonen der Berge so ergrimmt haben, daß sie auch die Sieger durch eine geheimnisvolle Krankheit wie durch einen einzigen Blitzstrahl an Ort und Stelle hinwegrafften zur Warnung für die anderen Stämme, die auch fortan miteinander in Frieden lebten.

Dieser Sage liegt, wie der französische Forscher Galeon berichtet, etwas Tatsächliches zugrunde. Galeon hat festgestellt, daß der vulkanische Boden des Trivorytales ein äußerst giftiges Gasgemenge ausströmt, das kleinere Tiere schon in wenigen Sekunden tötet. Ebenso ist nachgewiesen, daß noch zu einer Zeit, da die Franzosen bereits Teile Madagaskars zu kolonisieren begannen, Todesurteile in dem Gebiet der Tanala derart vollstreckt wurden, daß man die an Armen und Beinen gefesselten Verurteilten in das Tal hinabrollen ließ, wo sie dann in kurzer Zeit erstickten. Der französische Forscher hat auch beobachtet, daß die giftigen Ausdünstungen, die die Erde in jenem Kessel aushaucht, bisweilen Vögel, die sich zufällig auf den wenigen, am oberen Rande des Trivorytales stehenden Bäumen niedergelassen hatten, schon nach einigen Minuten töteten. Welcher Art das tödliche Gas ist, konnte aber bisher nicht ermittelt werden. Man vermutet, daß es in der Hauptsache Kohlenoxydgas ist, das jenen Ort zu einem Tal des Todes gemacht hat.

Ein zweites, nicht weniger gefährliches Gifttal befindet sich auf der Insel Java. Die Luft in jenem Kessel ist mit Kohlensäure völlig überladen und vernichtet ebenfalls jedes organische Leben in kürzester Zeit. Ein Chemiker, der einer wissenschaftlichen Expedition zur Erforschung der klimatischen Verhältnisse Javas angehörte, schreibt über seine Erfahrungen in der Todesschlucht von Kediri folgendes: „Wir nahmen zwei Hunde und einige Vögel mit, um damit Versuche anzustellen. Bereits vor dem Eingang der Schlucht empfanden wir einen widrigen und erstickenden Geruch. Überall

Digitized by Google

sah man Gerippe von menschlichen Wesen, von Tigern, Schweinen und Vögeln. Wir befestigten einen Hund an einem Ende eines achtzehn Fuß langen Bambusrohres und schoben ihn bis in den Eingang der Schlucht. Die Uhr hatten meine Begleiter in der Hand. In vierzehn Sekunden fiel der Hund auf den Rücken. Wir befestigten nun einen Vogelkäfig an der Stange; der darin befindliche Vogel starb in anderthalb Minuten. Gleich am Eingang lag nahe an einem großen Stein das Gerippe eines Menschen. Seine Gebeine waren von dem Wetter gebleicht und so weiß wie Elfenbein. Ich hätte dieses Skelett gern gehabt, aber jeder Versuch, es zu erreichen, wäre Wahnsinn gewesen."

Schließlich sei noch ein drittes verderbenbringendes Tal genannt, das in letzter Zeit viel in englischen Zeitungen erwähnt wurde und jetzt das Spekulationsobjekt für die unlängst in London mit einem Kapital von drei Millionen Mark gegründete „Gesellschaft zur Ausbeutung der Timorakadiamantmine" geworden ist. Die Vorgeschichte der Gründung dieses Unternehmens ist merkwürdig genug, um sie hier in Kürze wiederzugeben.

Im Juni des Jahres 1904 entflohen aus dem Gefängnis der englischen, auf Neuguinea gelegenen Niederlassung Basaroeaka zwei Matrosen, die wegen einer an Bord des Stationsdampfers begangenen schweren Meuterei, bei der sie den Kapitän hinterrücks niedergeschlagen hatten, demnächst zur Aburteilung nach England gebracht werden sollten. Die beiden Verbrecher stahlen ein kleines Ruderboot und fuhren darin nach Südosten die noch gänzlich unerforschte Timorakaküste entlang, in der Hoffnung, nach dieser Richtung hin nicht verfolgt zu werden. Nach einigen Wochen unendlicher Mühsale sahen sie sich jedoch gezwungen, landeinwärts zu flüchten, da der Regierungsdampfer schließlich doch ihr winziges Fahrzeug entdeckt hatte. Vier Jahre hörte man nichts von den Meuterern, so daß man annehmen mußte, sie seien inzwischen längst von den wilden Eingeborenen des gefährlichen Küstenstrichs erschlagen worden. Da erschien eines Tages im Jahre 1908 in einer Londoner Handelszeitung der Prospekt einer Gesellschaft,

Digitized by Google

die eine angeblich überaus reiche Diamantmine ausbeuten wollte. In diesem Prospekt hieß es, zwei Engländer hätten bei einem Jagdzug in das Timorakaküstenland der Insel Neuguinea ein Tal entdeckt, das ihnen sofort durch die Unzahl der darin überall verstreuten Menschen- und Tierskelette aufgefallen sei. Bei der mit aller Vorsicht unternommenen weiteren Durchforschung des unheimlichen Ortes habe der eine der beiden Jäger dann zwischen dem Steingeröll eine ganze Anzahl anscheinend vom Wasser glattgeschliffener Diamanten gefunden, die er sofort als solche erkannte, weil er früher einmal kürzere Zeit in den Diamantgruben von Kimberley gearbeitet hatte. Während die beiden Männer eifrig die kostbaren, mittelgroßen Steine aufzusammeln begannen, sei der, der zuerst die wichtige Entdeckung gemacht hatte, plötzlich bewußtlos umgesunken und von seinem Gefährten, dem auch bereits die Sinne zu schwinden begannen, nur mit äußerster Anstrengung aus dem Tal herausgeschleppt worden, das zweifellos von giftigen Gasen angefüllt war. Die Diamanten, welche die jetzt nach England zurückgekehrten beiden Männer mitgebracht hätten, lägen im Bureau der Gesellschaft zur Besichtigung aus. Zweifellos berge jenes Tal ungeheure Schätze, und um diese zu heben, solle ein Unternehmen ins Leben gerufen werden, das dann eine Expedition nach Neuguinea ausrüsten würde. Es folgten noch weitere Einzelheiten, mit denen man kapitalkräftige Leute anzulocken hoffte.

Aber der Erfolg blieb aus. Zwar wurde die Gesellschaft gegründet, aber die von ihr ausgegebenen Anteilscheine fanden nirgends Abnehmer, zumal die Papiere an der Börse als „Schwindelaktien“ nicht gehandelt werden durften.

Längere Zeit verging wieder. Die „Timoraka-Diamantminengesellschaft“ schien längst selig entschlummert zu sein. Da tauchten im Januar 1909 abermals in der Londoner Geschäftswelt zunächst noch ziemlich unkontrollierbare Gerüchte auf, die die bereits vergessene Timoraka-Gesellschaft schnell wieder in aller Erinnerung brachten. Man erzählte sich, jener etwas abenteuerlich klingende Prospekt vom Jahre 1908 sei doch kein bloßer „Bluff“ gewesen. In aller Stille hätten einige Finan-

Digitized by Google

ciers durch gewissenhafte Fachleute die Angaben der beiden geheimnisvollen Entdecker jenes Diamantentales, deren Namen seltsamerweise bisher so sorgsam verschwiegen worden wären, an Ort und Stelle nachprüfen lassen. Der Edelsteinreichtum jenes entlegenen, durch giftige Gase fast unzugänglichen Fleckchens Erde wäre tatsächlich überaus groß und verspreche eine sehr lohnende Ausbeute. Bald erschienen dann auch aufs neue Prospekte der „Timoraka", und nun gingen die Aktien geradezu reißend ab. Ein großer Seedampfer verließ bereits zwei Monate später England und brachte die aufs vorzüglichste ausgerüstete Expedition der Gesellschaft nach Neuguinea, wo mit der Gewinnung der Diamanten sofort mit Hilfe von Sauerstoffapparaten, die die Arbeiter vor dem Ersticken schützten, begonnen wurde. Bisher sollen auf diese Weise für anderthalb Millionen Steine gefunden worden sein.

Die Geschichte der Timorakamine hat aber noch ein anderes Kapitel, das der Findigkeit der englischen Polizei ein gutes Zeugnis ausstellt. Durch die spaltenlangen Berichte der Zeitungen über das neue Diamantental wurde man wieder auf jene zwei Meuterer aufmerksam, die 1904 von Basaroeaka entflohen und bisher noch immer nicht wiederergriffen waren. Man vermutete, die Entdecker jenes Tales, die sich in ein so geheimnisvolles Dunkel zu hüllen suchten, seien eben jene durchgebrannten Verbrecher. Ganz im geheimen stellte die Londoner Polizei ihre Nachforschungen an, bis sie ihrer Sache ganz sicher war. Im Juli 1909 wurden die beiden früheren Matrosen wirklich in San Francisco verhaftet, wo sie mit dem ihnen für ihr Geheimnis ausgezahlten Gelde ein recht vergnügtes Dasein geführt hatten. Damit war's nun vorläufig zu Ende. Sie wurden jeder zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach Verbüßung ihrer Strafe dürften sie sich jedoch bei ihrem Vermögen, das sie dem diamantreichen Tale des Todes verdanken, für die entbehrungsreiche Zuchthauszeit reichlich entschädigen können. W. K.

Der Sohn eines berühmten Vaters. — Giuseppe Garibaldi, der italienische Nationalheld, wurde, da er sich 1834 an der Verschwörung Mazzinis zur Befreiung Italiens beteiligt hatte,

Digitized by Google

Ricciotti Garibaldi.

im Alter von siebenundzwanzig Jahren zum Tode verurteilt, konnte aber nach Frankreich fliehen und begann dann ein

Digitized by Google

längeres Wanderleben, das ihn auch nach Südamerika führte. Hier trat er in den Dienst der Republik Montevideo, wurde zuletzt Oberbefehlshaber der Marine und lernte die Brasilianerin Anita kennen, die er sich zur Lebensgefährtin erwählte.

Nach seiner Rückkehr in das Vaterland stand ihm Anita in den gefahrvollen Kämpfen gegen die Franzosen in den Jahren 1848 und 1849 treu zur Seite, doch starb sie, als Garibaldi der französischen Übermacht weichen und sich auf abenteuerliche Weise nach Piemont flüchten mußte.

Anita gebar ihm außer der Tochter Teresita, die den General Canzio heiratete, zwei Söhne, Menotti und Ricciotti. Beide erbten das unruhige Blut ihres Vaters. Menotti nahm im Jahre 1862 an dem berühmten Zug gegen Rom teil, wurde später zum General ernannt und starb 1903 als Gutsbesitzer in Rom. Ricciotti, der im Jahre 1847 geboren wurde, folgte seinem Vater, als dieser im Deutsch-französischen Krieg für Frankreich Partei ergriff und in der Umgebung von Dijon mit seinen Freischaren einen Guerillakrieg gegen die deutschen Truppen führte. Seine Erlebnisse hat Ricciotti später in dem Buch „Erinnerungen an den französischen Feldzug 1870/71" geschildert. In das Parlament gewählt, schloß er sich der Linken an.

Kürzlich hat er wieder dadurch von sich reden gemacht, daß er die Absicht aussprach, eine Legion zu organisieren und mit ihr die Albanesen im Kampfe gegen die Türkei zu unterstützen. Th. S.

Des Guten zuviel. — Der erste Kurfürst von Hessen, Wilhelm I. (1803—1821), der schon vorher als Landgraf regiert hatte, war ein erklärter Freund der Zöpfe und sah streng darauf, daß alle hessischen Beamten und Militärpersonen als Kennzeichen ihrer dienstlichen Disziplin und Würde einen vorschriftsmäßigen Zopf trugen. Als nun das Kurfürstentum im Jahre 1806 von den Franzosen besetzt und Kassel zur Hauptstadt des Königreichs Westfalen gemacht wurde, während der Kurfürst nach Prag entfloh, schaffte die neue westfälische Regierung außer anderen veralteten Einrichtungen und Gebräuchen vor allem auch die Zöpfe ab. Wilhelms I. erste

Digitized by Google

Regierungshandlung, nachdem er im November 1813 in sein Land zurückgekehrt war, bestand darin, sofort den Zopf wieder einzuführen. Dies war nun leichter dekretiert als ausgeführt, denn in der Zwischenzeit waren manchem früheren Zopfträger die Haare so dünn geworden, daß selbst der geschickteste Friseur daraus keinen Zopf mehr zusammenzubringen imstande war; anderen waren sie ganz ausgegangen, und so blieb den in solcher üblen Lage befindlichen Offizieren des kurfürstlichen Heeres nichts übrig, als einen künstlichen Haarstrang entweder am Helm oder am Rocktragen in möglichst naturgetreuer Weise anzubringen, womit dann die Gleichheit mit den übrigen Bezopften wenigstens äußerlich hergestellt war.

Damals machte eines Tages ein preußischer General, der in militärischen Geschäften im Auftrage des preußischen Kriegsministeriums in Kassel verweilte, zu Pferde einen Ausflug nach dem nahen Lustschloß Wilhelmshöhe, wo eine Kompanie Infanterie als Wache stationiert war. Bei der Annäherung des Generals rief der Posten die Wache heraus, und der Hauptmann mit dem Leutnant ließ die Mannschaft ins Gewehr treten. Der Preuße ritt freundlich grüßend vorüber, hielt aber plötzlich sein Pferd an und betrachtete erstaunt die beiden hessischen Offiziere, wobei er herzlich zu lachen begann.

Als ihn der Hauptmann verletzt nach dem Grunde seiner Heiterkeit fragte, erwiderte der Preuße: „Verzeihen Sie, Herr Kamerad! Aber es ist doch zu komisch: Sie tragen ja zwei Zöpfe, und das ist doch wahrlich des Guten etwas zuviel. Geben Sie doch lieber einen davon an den Herrn Leutnant ab, der, wie ich sehe, gar keinen hat.“

Es verhielt sich in der Tat so. Hauptmann und Leutnant trugen nämlich beide künstliche Zöpfe, jener am Rocktragen, dieser am Helm, und in der Eile des Heraustretens hatten beide ihre Helme verwechselt, so daß der Hauptmann den Zopf des Leutnants noch zu dem seinigen gesellt hatte. R. v. B.

Das Neueste von der Wünschelrute. — Zu einem der meistumstrittenen Probleme gehören noch immer die geheimnisvollen Wirkungen der Wünschelrute. Es scheint jetzt aber, als ob jene Fachleute, die noch vor kurzem die Wunder der

Digitized by Google

Wünschelrute geradezu als Schwindel oder doch als grobe Selbsttäuschung bezeichneten, allzu vorschnell geurteilt haben. Zum besseren Verständnis des folgenden sei daran erinnert, daß die Wünschelrute seit alters her zur Auffindung von edlen Metallen und wasserreichen Stellen benützt worden ist, und daß hierzu sowohl das Holz der Haselnuß, des Ahorns, der Esche und der Mispel als auch Stäbe aus Metall verwendet wurden.

Vor kurzem hat nun der französische Chemiker Henry Mager, dessen Untersuchungen völlig einwandfrei sind, eine eingehende Abhandlung über dieses Thema veröffentlicht. Mager hat in Paris persönlich mit einem Herrn Louis Probst aus Gujan-Mestras experimentiert, der mit der metallischen Wünschelrute in der Hand imstande ist, verborgene Metalle oder Minerale genau ihrer Art nach zu benennen. Durch diese Versuche ist nachgewiesen, daß es tatsächlich die Ausstrahlungen der Metalle beziehungsweise der Minerale sind, die in der Wünschelrute ein leises Vibrieren hervorrufen, das trotz seiner Feinheit von besonders empfindlichen Handnerven doch bemerkt wird.

Mager schreibt über seine Versuche folgendes. „Erster Versuch: Man nimmt vier Kästen aus Holz oder Pappe; in den ersten legt man ein Fünffrankenstück, in den zweiten zwei Fünffrankenstücke, in den dritten drei, in den vierten vier; diese vier Kästen werden in die vier Ecken des Zimmers gestellt, und der Suchende wird hineingeführt; er soll mit Hilfe der Wünschelrute unterscheiden, in welchem Kasten sich das einzelne Stück, in welchem sich die zwei, drei und vier Fünffrankenstücke befinden, da sich die Strahlungen des ersten ja nur auf kürzere Entfernung bemerkbar machen müssen, während bei dem zweiten diese Entfernung größer, beim vierten Kasten am größten sein müßte. Dieser Versuch ist glänzend gelungen. Ebenso auch der zweite gleicher Art, bei dem man die silbernen Fünffrankenstücke durch kupferne Fünfundzwanzigcentimesstücke ersetzte. Dritter Versuch: Man legt in einen Kasten eine bestimmte Anzahl Zwanzigfrankenstücke aus Gold, ein, zwei, drei, fünf, zehn und so weiter, und bittet den Sucher, anzugeben, wieviel Stücke in die Schachtel hineingelegt worden sind; es gibt dann zwei Wege für ihn: die Methode der Strahlenfelder,

Digitized by Google

da das Strahlenfeld von zwei Stücken größer sein wird als das von nur einem Stück, und die Methode des Wägens, die Beachtung der Stärke des Vibrierens der Wünschelrute, die von mehreren Suchern ausgeübt wird und außerordentlich merkwürdige Resultate ergibt.

Diese drei Versuche, die unbestreitbar zeigen, daß die Ausstrahlungen der beobachteten Körper die Wünschelrute beeinflussen, sind gewiß wunderbar, noch wunderbarer aber der folgende: Legen wir in einen Kasten ein Goldstück, in einen zweiten ein Silberstück, in einen dritten ein Nickelstück und in einen vierten ein Kupferstück; stellen wir diese vier Kästen auf einen Tisch, führen wir den Sucher hinzu und bitten ihn, den Kasten zu bezeichnen, der das Nickel oder das Kupfer enthält. Seine Wünschelruten werden sich nicht täuschen, sie werden das Gold, das Silber, das Nickel und das Kupfer richtig bezeichnen.

Selbst wenn der die metallische Wünschelrute Führende von dem strahlenden Körper durch eine Wand oder eine Mauer getrennt ist, kann der Sucher die ausgesandten Strahlen empfangen und den Körper identifizieren. Ich habe diesem Versuch beigewohnt. Ein Metalldraht wird auf dem Fußboden zwischen einem entfernten Zimmer und dem Zimmer, wo sich der Sucher aufhält, ausgelegt. Wenn man in dem entfernten Zimmer an das Ende des Metalldrahtes ein Stück Metall oder Mineral hält, so prüft der Sucher in dem Zimmer, wo er sich befindet, das andere Ende des Drahtes mit der Wünschelrute und gibt an, welches Metall oder Mineral sich im entfernten Zimmer befindet. Alles dies hat etwas vom Wunder an sich. Es ist phantastisch, es ist unerhört, aber es verdient darum nicht weniger die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt."

Hiernach kann man jetzt ruhigen Gewissens sagen, daß auch die geheimnisvollen Eigenschaften der Wünschelrute als Entdeckerin von unterirdischen Wasserläufen eine Erklärung gefunden haben. Jedes Grundwasser enthält nämlich in mehr oder weniger starker Beimengung mineralische und metallische Bestandteile. Die Ausstrahlungen dieser Bestandteile durchtränken im Laufe der Zeit den über dem verborgenen Wasser-

Digitized by Google

reservoir liegenden Erdboden derart, daß die Wünschelrute an den betreffenden Stellen durch Zuckungen reagiert. Früher glaubte man, daß die elektrischen Erscheinungen des Wassers ein Vibrieren der Wünschelrute hervorriefen. Versuche zeigten jedoch, wie wenig diese Theorie einer schärferen Kritik standhalten konnte. Erst die Magerschen Experimente haben den Fachleuten nun den Weg gewiesen, auf dem einzig und allein das Problem der Wünschelrute zu lösen ist. Wenn auch noch eine ganze Anzahl von Einzelvorgängen bei der Arbeit mit der Wünschelrute einer wissenschaftlichen Klärung bedarf, so ist das Fundament zum Aufbau weiterer Forschungen bereits gegeben. W. K.

Pariser Kunstsuppen. — Ebenso wie das menschliche Auge gilt auch das Suppenauge als sogenannter Seelenspiegel, wenigstens sind die meisten Suppenfreunde dieser Ansicht. Das Suppenauge ist wohl überall der Gradmesser für den Wert oder Unwert der Suppe, denn je lebhafter das Suppenauge glänzt, je fetter es aussieht, um so kräftiger ist auch die Suppe. Auf diesem allgemein starkverbreiteten Glauben basiert nun die Industrie der Kunstsuppen oder künstlichen Suppenaugen, die in Paris ein ganz einträgliches Geschäft ist und manchen Mann ernährt, allerdings die Hersteller besser als die Verzehrenden.

Die Suppenknochen gehen in Paris ihren besonderen Weg. Zuerst werden sie von den Fleischern an ihre Kundschaft, namentlich an die größeren Restaurants, unter der Bezeichnung réjouissance verkauft. Nachdem sie hier, oft wiederholt, zur Bereitung von consommés, zu deutsch Kraftbrühen, Verwendung gefunden haben, werden sie durch Zwischenhändler, die täglich in den besseren Häusern den nur irgendwie brauchbaren Küchenabfall zusammenkaufen, in die Kneipen dritter und vierter Klasse geliefert, wo dann aus ihnen nochmals eine Art „Bouillon" fabriziert wird. Von hier aus gelangen sie schließlich auf dem gleichen Wege in die Küchen der gargotiers, der sogenannten Garköche.

Hier nun wird aus diesen schon so und so oft abgekochten Knochen unter Zuhilfenahme von Wasser, Rübensaft, ge-

Digitized by Google

brannten Zwiebeln, sogar gebranntem Zucker und anderen ähnlichen Zutaten eine Brühe hergestellt, die von dem hungrigen Stammpublikum dieser Lokale gern genossen wird. Diese „Kraftbrühe“ ist von Natur selbstverständlich völlig blind und besitzt keine Spur von Fettaugen; sie müssen daher, um den Anforderungen der Gäste zu entsprechen, eingesetzt werden, was auf folgende interessante Art geschieht: Einer der Köche nimmt einen Löffel voll Fischöl in den Mund und bläst kräftig, während er die Lippen so fest als möglich geschlossen hält, aus. Dadurch erzeugt er aus dem Öle eine Art Sprühregen, der auf die braune, trübe Flüssigkeit fällt und auf diese einfache Weise die so beliebten Suppenaugen bildet.

Die Sache ist also sehr einfach, aber — — A. M.

Vom Wesen der Träume. — In dem geheimnisvollen Grenzlande zwischen Leben und Tod, das wir „Schlaf“ nennen, haben wir oft die seltsamsten Empfindungen unseres Lebens. Viele von uns wären außerstande, im wachen Zustande solch wilde Phantasien zu ersinnen, wie wir das unwillkürlich im Schlafe tun. Gelehrte des Altertums behaupteten auch, daß wir tatsächlich jede Nacht von Sinnen seien, da die Ähnlichkeit zwischen Träumen und Wahnsinn so groß sei. Und erinnern wir uns des Unzusammenhängenden, des Ausschweifenden, des Widersinnigen so mancher Träume, so könnte man wohl geneigt sein, dieser Ansicht beizustimmen.

„Aber,“ sagt nach den Mitteilungen einer englischen Zeitschrift Mister Hereward Carrington in einem geistreichen Vortrage, „wir dürfen auch nicht vergessen, daß schon manche Träume uns über Dinge unterrichtet haben, von denen wir im wachen Zustande keine Ahnung haben konnten. In der Bibel finden wir viele Berichte über solche Eingebungen und Erscheinungen während des Schlafes, und auch heute noch hören wir oft von Fällen, in denen telepathische oder hellseherische Erscheinungen im Schlafe empfangen und zu einem Traume verflochten wurden.“

Fast jeder, der überhaupt träumt — und wir alle träumen, nur erinnert sich nicht jeder seiner Träume — hat selbst schon einen oder mehrere der folgenden sieben Traumarten gehabt:

Digitized by Google

den Traum, in dem man fällt; den Traum, in dem man fliegt; den Traum, in dem man mangelhaft oder unangemessen gekleidet ist; den Traum, in dem man einem wilden Tiere, das uns verfolgt, oder einem Häscher, der hinter uns her ist, nicht entrinnen kann; den Traum, in dem man unwiderstehlich zu einem gefährlichen Ort gezogen wird; den Traum, in dem uns ein Lieblingswunsch erfüllt worden ist; den Traum, in dem wir eine Reise antreten wollen und mit dem Einpacken unserer Sachen durchaus nicht fertig werden können.

Hier haben wir also sieben verschiedene Träume, die fast ein jeder von uns ein oder das andere Mal gehabt hat. Sie müssen also doch einen Grund haben, es muß doch ein Gesetz geben, nach dem gerade diese Träume sich so oft wiederholen. Was ist das aber für ein Gesetz?

Träume werden durch die verschiedenartigsten Ursachen hervorgerufen. Eine der häufigsten ist die: Die Eindrücke des Körpers teilen sich dem Gehirn mit und werden dort zu Träumen verarbeitet. Ist uns das Deckbett heruntergefallen und liegt der Körper bloß, dann haben wir das Gefühl der Kälte. Dann träumen wir möglicherweise, daß wir uns auf einer Nordpolreise befinden. Liegen wir hingegen zu warm, so werden wir im Traume vielleicht von den Schergen des Mittelalters lebendig verbrannt und so weiter. Die Phantasie bemächtigt sich solcher Eindrücke, spinnt sie weiter aus und verwebt sie entweder zu einem schönen Roman oder auch zu einem fürchterlichen Erlebnis. In unseren Träumen sind wir alle Schauspieler.

Wie verhält es sich aber mit den Träumen, in denen man fällt oder fliegt? Viele Theorien sind zu ihrer Erklärung aufgestellt worden; die wahrscheinlichste dürfte wohl folgende sein: Bleibt man zu lange in derselben Lage liegen, so stockt die Blutzufuhr auf der unteren Hälfte des Körpers. Die Folge davon ist, daß in diesem Körperteile alle Eindrücke schwinden, wir fühlen nicht mehr, daß das Bett uns hält, bald haben wir aber auch die Empfindung, daß uns überhaupt nichts mehr hält, daß wir im Raume schweben, daß wir fallen oder fliegen. So lassen sich die meisten dieser Träume erklären.

Digitized by Google

Ein allgemein verbreiteter Glaube ist, daß wenn wir bei solchem Falle den Boden berühren, wir sterben müssen. Das ist natürlich Aberglaube. Carrington erzählt einen Fall, der ihm bekannt geworden ist, von einem Manne, der bei seinem Falle den Boden berührte, sich vollständig in Stücke zerschmettert sah, die Stücke dann selber aufraffte und zusammenfügte. Und er selber stand dabei und sah diesem seltsamen Schauspiele zu! J. C.

Ein giftfester Schlangenbeschwörer. — Ein Mitarbeiter des „Globe" erzählt eine merkwürdige Schlangengeschichte aus Indien, wo er lange Jahre lebte. Er war begierig zu erfahren, ob die bekannten indischen Schlangenbeschwörer durch ihre Musik auch wilde Schlangen heranlocken könnten. Als einst zwei Schlangenbeschwörer zu ihm kamen, versprach er ihnen eine Belohnung, wenn es ihnen gelänge, eine solche zu fangen. Einige Tage vorher hatte er nämlich ein Exemplar der besonders bösartigen schwarzen Kobra in seinem Garten beobachtet und gesehen, wie sie in einen Ameisenhügel kroch.

Die Schlangenbeschwörer hockten davor nieder und bliesen auf ihrer Rohrpfeife. Nach einiger Zeit erschien die Schlange plötzlich und streckte ihren Kopf aus dem Loche. Der eine Inder stürzte sich sofort mit großer Schnelligkeit auf sie, ergriff sie mit Daumen und Zeigefinger am Halse dicht unterhalb des Kopfes, so daß sie nicht beißen konnte. Er versuchte alsdann, sie zum Tanzen zu veranlassen, indem er ihr ein kleines Stück einer weißen Wurzel über den Kopf hielt. Die Schlange versuchte wegzukriechen, wurde aber jedesmal wieder zurückgebracht und fing endlich in der Tat an, sich langsam um sich selbst zu drehen.

Der Europäer fragte den Inder darauf, was er getan hätte, wenn die Schlange ihn gebissen haben würde. Der antwortete, daß er ein sicheres Heilmittel gegen Schlangenbiß bei sich führe und keine Angst habe. Mehr im Scherz als im Ernst sagte der Engländer, daß er ihm fünf Rupien geben würde, wenn er sich von der Schlange beißen ließe. Sofort, und ohne daß es verhindert werden konnte, steckte der Inder der Schlange einen Finger in den Rachen. Als er ihn zurückzog, waren zwei

Digitized by Google

leicht blutende Punkte darauf zu sehen. Er gab die Schlange seinem Kollegen, der sie in einen Korb legte, nahm ein Stück eines verbrannten Knochens, den er als „Schlangenstein" bezeichnete, aus seinem Schurz und hielt ihn an die Wunde. Die Adern schwollen dick an, legten sich aber bald wieder, und nach einiger Zeit ließ der Inder den Stein fallen, erklärte, daß alles Gift herausgezogen sei, und ließ sich eine halbe Kokosnuß voll Milch bringen, in die hinein er den Schlangenstein warf. Die Milch warf lebhaft Blasen, dann zeigte sich auf der Oberfläche eine ölige, strohgelbe Flüssigkeit. Der Engländer ließ ein junges Huhn bringen, dem er eine leichte Wunde beibrachte, und tauchte es in die ölige Flüssigkeit. Das Küken starb innerhalb zehn Minuten unter allen Symptomen einer Vergiftung. O. v. B.

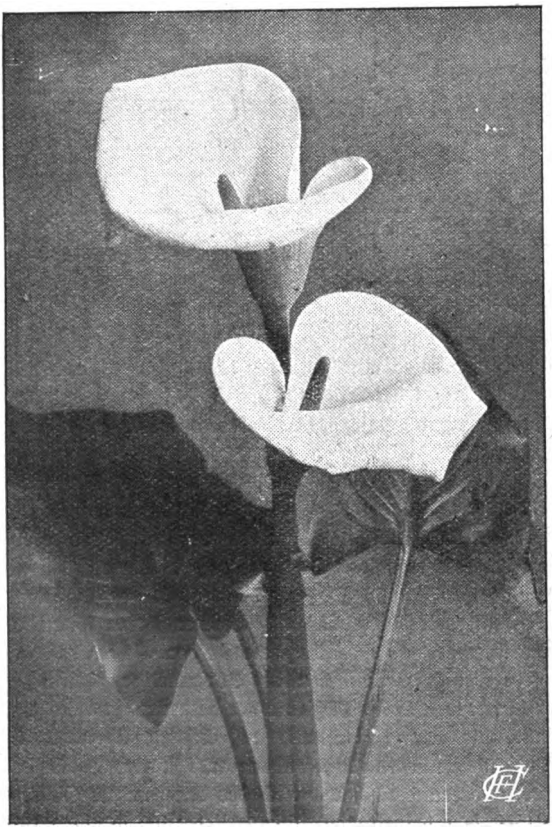
Neue Kallasorten. — Die anspruchsloseste aller Zimmerpflanzen ist ohne Zweifel die hochragende Kalla oder Richardie mit den sehr großen, glänzenden, pfeilförmigen Blättern und großen, weißen, tütenförmigen Blumen. Zum Unterschiede vor anderen Zimmerblumen erfreut sie sich eines gar lebhaften Durstes. Während es ein sonst so oft begangener Fehler ist, das durch den Wurzelballen sickernde Wasser im Untersetzer stehen zu lassen und dadurch Wurzelfäule zu erzeugen, kann die Kalla Wasser in Menge vertragen.

Neuerdings hat die Kunstgärtnerei neue Kallasorten in den Handel gebracht, die vor der alten Calla aethiopica manche Vorzüge haben, die vor allem nicht allzusehr ins Kraut gehen, reichlicher blühen und ihren Flor schon im Winter zur Entfaltung bringen. Da ist zunächst die Calla devoniensis, die etwa 40 Zentimeter hoch wird. Sie läßt ihre Blumen schon im November erblühen. Noch schöner, weil niedriger und reicher blühend, ist die Neuzüchtung, die unter dem Namen „Perle von Stuttgart" in den Handel gebracht wird. Sie hat den Vorzug, daß der Flor ihrer großen, reinweißen Blumen auf mehreren Stengeln im Herbst und Winter eintritt.

Wenn nun Mitte Mai die Tage der drei gestrengen Herren vorüber sind, kommen die Töpfe mit den Pflanzen in den Garten und werden hier an einem sonnigen Platz niedergesetzt.

Digitized by Google

Hier bleiben die Töpfe ohne jegliche Pflege bis Mitte Auguſt. Nun werden die Knollen herausgenommen und in 12 bis



Kalla „Perle von Stuttgart“.

15 Zentimeter weite Töpfe mit Miſtbeeterde eingepflanzt. Die Töpfe werden dann auf einem freien Beete bis an den Rand eingeſenkt und mäßig gegoſſen. Bald zeigt ſich neuer

Digitized by Google

Trieb, und Ende September nimmt man die Pflanzen, von denen schon einige Knospen haben, ins Wohnzimmer.

Will man im Sommer blühende Kalla haben, so pflanze man im April bis Mai die Knollen der Calla albo-maculata in Töpfe. Sie trägt weißgefleckte Blätter, ist niedrig und weißblühend. St.

Pensionsgesuch einer Spionin. — Elastischen Schrittes und mit echt militärischer Strammheit, trotzdem sie schon über achtzig Jahre auf den Schultern hat, erschien unlängst Mistreß Luise Bliß im Bundeskreisgericht zu Sheridan im Staate Wyoming, um eine militärische Pension zu beanspruchen. Diese betraf nicht etwa einen Sohn oder Gatten, sondern ihre eigene Person, auf Grund ihres aktiven Dienstes beim 63. Illinoiser Regiment während des Bürgerkrieges. Teils diente sie als Spionin, teils als Soldat in heißer Schlacht. Sie hat lange gewartet, bis sie die Unterstützung beanspruchte, zu der sie vollauf berechtigt ist, und sie wäre noch jetzt zu stolz dazu gewesen, wäre sie nicht schnöde um ihre Habe gebracht worden.

Sie war eine der besten Spioninnen des Bürgerkrieges auf seiten der Union und ist oft mit Erfolg in das Lager der Konföderierten geschlichen, um wertvolle Auskunft zu bringen. Aber sie machte auch manche der hitzigsten Kämpfe, besonders um Vicksburg herum, als regelrechter Soldat in Männerkleidern mit; eine tiefe Narbe, die über ihrem linken Auge sichtbar ist, rührt von einer Kugelwunde her. Es hat bekanntlich nur sehr wenige Spioninnen im Bürgerkriege gegeben, und unter diesen war Luise Bliß eine der bedeutendsten und wahrscheinlich die einzige, die auch auf Schlachtfeldern kämpfte.

Doch nicht nur Kugeln, sondern auch Amors Pfeile haben sie verwundet und noch während des Krieges zur Gestaltung ihres Geschickes beigetragen. Sie verliebte sich in einen Unteroffizier namens John Sibler und heiratete ihn, noch ehe das große Ringen sein Ende erreichte. Nach dem Tode Siblers blieb sie längere Zeit Witwe, und dann reichte sie einem alten Soldaten, Leander Bliß, die Hand zum Bunde. Auch Bliß ist schon lange dahingeschieden, und er hinterließ ihr ein recht

Digitized by Google

beträchtliches Vermögen, mit dem sie den Rest ihres Lebens sorgenfrei hätte verbringen können, wenn nicht schließlich ein westlicher Viehzüchter sie um alles betrogen hätte. Gänzlich mittellos geworden, erinnerte sich die Hochbetagte endlich daran, daß sie Anspruch auf Hilfe von Onkel Sam hätte. O. v. B.

Ein findiger Hausarzt. — Der berühmte Schauspieler Döring war die größte Sorge seines Hausarztes, denn er sträubte sich stets, Medizin zu nehmen, und alle Überredungskünste des ärztlichen Ratgebers scheiterten an des Künstlers kategorischer Erklärung: „Ich nehm's nicht!"

Zur Zeit, als er mit Verdauungsstörungen zu kämpfen hatte, trat er in einem Stück auf, in dem er im letzten Akt aus einem Kristallpokal Gift trinken mußte. Döring hatte den Regisseur vorher verständigt und ihn gebeten, Portwein in den „Giftbecher" zu tun, damit das Publikum auch deutlich sehe, wie der Held den Gifttrank langsam und mit Überlegung kaltblütig schlürft.

Döring erntete am Abend großen Beifall; als er aber in der Endszene den Giftkelch an die Lippen führte, mußte er zu seinem Entsetzen bemerken, daß dieser statt des alten Portweins einen sehr kräftigen, sorgsam bereiteten — Sennesblättertee enthielt. Aber es gab kein Zurück; er mußte die Medizin schlucken. Sein Mienenspiel soll dabei von erschütterndem Realismus gewesen sein, und das Publikum bereitete dem Künstler zum Schluß stürmische Ovationen. Er aber hat seinem schlauen Hausarzte den Streich nie verziehen, obwohl ihm der Sennesblättertee ausgezeichnet bekommen sein soll. O. v. B.

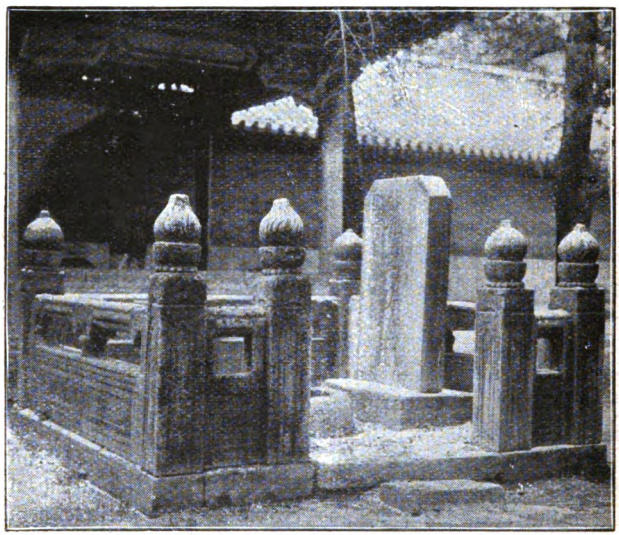
Erinnerungen an Konfutse. — Konfutse oder, wie er in latinisierter Form meist genannt wird, Confucius, der Schöpfer der heutigen chinesischen Staatsreligion, stammt aus der Familie Khung, die ihre Ahnenreihe bis auf das Jahr 1121 vor Christo zurückführt und noch gegenwärtig zahlreiche Mitglieder besitzt, die in mehreren Ortschaften in der Nähe der Stadt Kyfu wohnen.

Konfutse wurde 551 vor Christo in der Stadt Tseu in der jetzigen Provinz Schantung geboren. Schon im dritten Lebensjahre des Knaben starb sein Vater, wodurch die Familie in

Digitized by Google

Armut verfiel. Wie andere Söhne vermögensloser Familien mußte sich auch der junge Konfutse im Haushalt betätigen und unter anderem auch das Wasser für das Vieh aus einer nahen Quelle herbeitragen.

Um diese Quelle herum ist jetzt ein Tempel des Konfutse



Die Konfutsequelle.

gebaut. Sie wurde auch die Ursache, daß jetzt bei keinem Konfutsetempel Wasser fehlen darf.

Von dem weiteren Lebensgang Konfutses sei nur erwähnt, daß er nach seiner Verheiratung zuerst als Aufseher der öffentlichen Getreidespeicher angestellt wurde, mit dreißig Jahren Jünger um sich zu scharen begann, denen er seine Lehren vortrug, um das Jahr 500 vor Christo herum vom Fürsten des Staates Lu zum Justizminister ernannt wurde, dann an den Höfen der Kleinstaaten als Wanderlehrer auftrat und 478 vor Christo ziemlich unbeachtet und enttäuscht in Wei in der Nähe von Kyfu starb.

Digitized by Google

Nicht lange nach seinem Tode wuchs aber seine Anhängerschaft schnell. Bereits im Jahre 194 begann man ihm zu opfern, im Jahre 1 nach Christo wurde er nachträglich zum Herzog erhoben, und im Jahre 54 nach Christo wurden für ihn allgemeine Opferfeste angeordnet, sowie Tempel für ihn errichtet. Seine Grabstätte ist heute ein Nationalheiligtum des chinesischen Reiches. Der Friedhof, auf dem es steht, umfaßt 3000 Morgen Land. Er liegt unweit der Stadt Kyfu. Eine 1400 Meter lange Allee von Zypressen führt vom Eingangstor des Friedhofes bis zum Grabmal. Zahlreiche Torhallen überwölben den Alleeweg. Vor der letzten, durch die

Das Grabmal des Konfutse.

man in das Tscheschanglimmen, „die Stätte, wo der Allerheiligste ruht", tritt, stehen zu beiden Seiten je vier Bildwerke. Die ersten drei stellen Tiere dar, die anderen die „hochehrwürdigen Oheime" Konfutses, einen Zivilmandarin und einen Militärmandarin.

Digitized by Google

Das Grab selbst, das von Zypressen beschattet wird, ist schlicht. Mehrere Stufen führen auf eine Plattform, auf der sich das Epitaph erhebt. Davor steht ein Altar, auf dem Konfutse Weihrauch geopfert wird. Der Grabstein trägt in alten Schriftzeichen die Inschrift: Tscheschengmu, Grab des Allerheiligsten. Dicht neben dieser Grabstätte liegen die Gräber des Sohnes und des Enkels. Letzterer erwarb sich als Verfasser des Buches „Über die goldene Mittelstraße" hohen literarischen Ruhm. Ferner befindet sich noch in der Nähe des Grabmals das Trauerhaus, das auf der Stelle errichtet wurde, wo der Überlieferung nach die Jünger Konfutses drei Jahre lang um ihn trauerten. Th. S.

Befriedigte Neugierde. — Den Amerikanern sagte man einst eine ganz besonders ausgeprägte Neugierde nach. Ob das jetzt noch so ist, steht dahin, aber zu Zeiten Benjamin Franklins muß es so gewesen sein.

Als dieser noch Buchdrucker in Philadelphia war, mußte er eine Geschäftsreise nach Boston unternehmen. Bei seiner Ankunft im Hotel zu Providence im Staate Rhode-Island trat er ins Gastzimmer, das zufälligerweise leer war. Der Wirt wollte, wie es schien, seinen Gast nicht allein lassen, ohne erst seine Neugierde befriedigt, ihn also recht ausgiebig ausgefragt zu haben.

Franklin, der dieses voraussah, beschloß, ihm zuvorzukommen, und es entstand folgendes Gespräch.

„Sie sind verheiratet, Herr Wirt?"

„Jawohl," war die Antwort, „denn ein Wirt ohne Wirtin geht nicht."

„Gut," fuhr Franklin fort, „so erweisen Sie mir den Gefallen, mich mit Ihrer Gattin bekannt zu machen."

Der Wirt ging, sie zu rufen.

Franklins nächste Frage galt der Hausfrau. „Haben Sie Kinder?"

„Nicht weniger als fünf," erwiderte diese stolz, „drei Jungen und zwei Mädchen."

„Seien Sie doch so gut," bat Franklin, „die lieben Kleinen rufen zu lassen, wenn sie nicht etwa in der Schule sind."

Digitized by Google

„Sie sind alle zu Hause und sollen sogleich erscheinen!“ erklärte die Hausfrau, ging und brachte nach wenigen Minuten die Kinder ins Zimmer.

„Noch eine Frage, Herr Wirt,“ sagte Franklin jetzt. „Wie viele Dienstboten haben Sie?“

„Vier,“ war die Antwort, „zwei männliche und zwei weibliche.“

„Ich möchte sie gerne hier beisammen sehen. Ich habe meine Ursache dazu.“

Der Wirt brachte auch seine vier Dienstboten in das Zimmer.

Nun fragte Franklin: „Ist das also Ihre ganze Haushaltung, Herr Wirt?“

„Ja,“ war die Antwort. „Sie haben alles vor sich, was im Hause den Mund auftun kann.“

„Gut!“ sprach Franklin. „Wisset, meine guten Freunde, daß ich Benjamin Franklin heiße, von Gewerbe ein Buchdrucker bin, in Philadelphia wohne und diesmal nach Boston gehe, um dort einen Papierhandel abzuschließen. Wenn ich damit fertig bin, kehre ich nach Philadelphia zurück. Wollt ihr sonst noch etwas von mir wissen, so fragt, fragt bis ihr fertig seid, ich werde alles genau beantworten. Dann aber hoffe ich, werdet ihr mich in Ruhe meinen eigenen Gedanken überlassen.“ C. T.

Eine gute Antwort. — König Ludwig XVI. von Frankreich, der auf dem Blutgerüst die Sünden seiner Vorfahren büßen mußte, wurde oft von trüben Ahnungen gequält. Die Krone war ihm häufig eine schwere Bürde. Schon als Prinz sagte er einst zu dem königlichen Leibarzt, dem bekannten Philosophen und Nationalökonomen Quesnay: „Ach, wie schwierig wird es sein, welche Verantwortung wird einst auf mir lasten, wenn ich erst König von Frankreich bin!“

Quesnay versuchte ihn zu beruhigen und meinte, die Sache sei gar nicht so schlimm.

Erregt fragte ihn darauf der Prinz: „Wie würden Sie es denn machen, wenn Sie König von Frankreich wären?“

„Sehr einfach — ich würde gar nichts machen!“

Digitized by Google

„Aber um Himmels willen, wer sollte dann Frankreich regieren?"

„Nun — das Gesetz!" —zen.

Scheintod und Röntgenstrahlen. — Doktor Charles Valliant hat bedeutsame Untersuchungen über die Feststellung des Scheintodes durch Röntgenstrahlen gemacht. Diese neue Methode wird die schrecklichen Vorgänge, daß Scheintote beerdigt werden, in Zukunft völlig unmöglich machen. Bisher gab es bekanntlich einige sehr wenig zuverlässige Arten, den Scheintod festzustellen. Man hielt dem Gestorbenen einen Spiegel vor den Mund, um das Vorhandensein selbst geringer Atmung zu erkennen, oder man spritzte ihm Fluoreszein unter die Haut, das bei Lebenden eine starke Gelbfärbung hervorruft. Diese Mittel täuschen aber sehr oft und können eine Sicherheit nicht beanspruchen.

Dagegen hat nun Doktor Valliant festgestellt, daß die Durchleuchtung eines Scheintoten mit Röntgenstrahlen eine völlig sichere Erkennung des Scheintodes ermöglicht. Es ist nämlich von ihm festgestellt worden, daß die Röntgenphotographie eines Scheintoten im Gegensatz zu der eines wirklichen Toten die Magen- und Darmpartien nicht unterscheiden läßt. Die Gase in dem Magen eines Toten sind schwefliger Natur und beginnen nach einiger Zeit zu phosphoreszieren. Werden diese phosphoreszierenden Strahlen nun von einem Röntgenapparat durchleuchtet, so wirken sie auf die photographische Platte sehr kräftig ein und erzeugen dadurch ein Bild, das deutlich die Abgrenzung des Magens und Darmes zeigt.

In den französischen Krankenhäusern wird aus diesem Grunde in Zukunft in allen Fällen, in denen die Gefahr des Scheintodes vorliegt, eine photographische Aufnahme des Betreffenden vorgenommen werden. Aus dem Bilde können dann die Ärzte mit unbedingter Sicherheit feststellen, ob Scheintod vorliegt oder nicht. O. v. B.

Die älteste Münchhausiade. — Auf einem aus dem Jahre 1800 vor Christus stammenden Papyrus wird folgende Geschichte erzählt: „Es ist noch nicht lange her, daß ein Mann aus

Digitized by Google

Berber sich hier niederließ, den wir alle gekannt haben. Eines Morgens führte er ein Pferd zur Tränke an den Nil, band den Strick, an dem er es hielt, um seinen Arm und kniete, während das Tier seinen Durst löschte, zum Gebete nieder. In dem Augenblick fegt ihn ein Krokodil mit seinem Schweif in das Wasser und verschlingt ihn. Das Pferd wendet alle Kräfte an, um zu entfliehen, und da der im Bauche des Krokodils befindliche Arm seines Herrn, an welchem der Strick festgeknüpft war, diesen nicht loslassen konnte und der Strick auch nicht zerriß, so zog das entsetzte Pferd an letzterem das Krokodil selbst nicht nur aus dem Flusse heraus, sondern schleppte es auch über den Sand bis an die Tür seines Stalles fort, wo es dann bald von der herbeikommenden Familie getötet und der Verunglückte noch in seinem Inneren ganz unversehrt gefunden wurde." C. T.

Der Küchenzettel eines Obersten aus dem Dreißigjährigen Kriege. — Im Februar 1627 wurde die Stadt Stolberg a. H. von den Kaiserlichen heimgesucht, wobei der Oberst Vitzthum den Bürgermeister zu sich befahl und von ihm neben vielen anderen Dingen auch die Lieferung seiner persönlichen wöchentlichen Küchenbedürfnisse forderte.

Dieser „Küchenzettel" lautete: Einen Korb kleine und große Rosinen; zwei Hüte besten Zuckers; sechs Pfund Mandeln; zwei Pfund Ingwer; ein Pfund Pfeffer; ein halbes Pfund Gewürznelken; ein Viertelpfund Safran; ein Pfund Zimt; ein Pfund Muskatblüte; ein Pfund Muskatnüsse; ein Schock Pomeranzen und Zitronen; drei Pfund Parmesankäse; vier Fäßchen rote Rüben; ein Fäßchen Gurken und Kapern; ein Fäßchen Oliven; ein Fäßchen eingezuckerte Pomeranzenschalen; einen halben geräucherten Lachs; einen halben frischen Lachs; zwanzig Pfund Stockfisch; acht Pfund geräucherten Aal; sechs Pfund Forellen; einen Viertelzentner ungarische Pflaumen; fünf Pfund Reis; vier Pfund Hirse nebst der erforderlichen Milch; sechzig Pfund Butter; vier Schock Harzkäse; ein halbes gemästetes Rind; drei Kälber; vier Schafe; acht Hühner; zwei Faß Bier; ein Faß Breihahn; einen Eimer besten Rheinwein; einen Scheffel Salz; eine Maß Kirschenmus, eine Maß Heidel-

Digitized by Google

beermus; zwei Schock Äpfel; sechs Zentner weißes und schwarzes Brot.

Das waren also die wöchentlichen „Bedürfnisse“ eines Obersten; danach kann man ermessen, was überhaupt in der Stadt nach dem Wiederabzug der Soldateska für die armen Bewohner noch übriggeblieben sein mag. C. M.

Der vorsichtige Minister. — Als M. de Persigny französischer Minister des Innern war, erhielt er eines Tages den Besuch eines seiner besten Freunde, den er sofort zu sich in sein Arbeitszimmer führen ließ. Bald war zwischen den beiden Herren eine lebhafte Unterhaltung im Gange.

Plötzlich erschien der Diener und überreichte dem Minister einen Brief. Doch Persigny gab ihm denselben wieder zurück mit den Worten: „Ich danke Ihnen. Nehmen Sie den Brief nur wieder mit. Ich brauche ihn heute nicht.“

Der Diener verbeugte sich und verschwand mit seinem Briefe.

Als Persigny bemerkte, wie ihn sein Freund verwundert ansah, lachte er und sagte: „Ich will Sie gern aufklären, doch kann ich dies nur im größten Vertrauen tun, da ich sonst Gefahr laufe, ein sehr gutes Hilfsmittel zu verlieren. Wie Sie wissen, bin ich etwas heftigen Temperaments, und da ich mir meiner Schwäche sehr wohl bewußt bin, habe ich angeordnet, daß jedesmal, wenn ich so laut werde, daß man es im Vorzimmer hören kann, mir sofort ein leerer Briefumschlag hereingebracht wird. Das erinnert mich daran, daß mein Temperament mit mir durchzugehen droht, und augenblicklich beruhige ich mich dann.“

Jetzt lachte auch der Besucher und versprach, das Geheimnis zu hüten, das er in der Tat erst nach Persignys Tod preisgab. J. C.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Digitized by Google

Das Ideal

aller Damen ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und blendendschöner Teint. Jede Dame wasche sich daher m. d. allein echten

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Barbarossa, Konstanz. Gut bürgerl. Hotel. 100 Betten von 2—3 M. Elektr. Licht, Zentralheizg. Offene Weine, Münchener u. Fürstenberg v. Faß. Bäder. Herren-u. D.-Friseur i. Hause.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Lehrbuch der Graphologie.

Von L. Meyer. Vierte Auflage. Groß-Oktav.
263 Seiten mit 348 Handschriften-Faksimiles.
Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark.

Das Buch ist anerkannt der beste und sicherste Wegweiser in das Gebiet der Graphologie. Es berücksichtigt die neuesten Forschungen und Erfahrungen und gibt eine große Zahl gut gewählter Schriftproben.

Es ist das einzige Werk, das in klarer, leichtfaßlicher und praktisch vom Leichteren zum Schwereren fortschreitender Form den Laien in diese neue Wissenschaft einführt, deren Ergebnisse so leicht von Unkundigen mißbraucht werden können. Die Verfasserin hält sich von Übertreibung oder Überschätzung ihrer Kunst fern und wird so noch manchen Skeptiker von ihren Anschauungen überzeugen. **Wiesbadener Tageblatt.**

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bewährt b. Kopfschmerz, Uebelkeit, Magen- u. Nervenleiden!

Original-Flasche.

Die aller Hausmittel u. millionenfach bewährt ist Lichtenheldt's echte

HINGFONG ESSENZ

Man achte genau auf die **Schutzmarke „Licht"**, denn nur diese bietet Garantie für **Echtheit u. Wirksamkeit.** In den meisten Apotheken erhältlich, wo nicht versendet das **Laborat. Lichtenheldt** Meuselbach 4a (Thür. Wald) **12 Flaschen zu M. 3,80,** nur bei 30 Flaschen franko für Wiederverkäufer.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neue Romane beliebter Autoren:

Das Rätsel von Kronfeld. Roman von **Georg Hartwig.** Geheftet 4 Mark, geb. 5 Mark.

Hiddensee. Roman von **Adolf Wilbrandt.** Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Söhne des Reichslands. Roman von **Hermann Stegemann.** Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Die lustige Frau Regine. Novellen von **W. Heimburg.** 5. Aufl. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Der Stärkere. Roman von **W. Heimburg.** 4. Auflage. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Über steinige Wege. Roman von **W. Heimburg.** 5. Auflage. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Wie auch wir vergeben. Roman von **W. Heimburg.** 6. Aufl. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Der blaue Diamant. Roman von **Georg Hartwig.** 2. Aufl. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Wär' ich geblieben doch! Roman von **Georg Hartwig.** 2. Aufl. Geh. 3 Mark 50 Pf., geb. 4 Mark 50 Pf.

Siegwart. Roman von **E. Werner.** 3. Auflage. Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Die Erste Beste. Roman von **Hedwig Erlin.** Geheftet 3 Mark 50 Pf., geb. 4 Mark 50 Pf.

Sinkendes Land. Roman von **Wilhelm Poeck.** Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Turmschwalben. Humoristischer Roman von **Wilhelm Poeck.** Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Sei so wie ich. Roman von **H. von Hippel.** Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Fata Morgana. Roman von **Gustav Johs. Krauß.** Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Der Vaquero. Roman von **Balduin Möllhausen.** Geheftet 4 Mark 50 Pf., gebunden 5 Mark 50 Pf.

Unter Schwarzwaldtannen. Roman von **Luise Westkirch.** Geheftet 3 Mark, geb. 4 Mark.

Stumme Musikanten. Roman von **Luise Glaß.** Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Welche von Beiden? Roman von **Balduin Möllhausen.** 2 Bde. Geheftet 6 Mark 50 Pf.

Sabine Bucher. Roman von **Adelheid Weber.** Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche

Neue Büc

Handbuch d
und Ob
Anleitung
richt im fr
Herausge
Mit 15 Ta
Ein ausgez
bewährten Fa

Illustrierte
der Unt
Lernmitte
Lehrgang
von Prof
Quart-For
Diese Lehr
Unterstufe des
der hier sowoh
Gesichtspunkte

Neue Meth
Mit 19 T
Lehrpläne
Quart-For
Das Buch w
unterrichtet we

Illustrie
schule
Nebst
Berlin.
mehrt
332 Abb
gebrauch

Der mod
Handbu
Behand
und 24

Das Mod
Mit 1
fertig ge

Stanford University Libraries
3 6105 012 106 030

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Digitized by Google